

Exklusiv: Rolf Knie, Regula Stämpfli, Bernd Lucke, Bruno Stefanini

Nummer 38 – 18. September 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Schaumschläger der Energiewende

Pleiten, Grössenwahn und Blendwerk: Die erstaunliche Karriere des einflussreichen Umweltaktivisten Nick Beglinger. *Von Markus Schär*

Süßes Diplomatenleben

Unsere besten Botschafter verdienen nach Steuern mehr als Bundesräte.
Von Florian Schwab

Ich, der Gotteskrieger

Früher bei al-Qaida, heute Islamisten-Gegner – ein Besuch. *Von Kurt Pelda*





65° 19' 6,7" N - 137° 20' 14" W

EINIGE TAGESMÄRSCH E ENTFERNT VON DEN LETZTEN SPUREN MENSCHLICHEN LEBENS

Die TUDOR Heritage Ranger erinnert an den Pioniergeist des hohen Nordens und an abenteuerliche Reisen mit Schlittenhunden durch polare Eiswüsten. Diese zeitgemäße Neuinterpretation eines Klassikers kombiniert technische Finesse und Funktionalität mit den Anforderungen, die eine raue Umgebung stellt. Das Manschettenarmband, die satinierte Oberfläche und das dezente Zifferblatt sind nur einige der Merkmale, durch die moderne Städter einen Blick auf eine mythische Welt und große Expeditionen vergangener Tage werfen.

TUDOR HERITAGE RANGER

Mechanisches Uhrwerk mit Selbstaufzug, wasserdicht bis 150 m, Edelstahlgehäuse 41 mm.



TUDOR
WATCH YOUR STYLE

BEXER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com

Intern

Eigentlich wollte unser Reporter zur Front in Syrien fahren, also dahin, wo eine Rebellenallianz gegen die Dschihadisten des sogenannten Islamischen Staats (IS) kämpft. Doch unterwegs legten seine kurdischen Begleiter Halt in einem Trainingslager ein, nur wenige Kilometer von der Kampfzone entfernt. Dort unterrichtete ein ehemaliger Al-Qaida-Mann junge Männer in der Kunst, die Terroristen mit deren eigenen Waffen zu schlagen: mit Bombenattentaten, Hinterhalten und Anschlägen auf Chefterroristen. Rund zwölf Jahre lang war der Auszubildner selber Al-Qaida-Kämpfer gewesen, im Sudan, in Afghanistan und in Russland. Nach einem fehlgeschlag-



Hofft auf Vergebung: Ex-Terrorist al-Kassar.

nen Attentat auf die US-Botschaft in Damaskus kam er ins Gefängnis. Nun will er sein Know-how gegen den IS einsetzen – und hofft auf Vergebung für seine Verbrechen. **Seite 48**

Die Energiewende ist das vermutlich teuerste politische Vorhaben der jüngeren Schweizer Geschichte, ein gigantischer Umbau, der unser Leben auf ganz neue Grundlagen stellen soll. Ausgang: vollkommen ungewiss. Die Architekten dieser Weltbeglückung von oben können sich bald der ungeteilten Zustimmung der Medien erfreuen. Es geht um enorme Summen, um Ozeane an Subventionen. Wie immer, wenn ein Boom künstlich hochgepeitscht wird, schwirren Mitschwimmer, Profiteure und Durchlauferhitzer mit, Leute, die ganz oben auf der Zeitgeistwelle surfen. Der wendige Öko-Lobbyist Nick Beglinger ist das wohl erfolgreichste Gewächs im Treibhaus dieser neuen Umwelt- und Klimapolitik. Unser Bundeshausredaktor Markus

Schär hat den einflussreichen Einflüsterer von Bundesrätin Doris Leuthard kritisch durchleuchtet und seine Biografie erforscht. Es ist schon erstaunlich, welche wunderlichen politischen Blüten der Klimawandel treibt. **Seite 22**

Die Affäre Legrix könnte man auch als Warnung an die Adresse der Stadtregierung von Baden lesen. Wie der Badener Stadtammann Geri Müll-



Rehabilitiert: Stadtpräsident Legrix.

wurde der Stadtpräsident von La Chaux-de-Fonds vorgut einem Jahr von seinen Ratskollegen kalt entmachtet, angeblich aus moralischen Gründen. Wie Müller wehrte sich Jean-Charles Legrix (SVP) mit allen Mitteln – und mit Erfolg. Heute ist er rehabilitiert. Doch der Preis war hoch. **Seite 30**

Der Iran gehört zu den faszinierendsten Ländern der Welt. Seine Menschen wissbegierig, intelligent und kreativ, hat Urs Gehrig bei der ersten Begegnung ins Herz geschlossen. 2009 hat er zum letzten Mal aus dem Iran berichtet. Er schilderte die brutale Niederschlagung der Reformbewegung von Mir-Hossein Moussavi, der die Präsidentenwahlen gegen Achmadinedschad angeblich haushoch verloren hatte. Es waren die heftigsten Ausschreitungen, die das Land seit der islamischen Revolution 1979 erschüttert hatten. Das Volk war gespalten wie nie zuvor in der Islamischen Republik. Medienberichte aus dem Land, das im Westen verdächtigt wird, an einer Atombombe zu forschen, gingen seither frappant zurück. Nach fünf Jahren hat Gehrig erstmals wieder ein Visum erhalten. In den nächsten Wochen schildert er seine Eindrücke. Die Serie beginnt mit Irans Schlüsselrolle im Kampf gegen die IS-Dschihadisten. **Seite 51**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Tom Kummer, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



RANGE ROVER EVOQUE

JETZT «COOL DEAL» MIT EXTRAS INKLUSIVE.

Beim «Cool Deal» für den Range Rover Evoque ist einfach mehr drin: Panoramaglasdach und Winterpaket mit beheizbarer Frontscheibe, beheizbaren Scheibenwaschdüsen, beheizbaren Sitzen für Fahrer und Beifahrer sowie beheizbarem Lenkrad. Profitieren Sie jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann vom «Cool Deal» mit dem gewissen Extra und 3.9% Leasing.

landrover.ch

**COOL
DEAL**

Extras im Wert von bis zu CHF 2'480.-

- Panoramaglasdach
- Winterpaket

Plus 3.9% Leasing ab CHF 474.-/Mt.



ABOVE AND BEYOND



Range Rover Evoque 2.2 eD4 Dynamic, 5-Türer, man., 2WD, 150 PS/110 kW, Gesamtverbrauch 5.0 l/100 km (Benzinäquivalent 5.6 l/100 km), Ø CO₂-Emissionen 133 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. Netto-Verkaufspreis CHF 54'700.- inkl. «Cool Deal» Paket (Panoramaglasdach, Frontscheibe und Scheibenwaschdüsen beheizbar, beheizbare Sitze für Fahrer und Beifahrer, beheizbares Lenkrad) im Wert von CHF 2'480.-. «Cool Deal» Paket: gültig für die Evoque Modelle 2014/15 (Pure, Prestige, Dynamic und Dynamic Plus). Immatriculationen in der Schweiz vom 11.8.14 bis 22.12.14 oder solange verfügbar. Leasingbeispiel: Range Rover Evoque 2.2 eD4 Pure, 5-Türer (inkl. «Cool Deal» Paket), gleiche Motorisierung. Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 148 g/km. Listenpreis CHF 44'900.-, Leasingrate CHF 473.15/Mt., Leasingzins 3.9%, eff. Leasingzins 3.97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 18% (nicht obligatorisch), Kautions 5% vom Finanzierungsbetrag (mind. CHF 1'000.-), Vollkasko oblig. Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Leasingpartner ist die MultiLease AG. Weitere Informationen zum «Cool Deal» bei Ihrem Land Rover-Fachmann.

Schneider- Ammann

Der Bundesrat als säkularer
Scheinheiliger.

Von Roger Köppel

Nein, das Problem besteht tatsächlich nicht darin, dass Bundesrat Johann Schneider-Ammann damals als Chef der von ihm erfolgreich geerbten Ammann-Gruppe mutmasslich rund 250 Millionen Franken legal am Schweizer Fiskus vorbeisteuerte, um die Wettbewerbsfähigkeit der von ihm geleiteten Firma im unwirtschaftlichen Höchststeuernkanton Bern zu sichern. Es ist auch völlig in Ordnung und sogar lobenswert, dass der freisinnige Politiker Schneider-Ammann heute die notfalls im Ausland bewerkstelligte Steueroptimierung zur patriotischen Pflicht jedes Schweizer Unternehmers erklärt.

Es muss, hier hat er durch alle Böden recht, das oberste Ziel jeder Firma sein, die Kosten zu senken, Gewinne zu erwirtschaften, erfolgreich zu sein. Die soziale Verantwortung des Unternehmers besteht nicht darin, möglichst viel Steuern zu zahlen oder möglichst viel zu spenden. Sein sozialer Auftrag ist die Gewährleistung langfristigen Erfolgs in seinem Unternehmen. Erfolgreiche Firmen schaffen und vergrössern den Wohlstand, von dem alles andere abhängt, übrigens auch der Sozialstaat.

Allein schon aus diesem Grund sind die wurstig übers Wochenende abgefeuerten Invektiven des SP-Präsidenten Christian Levrat gegen seinen ideologischen Gegner Schneider-Ammann politische Tischbomben der obersten Hohlraumklasse. Selbst wenn es zutreffen sollte, wie einzelne Zeitungen mäkeln, dass die Berner Steuerämter auf Druck der Bundesbehörden mögliche Fehler oder Versäumnisse auf Druck von oben nicht weiterverfolgten, wäre dies ein Versagen der Behörden und nicht ein Versagen Schneider-Ammanns, dessen Firma nach heutigem Kenntnisstand offen und korrekt informierte.

Levrats Angriffe gegen den Wirtschaftsminister sind Klopfschreie eines Sozialisten, der sich rechtzeitig vor den Wahlen in Erinnerung rufen will, Provokationen ohne Substanz, die in ihrer Schrilheit allerdings erhellend sind. Erhellend deshalb, weil Levrat seit dem 9. Februar akut unter dem Phantomschmerz eines ihm abhandengekommenen Druck- und Drohmittels leidet. Die Personenfreizügigkeit war für seine Linke eine nützliche Allzweckwaffe, um gewerkschaftliche Forderungen aller Art durchzuboxen. Seit der Souverän die Personenfreizügigkeit beerdigte, fahndet Levrat fieberhaft nach einer neuen Keule. Seine rhetorischen



Politische Tischbomben der obersten Hohlraumklasse.

Ausschweifungen sind der Versuch, den realen Machtverlust wortreich zu überdröhnen.

Die Levrat-Attacken verrauschen, aber wir dürfen Schneider-Ammann und seine FDP trotzdem nicht so leicht davonschleichen lassen. Die Polemik haben sich der Wirtschaftsminister und seine Partei in voller Eigenverantwortung selber zuzuschreiben. Tatsache ist: Nicht nur Levrats Sozialisten, denen der Antikapitalismus in den Genen liegt, sondern vor allem die sich wohlfeil nach links krümmenden Bürgerlichen vom Schlage eines Schneider-Ammann haben hierzulande ein Klima verschärft, in dem sich jeder anständige Bürger bereits mit einem halben Bein im



Gefängnis findet, wenn er darüber nachdenkt, wie er am besten Steuern sparen soll. Auch Schneider-Ammanns FDP hat an der billigen Entrüstungsspirale gegen Profitstreben und «Manager» mitgeschraubt.

Schneider-Ammann gehörte zur moralisierenden Vorhut jener Freisinnigen, die bei jeder Gelegenheit gegen den Finanzplatz lärmten, um eine «Weissgeldstrategie» zu fordern, die den gesamten Bankensektor samt Bankgeheimnis ins Zwielficht rückte. Im Sog von Ex-Parteichef Fulvio Pelli beteiligte sich Schneider-Ammann an sozialdemokratischen Pauschalverurteilungen der Finanzbranche als Hort der «Gier». Wenn wir unter Gier nüchtern nur den urmenschlichen Drang nach Maximierung der Einkünfte bei gleichzeitiger Minimierung der Ausgaben verstehen, dann wäre es heute Schneider-Ammann, der sein steuersparendes früheres Ich in den Senkel stellen müsste. Nicht die Steuerpraktiken der Ammann-Gruppe unter Schneider-Ammann sind geschmacklos. Geschmacklos ist die Selbstinszenierung des ehemaligen Patrons als säkularer Scheinheiliger in der Politik.

Bundesrat Schneider-Ammann kann nicht wie während der Frankenkrise in einer Blut-, Schweiss- und Tränenrede alle Schweizerinnen und Schweizer tadelnd dazu auffordern, ihre Lebensmittel und Autoersatzteile gefälligst nicht mehr ausserhalb unserer Landesgrenzen zu kaufen, weil es dort viel billiger ist – um dann etwas später die fiskalische Shoppingtour, die ihn selber als Unternehmer bis nach Luxemburg führte, rückwirkend zur selbstlosen patriotischen Tugend zu erklären. Als Unternehmer hat sich Schneider-Ammann genauso verhalten wie die von ihm gemassregelten Konsumenten: Er ging dorthin, wo es für ihn am günstigsten war. Wenn jemand bei anderen kritisiert, was er bei sich selber lobt, macht er sich leider unglaublich, an der Grenze zur Heuchelei.

Ich sage leider, weil der ganze unselige Fall für eine Entwicklung steht, die uns betrüben muss: Die einst blühende Steueroase Schweiz ist unter ausländischem Druck, aber aus eigenem Verschulden zu einem fiskalischen Schrebergarten des Misstrauens geworden. An jeder Hecke lauern Spitzel, die andere beim legitimen Steuersparen verpfeifen wollen. Dass die Linken diesen Wahnsinn vorantreiben, ist ihr Programm. Wenn Bürgerliche auf der Welle mitreiten, ist es intellektueller Selbstmord. Vielleicht ist es ausgleichende Gerechtigkeit wenn ausgerechnet Johann Schneider-Ammann, diese politische Inkarnation eingebildeter Unbeflecktheit, von den Dämonen heimgesucht wird, deren Freisetzung er betrieb.

Alles hat eben auch seine guten Seiten: Der Moralismus frisst seine Künster. Die Gutmenschen werden von ihrer eigenen Gutmenschlichkeit eingeholt.



Pulsschlag von Herz und Sexus: Seite 34



Grausame Zukunftspläne: Seite 36



Publikumsmagnet: Uriella. Seite 56



Üppige Bezüge: Tim Guldemann. Seite 26

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 **Kommentar** Unter ferner liefen: die Schweizer

11 **Im Auge** Macha Méril, Schauspielerin

12 **Parteien** Levrats Zorn

12 **Kultur** Goldene Pinsel

13 **Personenkontrolle** Ambühl, Wasescha, Aeschi etc.

13 **Nachruf** Ian Paisley, irischer Politiker

14 **Putin und das Comeback des Wodka-Russen**

Die westliche Propaganda hat bizarre Züge angenommen

16 **Die Deutschen** Dumme Wähler

16 **Wirtschaft** Falsche Signale

17 **Ausland** Der Protest wächst

18 **Mörgeli** Bestatter und Leichenschauer

18 **Bodenmann** Ratlose Trümmerfrauen

19 **Medien** Turkey shoot

19 **Gesellschaft** 1700 Euro, sofort!

20 **Leserbriefe** / Darf man das?

Hintergrund

22 **Schaumschläger der Energiewende**

Kein Lobbyist prägt die Schweiz so stark wie Nick Beglinger

26 **Das süsse Leben der Spitzendiplomaten**

Die Top-Gesandten kassieren mehr als ihr Chef

30 **Mobbing in La Chaux-de-Fonds**

Das Drama um Stadtpräsident Jean-Charles Legrix

32 **Vom Secondo zum Milliardär**

Der Winterthurer Immobilienkönig Bruno Stefanini

34 **Das grosse Porno-Experiment**

Regula Stämpfli: Plädoyer für das erotische Begehren

36 **Berufsziel Selbstmordattentäter**

Allan Guggenbühl über die Motivation der Jugendlichen

38 **Terrorismus** Die Killer-Ästhetik des Islamischen Staats (IS)

39 **Asylpolitik** Illegal beim pensionierten Lehrer

40 **Schrumpf-Schweiz**

Wie unser Wohlstand abgebaut wird

42 **Justiz** Das umstrittene Urteil im Fall Oscar Pistorius

44 **Was von der Revolte übrigblieb**

Bilanz des Arabischen Frühlings im Nahen Osten

48 **Ich, der Gotteskrieger**

Der Wandel des früheren Al-Qaida-Kämpfers Saifo al-Kassar

51 **Iran** Die Elitekämpfer der Mullahs

52 **Scheuer Revoluzzer**

Höhenflug von Bernd Luckes «Alternative für Deutschland»

54 **Europameister der Integration**

Was die Tschechen und Slowaken richtig gemacht haben

56 **Warten auf die Apokalypse**

Die Geschichte der Sektenführerin Uriella (Teil 2)

60 **Forschung** Zwei Schweizer kämpfen gegen resistente Keime



Die Wirkung macht den Unterschied.

Mit dem Werbebrief überzeugen Sie Ihre Zielgruppe persönlich und direkt. Ihrer Kreativität sind praktisch keine Grenzen gesetzt. Ihrem Erfolg auch nicht.

Fakten, Erfolgsgeschichten und Inspiration: post.ch/wirkung

DIE POST 

Gelb bewegt.



«Ich will mir selber immer wieder beweisen, dass ich etwas kann»: Rolf Knie. Seite 62

Interview

62 «Alle bewundern die Schweiz»

Was Rolf Knie anpackte, wurde zum Erfolg. Ein Gespräch mit dem Clown, Maler und Zirkusunternehmer über die Kunst, die Familie und die Schweiz

Stil & Kultur

68 Stil & Kultur Sophia Loren auf dem Bürgenstock

70 Bestseller

70 Krimi Joakim Zander verzichtet auf Gewaltexzesse

71 Humor Peach Weber auf Tournee

71 Jazz Christian Muthspiel & Steve Swallow

72 Die Welt durch die Lupe

Autorin Lydia Davis hat die Spitzfindigkeit zur Kunstform erhoben

74 Dank den Jesuiten

Wie Heiner Geissler vom Orden geprägt wurde

76 Top 10

76 Kino «Gemma Boveri»

77 Radio-Kritik «Focus» auf SRF 3

78 Namen Flirt in Lederhosen

79 Hochzeit Stefanie und Christian Luxat

79 Thiel Linksempfinden

80 Wein Pierre-Luc Leyvraz: D ezaley Grand Cru 2013

80 Zu Tisch Christian Jürgens im Restaurant «Überfahrt», Rottach-Egern (D)

81 Auto Audi A8 3.0 TDI

82 MvH trifft Anatole Taubman, Schauspieler

Autoren in dieser Ausgabe

Heiner Geissler



Der frühere deutsche Bundesminister und CDU-Generalsekretär war als Schüler und Student während sieben Jahren bei den Jesuiten. In seinem Beitrag schreibt der 84-Jährige, warum er heute dankbar dafür ist, dass der Orden sein Leben geprägt hat. Seite 74

Regula Stämpfli



In ihrem Essay wundert sich die bekannte Berner Historikerin und Politikwissenschaftlerin darüber, mit welcher Unbekümmertheit junge Menschen heute Pornografie konsumieren. Ihr Plädoyer für eine Kultur des erotischen Begehrens lesen Sie auf Seite 32

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCHEN



Wegbereiter

Martin Fliri Dane

Marillenbauer, Taufers i. M.

Martin Fliri hat immer fest an die Vinschger Marille geglaubt, obwohl Apfelanbau lukrativer ist. Heute können er und einige Kleinbauern ihr Glück kaum fassen – die Wunderfrucht gehört jetzt zur regionalen Identität und ist begehrter Stoff für Vorratskammern und Küchen.



Mehr über Martin Fliri Dane, weitere Geschichten und Raum für eigene Ideen auf:

www.wasunsbewegt.com

SÜDTIROL
bewegt

Ich bin völlig unberechenbar.

Es ist eine Stärke, wenn man seine kleinen Schwächen kennt. Denn gerade beim Anlegen ist impulsives Handeln kein guter Ratgeber. Marktanalyse, Anlagestrategie und Umsetzungsdisziplin sind für eine erfolgreiche Portfoliobewirtschaftung entscheidend. Darauf dürfen Sie sich verlassen, wenn Sie die Verwaltung Ihres Vermögens unseren Experten übertragen.

UBS Vermögensverwaltungsmandate



Best Bank in
Switzerland



Jetzt mehr erfahren:
www.ubs.com/mandate
044 238 14 28



Unter ferner liefen: die Schweizer

Von Philipp Gut — Die Universität Zürich und die beiden ETH feiern ihren Platz in internationalen Rankings. Der Jubel ist nur teilweise begründet. Die Geisteswissenschaften schmälern die Erfolgsbilanz.



Selbstgenügsam: Universität Zürich.

Als am vergangenen Dienstag die Resultate des vielbeachteten «QS World University Ranking» bekanntgegeben wurden, das weltweit über 800 Hochschulen vergleicht, meldete sich auch die Universität Zürich zu Wort. Sie habe einen «grossen Sprung nach vorne» gemacht. In der Schweiz sei sie die drittbeste Uni und die Nummer eins im Bereich Geisteswissenschaften. Etwas verhaltener gab sich die kluge jüngere Schwester auf dem Zürcher Bildungshügel, die Eidgenössische Technische Hochschule (ETH). Man belege zwar nach wie vor einen Spitzenplatz, dürfe sich aber nicht auf den Lorbeeren ausruhen, liess sie verlauten.

Grosser Einfluss, kleine Leistung

Die Deutung und Vermarktung der Ergebnisse steht im umgekehrt proportionalen Verhältnis zur tatsächlichen Leistung: Die sich bescheidener gebende ETH liegt nach wie vor auf Platz 12, als erste Hochschule ausserhalb der USA und Grossbritanniens und weit vor allen anderen Konkurrenten im deutschen Sprachraum. Platz 17 weltweit belegt die ETH Lausanne. Die Uni Zürich hat zwar gegenüber dem Vorjahr 21 Plätze gutgemacht, findet sich aber erst auf Rang 57 wieder.

Die selbstgenügsame Jubelprosa bleibt auch aus anderen Gründen fragwürdig. Vor der Uni Zürich platziert sind nicht nur die privaten an-

gelsächsischen Top-Universitäten, sondern auch eine ganze Reihe von asiatischen und europäischen, darunter drei aus Deutschland.

Erhellend ist ein Blick auf einzelne Fakultäten und Fächer. Dabei zeigt sich, dass die Geisteswissenschaften entgegen dem Anschein, den die hauseigene PR-Abteilung der Uni Zürich erweckt, keinesfalls ein Asset darstellen, im Gegenteil. Der Bereich Arts and Humanities liegt lediglich auf Rang 103. Treiber des relativen Zürcher Erfolgs sind die Medizin und die Life Sciences, die für sich genommen international auf Rang 43 stehen. Betrachtet man die einzelnen Fächer, so schafft es nur die Medizin unter die besten 50. Geschichte und Archäologie (irgendwo zwischen 51 und 100, wird nicht genauer ausgewiesen) oder Philosophie (zwischen 151 und 200) figurieren dagegen unter ferner liefen.

Noch eindrücklicher zeigen sich die Leistungsunterschiede am Beispiel der Zürcher ETH. Im klassischen Kernbereich Ingenieurwesen und Technik belegt diese weltweit den dritten Platz, knapp hinter der Stanford University und dem auch insgesamt siegreichen Massachusetts Institute of Technology (MIT). Ähnlich erfolgreich sind die ETH-Naturwissenschaften auf Rang vier.

Weit weniger glanzvoll schneidet der Bereich Sozialwissenschaften und Management ab (Rang 60), der aber immerhin noch ganze 100 Plätze vor den Arts and Humanities liegt. Die Fächer dieses ETH-Bereichs liegen nur auf Platz 160 – mit der Spitzenforschung und dem internationalen Niveau der übrigen Departemente haben sie nichts gemein. Statt mit dem MIT oder mit Oxford messen sich die Geisteswissenschaftler der ETH mit den Fachkollegen der University of the Witwatersrand im südafrikanischen Johannesburg, der University of Technology in Sydney oder der Universiti Malaya in Kuala Lumpur.

Anders formuliert: Ohne das geisteswissenschaftliche Anhängsel wäre die ETH um einiges besser positioniert – die Historiker, Philosophen, Literaten schmälern die Erfolgsbilanz. Das ist umso bemerkenswerter, als es ausgerechnet die Vertreter solcher Fächer sind, die in Medien und Öffentlichkeit den Ton angeben. Sowohl bei der putschartigen Entmachtung des ehemaligen ETH-Präsidenten Ernst Hafen wie bei der Zürcher Universitätsaffäre traten fast ausschliesslich Geisteswissenschaftler als Wort- und Rädelsführer auf. Die Ingenieure, Techniker, Mediziner ziehen es offensichtlich vor, still und erfolgreich ihre Arbeit zu machen.

Blitzschlag



Macha Méril, Schauspielerin

Vielleicht stimmt es ja, was Jean Cocteau sagte: «Man braucht viele Jahre, um jung zu werden.» Frankreich ist gerührt von einer aufwühlenden Romanze, nein, nicht schon wieder Monsieur le Président und seine Verstrickungen, sondern vom *coup de foudre* (was auf Deutsch so harmlos Liebe auf den ersten Blick bedeutet) zwischen Macha und Michel. Der Blitzschlag traf sie, die Prinzessin und den Musiker, vor fünfzig Jahren an der Copacabana, da taumelten sie sich zufällig an einem Filmfestival in die Arme. Macha Méril, die eigentlich Maria-Magdalena Wladimirowna Gagarina heisst, Kind einer nach der Revolution von 1917 geflüchteten russischen Adelsfamilie, und Michel Legrand, ein Mann, der Klavier spielen konnte. Sie war anderweitig verlobt, er ein gestandener Familienvater; sie 22, er 30. Er hatte gerade mit der Filmmusik zu «Les parapluies de Cherbourg» einen Welterfolg gelandet. Sie war die verführerische Lieblingsschauspielerin der Nouvelle-Vague-Regisseure und hatte mit Jean-Luc Godard «Une femme mariée» gedreht. Der Titel hing schicksalhaft über ihrer Amour fou. Die beiden beschlossen, sich nie mehr zu sehen. Macha Méril heiratete den italienischen Filmproduzenten Gian Vittorio Baldi und lebte in Rom. Michel Legrand, im Herzen ein Jazzmusiker, der mit John Coltrane und Miles Davis Platten aufnahm, gewann als Filmkomponist drei Oscars und dirigierte auch klassische Musik. Im zivilen Leben als Ehemann erlitt er immer wieder Schiffbruch.

Im vergangenen Januar schaute sich der ergraute Feuerkopf in Paris die Komödie «Rapport intime» seines Freundes Didier van Cauwelaert an, die Hauptrolle spielte, wieder Schicksal, Macha Méril, die sich von ihrem Mann vor drei Jahren getrennt hatte. Nach der Vorstellung kam er überwältigt in ihre Garderobe und sagte: «Ich heirate dich.» Sie blätterte in der Agenda, und die beiden Ewigverliebten flogen nach einem halben Jahrhundert melancholischen Verzichts, natürlich, nach Rio an die Copacabana. Das Hochzeitsfest konnte etwas warten, Macha und Michel heirateten an diesem 18. September.

Peter Hartmann

Levrats Zorn

Von Florian Schwab — Der SP-Chef schlägt wild um sich. Er fürchtet um linke Pfründen.

In einem Interview mit der *Sonntagszeitung* attestiert SP-Präsident Christian Levrat der SVP «klar faschistoide Tendenzen». Die FDP dagegen traktiert er mit einer Mischung aus Zuckerbrot (es sei «bedauerlich, dass die FDP nicht zusammen mit Mitte-links eine konstruktive Politik» betreibe) und Peitsche (Johann Schneider-Ammann sei als Bundesrat «nicht mehr tragbar»). Abgründige Verachtung für die SVP und enttäuschte Liebe gegenüber der FDP: Woher kommt der ungewöhnliche Rundumschlag? Eine naheliegende Erklärung fand die NZZ. Levrat strebe nach dem Endziel einer Mitte-Links-Regierung.

Faustpfand Personenfreizügigkeit

Neben solch wahltaktischen Erwägungen dürfte Levrats Zorn aber durchaus ehrlich empfunden sein. Der Burgfrieden, den Wirtschaftsverbände und Gewerkschaften seinerzeit zugunsten der Personenfreizügigkeit geschlossen haben, gerät angesichts der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative ins Wanken. Und an diesem Burgfrieden hat die Linke ein handfestes Interesse. Der Tauschhandel lautete um die Jahrtausendwende: Öffnung nach aussen gegen Abschnürung nach innen. Die Linke schluckte ihre Abneigung gegen ausländische Billigkonkurrenz herunter und handelte damit gegen die Interessen ihrer Wählerschaft. Im Gegenzug erlaubte die rechte Wirtschaftselite der Linken, den Arbeitsmarkt in die Fesseln der sogenannten flankierenden Massnahmen zu legen.

Es ist ein offenes Geheimnis, dass mit der Bewirtschaftung dieser flankierenden Massnahmen viele Millionen Franken in die Gewerkschaftskassen gespült wurden. Das staatlich abgeseignete Lohnkartell wurde zur Goldgrube für die Gewerkschaften. Aus deren Milieu speist sich auch die Sozialdemokratie.

Für die Linke war die internationale Personenfreizügigkeit das Faustpfand, mit dem sie immer weitere Regulierungen im Inneren durchsetzen konnte. Die Bürgerlichen machten brav mit, weil sie die Bilateralen nicht gefährden wollten. Der heutige Wirtschaftsminister Schneider-Ammann war über weite Strecken ein eifriger Vollstrecker dieser unliberalen Arbeitsmarktpolitik. Und so irritiert an Levrats Ausfällen eigentlich nur, dass sie sich persönlich gegen Schneider-Ammann wenden. Die Umarmung des Gegners ist offenbar doch nicht immer die beste politische Strategie.

Goldene Pinsel

Von Rico Bandle — Die neue Kunsthochschule in Zürich bietet grösstmöglichen Luxus. Dabei zeigt die Statistik: Keine Ausbildung ist so teuer und erzielt so schlechte Resultate wie jene zum Künstler.



Unverhältnismässig: Konzertsaal der Kunsthochschule in Zürich.

Zürich feiert seine neue Kunsthochschule. Sagenhafte 775 Millionen Franken hat der Umbau der alten Joghurtfabrik gekostet, 1400 Räume umfasst der kolossale Komplex, darunter drei Konzertsäle, ein Kino, einen Jazzklub, neun Ballettsäle und vieles mehr. An der Eröffnung war von einem «Meilenstein» die Rede, diese Schule der Superlative sei ein «Leuchtturm» mit internationaler Ausstrahlung, welcher der angeblich so wichtigen «Kreativwirtschaft» Zürichs einen wichtigen Schub gebe.

Das klingt alles wunderbar – aber nüchtern betrachtet, verblasst der Glanz. In allen Bildungsstatistiken des Bundes nimmt der Bereich «Musik, Theater und andere Künste» einen Randplatz ein. Geht es um die Kosten, ist er mit rund 40 000 Franken pro Jahr und Student ganz oben auf der Rangliste zu finden, geht es um den Berufserfolg der Absolventen, ganz unten. In keinem Bereich ist die Arbeitslosigkeit ein Jahr nach Abschluss dermassen hoch – und wenn die diplomierten Künstler schliesslich doch einen Job finden, so hat er oft nichts mit dem Studium zu tun. Mit anderen Worten: Die teuerste aller Fachhochschulausbildungen erzielt die mit Abstand schlechtesten Resultate.

Klar, bei der Kunst sollen nicht allein die ökonomisch messbaren Kriterien zählen. Doch

auch im Vergleich mit anderen Ländern schneidet die hiesige Kunstausbildung schlecht ab. So bildet die Schweiz zum Beispiel zehnmal mehr Filmleute aus als Dänemark. Trotzdem: Der dänische Film feiert weltweit Erfolge, und dänische TV-Serien wie «Borgen» sind Vorbild für die ganze Branche. Das Schweizer Kino hingegen ist gleichermassen belang- wie erfolglos, international inexistent.

Teurer heisst nicht besser

Ob in Film, Theater oder Musik, überall zeigt sich dasselbe Bild: Die Anzahl ausgebildeter Künstler ist in den letzten Jahrzehnten rasant gewachsen, schneller noch als der Subventionskuchen. Mit der Folge, dass für den Einzelnen weniger abfällt, die Qualität sinkt. Die Politik hierzulande glaubt, die Situation liesse sich verbessern, indem man den Studenten den grösstmöglichen Luxus bietet. Die 23 Edel-Flügel von Steinway & Sons zum Stückpreis von weit über 100 000 Franken im neuen Gebäude sind zu einem Symbol dieser eigenartigen Logik geworden. Man kann Studenten auch mit goldenen Pinseln ausstatten – ihre Bilder werden dadurch nicht besser.

Der neue Luxusbau der Zürcher Hochschule ist Ausdruck einer Bildungspolitik, der jeglicher Sinn für Verhältnismässigkeit abhanden gekommen ist.

Personenkontrolle

Ambühl, Wasescha, Aeschi, Markwalder, Haering, Marti, Wagmann, Fluri, Eckert, Minder, Fetz

Ein «einzigartiges Seminar» fand letzten Freitag an der ETH Zürich statt: Der Professor für Verhandlungsführung (auf Neudeutsch: Negotiation Engineering), alt Staatssekretär **Michael Ambühl**, liess Verhandlungen mit der EU über die Personenfreizügigkeit simulieren. Dabei machten, unter Ausschluss der interessierten Öffentlichkeit, Prominente mit, so als Unterhändler der ehemalige Delegierte für Handelsverträge **Luzius Wasescha** (SP) und als «politische Repräsentanten für die Schweiz» Nationalrat **Thomas Aeschi** (SVP), Nationalrätin **Christa Markwalder** (FDP) und



Komplexe Formel: alt Staatssekretär Ambühl.

alt Nationalrätin **Barbara Haering** (SP). Die beiden Frauen sprachen allerdings kaum für die Mehrheitsschweiz; sie gehören der Politsekte an, die sich für einen EU-Beitritt einsetzt. Das Fazit der einzigartigen Veranstaltung fiel denn auch ganz gewöhnlich aus: «Es zeigte sich, dass bei allen durchgespielten Mandaten die Verhandlungsbasis klein war und auf der Ebene der Grundsätze wohl keine Lösung möglich ist.» Erst auf Nachfrage führte Michael Ambühl vor, dass es in der Diplomatie eben nicht um Grundsätze, sondern um Feinheiten geht: Der Mathematiker entwickelte eine komplexe Formel für einen Schwellenwert, über dem jedes Land im europäischen Binnenmarkt die Zuwanderung begrenzen könnte. Und er fand: «Diese Formel – das kann man blind sagen – wäre für beide Seiten absolut akzeptabel.» (*sär*)

Es liegt eine gewisse Ironie in seiner Karriere: **Werner Marti**, der sich aktuell Verwaltungsratspräsident der Billag nennt, war einst nicht nur Nationalrat der SP, sondern auch Preisüberwacher. Heute sitzt er ausgerechnet jener Organisation vor, die für die SRG die Zwangsgebühren eintreibt – monopolartig, jenseits jedes Preisdrucks durch Wettbewerb und Konkurrenz. Während sich viele Bürger ärgern,



Eine gewisse Ironie: Billag-Chef Marti.

dass sie die SRG unter Bussenandrohung persönlich mitfinanzieren müssen, profitiert Marti von diesem fragwürdigen System. Jedes Jahr lässt er sich für sein Nebenamt 70 000 Franken überweisen. Wie hoch sein Pensum ist und wie viele Sitzungen jährlich diese 70 000 Franken wert sind, wollte die Billag nicht verraten. (*gut*)

Es war erstaunlich, was die *Solothurner Zeitung* vor zwei Wochen abdruckte: Redaktor **Wolfgang Wagmann** erfrechte sich, den lokalen Ämtchenkönig **Kurt Fluri** mit dem sowjetischen Arbeiterhelden Stachanow zu vergleichen. Offenbar ein Ausrutscher. Nachdem die *Weltwoche* dem «Übermenschen der Effizienz» einen kritischen Artikel widmete (Nr. 37/14), warf sich Chefredaktor **Theodor Eckert** persönlich in den Staub vor dem vielbeschäftigten Vielverstrickten. In einem gefühligen Bericht («Der Versuch einer Annäherung an den Menschen hinter dem Politiker Kurt Fluri, dem Beliebigkeit und Opportunismus zuwider sind») brachte es Eckert fertig, im bewährten *Prawda*-Stil sämtliche heiklen Punkte zu umschiffen. Solothurns Magistratspersonen können sich darauf verlassen: Die Lokalpresse liegt ihnen stets treu zu Füssen. (*cal*)

Unter Bundeshaus-Lobbyisten macht ein böses Bonmot die Runde. Anstatt sich um die inhaltliche Überzeugung von Mehrheiten zu bemühen, lässt sich im Ständerat mit viel geringerem Mitteleinsatz mehr erreichen: Es genüge nämlich, die Ständeräte **Thomas Minder** (SVP-Fraktion) und **Anita Fetz** (SP) von etwas zu überzeugen – die Mehrheit stimme dann garantiert umgekehrt. (*fsc*)



Garantiert umgekehrt: Ständerat Minder.

Nachruf



Friedensmacher: Ian Paisley.

Ian Paisley (1926–2014) — Für Rechtdenkende war Ian Paisley ein von allen guten Geistern verlassener fundamentalistischer Prediger, wie man ihn sonst nur im tiefsten Süden der USA antrifft. Es muss 1997 gewesen sein, als ich mir in Belfast eine seiner feurigen Predigten anhörte. Nachher mischte ich mich unter die ihm die Hand schüttelnden Kirchgänger, und wir wechselten einige Worte. Zu meiner Verblüffung war der *hellfire preacher* umgänglich und humorvoll. War dies der Mann, der jeden Versuch zur Versöhnung mit katholischen Nationalisten torpedierte? Der Mann, für den der Papst der Antichrist war und der 1985 vor 100 000 Protestanten geschrien hatte: «Von wo aus operieren die Terroristen? Von der irischen Republik! Und Mrs Thatcher sagt uns, die Republik müsse in unserer Provinz etwas zu sagen haben. Wir sagen nie, nie, nie, nie!»

2006, als seine Democratic Unionist Party (DUP) schon die stärkste politische Kraft in Nordirland war, widersetzte er sich weiterhin einer Beteiligung der mit der terroristischen IRA verbandelten Sinn Féin an der Regierung: «Sie sind nicht tauglich für eine Partnerschaft mit anständigen Leuten. Sie taugen nicht für die Regierung von Nordirland, und sie werden nur über unsere Leichen dorthin kommen.» Paisley war bereits 81, als er sich zum First Minister einer Koalitionsregierung wählen liess. Sein Stellvertreter wurde der einstige IRA-Generalstabschef Martin McGuinness, der sein guter Freund wurde. Für Tony Blair, dessen Friedensbemühungen Paisley bekämpft hatte, war er ein Friedensmacher, für den ehemaligen irischen Premier Ahern «a big man» mit einem «grossen Herzen». *Hanspeter Born*

Putin und das Comeback des Wodka-Russen

In den letzten fünfzehn Jahren hat die Nato zwölf osteuropäische Staaten aufgenommen. Wenn da jemand seine Krallen ausstreckt, dann gewiss nicht der russische Bär. Die westliche Propaganda hat bizarre Züge angenommen. *Von Helmut Scheben*

Am 1. Februar 2008 ging ein Telegramm von der amerikanischen Botschaft in Moskau an die damalige Aussenministerin Condoleezza Rice. Der Inhalt wurde später von Wikileaks publik gemacht. US-Botschafter William Burns war damals zu Aussenminister Sergei Lawrow zitiert worden, der ihm klar machte, dass Russland nicht einverstanden sei mit einer Nato-Mitgliedschaft der Ukraine. Lawrow äusserte laut Burns «Befürchtungen, dass das Thema das Land entzweien und zu Gewalttätigkeiten führen könnte und sogar [...] zu einem Bürgerkrieg, der Russland zwingen würde, über eine Intervention nachzudenken».

Burns gab seinem Telegramm den Titel: «Njet heisst njet. Russlands rote Linien zum Thema Nato-Erweiterung.» Er schickte sein Telegramm mit höchster Priorität nach Washington. Nur zwei Monate später kündigten die Nato-Führer auf einem Treffen in Bukarest ihre Entschlossenheit an, Georgien und die Ukraine in die Nato zu führen.

Der Konflikt war also seit vielen Jahren programmiert, unsere Mainstream-Medien suggerieren dagegen heute, es handele sich um eine jähe russische Aggression. «Der russische Zar» Putin wolle seine Macht auf die Ukraine ausdehnen. Sie hat Methode, diese Eingrenzung des Zusammenhangs, das Ausblenden dessen, was vorher war und was nachher kommen wird. TV-Korrespondenten, die vom Nato-Gipfel in Wales berichteten, erklärten mit Sorgenfalten auf der Stirn, wenn «der russische Bär seine Krallen über die Nato-Ostgrenze hinaus ausstreckt», dann ... allerdings sei die Nato «zum Handeln gezwungen».

Der Wodka-Russe feiert ein Comeback

Es ist die Sprache der Kriegstreiber, der ewiggestrigen Militaristen und Vorwärtsverteidiger der Vaterländer. Das deutsche Nachrichtenmagazin *Spiegel* tut sich vor anderen Leitmedien hervor mit fetzenden Schlagzeilen: «Der Halbstarke – Wie Putin die Demokratie und den Westen attackiert», «Der Brandstifter – Stoppt Putin jetzt!» Auch Schweizer Boulevardmedien wie der *Blick* üben sich in der Kunst, Ängste zu schüren, Gerüchte zu kolportieren, Halbwahrheiten als Fakten zu verbreiten. Da «schlägt der Kreml zurück», da befiehlt Putin «Gefechtsbereitschaft», da «droht Putin mit Atomkrieg», und «Prinz Charles vergleicht Putin mit Hitler». Hier feiert der Wodka-Russe, wie er seit dem Ersten Weltkrieg an jedem Stammtisch bekannt ist, sein fürchterliches Comeback.

In den letzten fünfzehn Jahren wurden zwölf osteuropäische Staaten einer nach dem andern in die Nato aufgenommen. Es fehlen nur noch Georgien, die Ukraine und Weissrussland, dann ist Russland im Westen und Südwesten völlig von Nato-Staaten umgeben. Wenn da jemand seine Krallen ausgestreckt hat, dann ist es gewiss nicht der russische Bär. Zu welchem Zweck werden Russlands Nachbarn in ein westliches Militärbündnis eingegliedert? Wenn es nur um Handelsaustausch, die vielbeschworene Partnerschaft für den Frieden und gute Beziehungen zu Europa und den USA geht, warum ist dann ein Militärbündnis notwendig?

Es gibt bei der derzeit herrschenden Polit-Psychose wenige unabhängige Persönlichkeiten, die genug Hintergrundwissen haben, um die Dinge nüchtern in einen Zusammenhang zu stellen. Einer von ihnen ist Jack Matlock. Er war von 1987 bis 1991 amerikanischer Botschafter in Moskau und kennt wie wenige Westdiplomaten die Abläufe hinter den Kulissen. Mat-

«Das alles waren sehr dumme Schachzüge des Westens. Heute haben wir die Reaktion darauf.»

lock sagt heute, er habe stets davor gewarnt, nach dem Ende des Kalten Krieges auf die Nato-Osterweiterung zu setzen: «Und dann begann die Eröffnung von Militärbasen, unter anderem in Polen – gegen nicht existierende Raketen aus dem Iran. Für die Russen war das eine Provokation. 2008 entschied die Nato, die Ukraine auf den Weg zur Mitgliedschaft zu bringen. Ein in seinem Innern tief gespaltenes Land, direkt vor Russlands Tür. Das alles waren sehr dumme Schachzüge des Westens. Heute haben wir die Reaktion darauf» (*Tageszeitung*, Berlin, 8. September 2014).

Man stelle sich einmal vor, Russland schliesse einen militärischen Beistandspakt mit einem Land in der Einflussphäre der USA, zum Beispiel Mexiko oder Panama. Die USA würden dies zu verhindern wissen, so wie sie die Stationierung von russischen Raketen in Kuba zu verhindern wussten. Die Geschichte Lateinamerikas ist ein einziges Kontinuum einer Politik des *big stick*, den Uncle Sam hervorholt, wenn jemand nicht pariert.

Nun hat Russland mit ähnlich kalter Machtpolitik reagiert, und das laute Wehgeschrei der Nato-Politiker ertönt in allen Medien. Die litauische Präsidentin Dalia Grybauskaitė

erklärt, Russland befinde sich «im Krieg mit ganz Europa». Die russische Führung – und das ist eben nicht nur Putin – muss davon ausgehen, dass die EU-Assoziierung der Ukraine ein Freifahrtticket in die Nato ist, so wie es in den andern osteuropäischen Staaten der Fall war. Im Abkommen selbst ist bereits von intensiver militärischer Zusammenarbeit die Rede.

Ich habe selten eine Krise gesehen, in der die Zusammenhänge mit solcher Kaltschnäuzigkeit auf den Kopf gestellt wurden. Wenn Putin einen Friedensplan vorlegt, erklärt der neue ukrainische Premier, die Waffenruhe sei «ein Plan zur Vernichtung der Ukraine und Wiederherstellung der Sowjetunion.» Die Propaganda hat bizarre Züge angenommen. Jazenjuk fordert den sofortigen Nato-Beitritt. Er lässt verbreiten, die Nato habe schon begonnen, der Ukraine Waffen zu liefern.

Gefälschte Geheimdienstinformationen

Vor dem Nato-Gipfel am 4. und 5. September haben hochrangige Ex-Mitarbeiter amerikanischer Geheimdienste einen offenen Brief an Bundeskanzlerin Angela Merkel publiziert (vgl. «Memorandum For: Angela Merkel», *opednews.com*). Darin stellen sie fest, dass die «nachrichtendienstlichen Erkenntnisse» über die russische Invasion in der Ukraine, die von den Medien als Fakt dargestellt werden, nicht zuverlässig sind. Die ehemaligen Kaderleute (Veteran Intelligence Professionals for Sanity) halten einen Teil der «Geheimdienstinformationen» zur Ukraine schlicht für «gefälscht».

Schon Monate vor dem Umsturz in der Ukraine hatte Barack Obamas Europa-Beraterin Victoria Nuland in einem Telefongespräch mit dem US-Botschafter in der Ukraine klargestellt, wer die Fäden zog. Dort kam nicht nur ihr munteres «Fuck the EU» vor, sondern auch eine klare Anweisung: «Klitschko sollte nicht in die Regierung. Er soll draussen bleiben. Jaz ist der Richtige, er ist unser Mann.» Wen wundert es, dass Arsenij Jazenjuk Regierungschef wurde und Klitschko in der Versenkung verschwand. Besagtes Telefongespräch wurde abgehört – möglicherweise von russischen Geheimdiensten – und gelangte so an die Öffentlichkeit.

Victoria Nuland war es auch, die letzten Dezember auf einer Veranstaltung der US-ukrainischen Gesellschaft die Unvorsichtigkeit beging, damit zu prahlen, Washington habe bereits mehr als fünf Milliarden Dollar investiert, um die Demokratiebewegung in der Ukraine zu stärken. Wohl nicht zufällig stand



«Wenn die Fahnen wehen, ist der Verstand in der Trompete»: Präsident Putin.

sie bei ihrem Vortrag vor den Logos zweier Sponsoren: Exxon Mobil und Chevron.

Ähnlich wie beim militärischen «Engagement für die Demokratie» im Irak, in Libyen oder in Syrien geht es nicht zuletzt um Gas und Erdöl, um Pipelines, die gebaut werden oder geplant sind, kurz: um strategische Reserven. Shell und Chevron wollen grosse Schiefergasvorkommen im Norden der Ukraine mit Fracking aus dem Boden holen, Exxon will ein neues Gasfeld im Schwarzen Meer erschliessen. Bei der Vertragsunterzeichnung im letzten November hiess es gar, ab 2020 könne die Ukraine ganz unabhängig von russischem Gas werden. Ein nachdenklicher Zeitungleser wundert sich, dass der demokratische Westen applaudiert, wenn eine aufständische Menschenmenge auf dem Maidan unter Gewaltanwendung Regierungsgebäude besetzt und eine Regierung stürzt (das Parlament fasste die entsprechenden Beschlüsse unter massivem Druck der Strasse), ein Aufstand im Osten des Landes von westlichen Medien indes reflexartig in den Bereich des Bandenwesens, der ausländischen Intervention und der Illegalität gerückt wird.

Ist es so schwer, zu begreifen, dass die meisten Russen ein abgründliches Misstrauen gegenüber der Nato hegen? Von Napoleon bis Hitler wurde Russland vom Westen her mit Kriegen überzogen. Selbst der Abwurf von Atombom-

ben über Hiroshima und Nagasaki – da sind sich die Historiker einig – hatte ein klares politisches Ziel: dem Russen zu zeigen, wer die militärische Übermacht hat. Was ist eigentlich Ziel und Zweck dieses Nato-Militärblocks von 28 Staaten, deren Fensterredner von Partnerschaft für den Frieden, Demokratie und Konfliktlösung durch Dialog bramarbasieren?

Die militärischen Interventionen der Nato unter Führung der Amerikaner erinnern mehr und mehr an die Kanonenbootpolitik der Kolonialherren des 19. Jahrhunderts. Seit 9/11 wird mit fadenscheinigen Argumenten und oft gefälschten Beweismitteln ein «Krieg gegen den Terror» in muslimischen Ländern geführt. Was bei dieser Einführung der Demokratie durch Luftbombardements bislang herauskam, sind *failed states*, ruinierte Staaten, sei es im Irak, in Afghanistan, in Somalia, in Syrien, in Libyen. Wollte man zynisch argumentieren, müsste man sagen, dass die Saat von Bagram, Abu Ghraib und Guantánamo aufgegangen ist in den Kopfabschneidern des Islamischen Staates.

«Hätte man nicht reden können?»

Die Russen haben sich viele «präventive Verteidigungsübungen» der Nato ansehen müssen. Ronald Reagans Strategic Defense Initiative (SDI) – bekannt als Krieg der Sterne – wurde von den Präsidenten Clinton und Bush junior vor-

angetrieben, als der Feind, die Sowjetunion, schon lange nicht mehr existierte. Die Ballistic Missile Defense sollte mit weltraumgestützten Energiewaffen operieren und löste in Moskau verständlicherweise Protest aus. Offiziell verbreitete die Nato die Legende, der Raketen-schutzschild richte sich gegen den Iran und andere «Schurkenstaaten». In Wahrheit ist es ein System, das die Fähigkeit Russlands zum atomaren Erstschlag eliminieren sollte.

«Warum dieser Krieg? Hätte man nicht miteinander reden können?», fragte mich letzte Woche ein ukrainischer Taxifahrer in Zürich. Nicht nur der Westen hat Fehler gemacht in diesem Konflikt. Selbst wenn der bewaffnete Aufstand in der Ostukraine legitim wäre, klug und vernünftig war er kaum.

Krieg ist selten Konfliktlösung. Wenn der Krieg vorbei ist, gilt es, den Frieden herzustellen, und das hat noch immer länger gedauert als der Krieg. In der Ukraine soll es bisher 3000 Tote gegeben haben. Die Toten hinterlassen in jeder Gesellschaft Wunden, die oft über Generationen nicht zu heilen sind. Ein ukrainisches Sprichwort lautet: «Wenn die Fahnen wehen, ist der Verstand in der Trompete.» Das gilt für beide Seiten in diesem Konflikt.

Helmut Scheben ist Journalist. Er war sechzehn Jahre lang «Tagesschau»-Redaktor und -Reporter des Schweizer Fernsehens.

Dumme Wähler

Von Henryk M. Broder — Je schlechter über sie geschrieben wird, desto mehr legt die AfD zu.



Das Leben steckt voller Überraschungen. Der Kurs des Euro ist ebenso unberechenbar wie das Wetter und eine Planungssicherheit gibt es nur in den Tagträumen von Bürokraten.

Die «Vorhersagen» der Börsenexperten kommen immer post festum. An all das haben wir uns gewöhnt. Womit wir uns freilich nicht abfinden können, das sind Wahlergebnisse, vor allem dann, wenn sie nicht so ausfallen, wie wir – von der Journaille – es gerne hätten. Dann werden wir böse.

Die Alternative für Deutschland bekam bei den Bundestagswahlen im September letzten Jahres 4,7 Prozent der Stimmen und scheiterte an der Fünf-Prozent-Hürde. Bei der Europawahl im Mai waren es schon 7,1 Prozent. Bei der Sachsen-Wahl Ende August holte die AfD 9,7 Prozent der Stimmen. Letzten Sonntag steigerte sie sich auf 10,6 Prozent in Thüringen und 12,2 Prozent im Lande Brandenburg. Und das, obwohl viele Journalisten, die sich als Dienstleister der Politik verstehen, die Pausen zwischen den Wahlen dazu nutzten, die AfD in die Tonne zu schreiben: als «rechtspopulistisch», «rechtsextrem» und «rechtsradikal»; als «Sammelbecken der Unzufriedenen», als «Protestpartei», als einen «Verein alter Männer», die «gegen Europa» und alles Neue rebellieren würden. Und je schlechter über die AfD geschrieben wurde, desto besser schnitt sie bei den Wahlen ab. Denn der «dumme» Wähler hat im Gegensatz zu den «klugen» Journalisten ein Gefühl für Unfairness und Voreingenommenheit.

Nun fällt die AfD tatsächlich aus dem Rahmen. Multikulti ist für sie kein Ideal, Zuwanderung kein Ziel an sich und die Homohe keine Alternative zur konventionellen Kleinfamilie. Das reicht, um sie in die «rechtspopulistische» Ecke abzuschieben. Und während die SPD keine Hemmungen hat, mit der Nachfolgepartei der SED zu koalieren, hat die Kanzlerin gegenüber der AfD die Parole ausgegeben: «Ignorieren! So tun, als ob sie nicht da wäre!» Denn gemäss der Philosophie der CDU darf es rechts von der Union keine legitime bürgerliche Kraft geben.

Blöd ist nur, dass die Anhänger der CDU, der SPD, der FDP und der Linkspartei, die die AfD gewählt haben, anderer Meinung sind. So ist das eben bei Wahlen. Sie sind immer für eine Überraschung gut.

Falsche Signale

Von Kurt Schiltknecht — Die Notenbanken stehen einer politischen Lösung der Wirtschaftsprobleme im Weg. Es ist höchste Zeit, sie in ihre Schranken zu weisen.

Als vor rund vierzig Jahren das System von Bretton Woods zusammenbrach und flexible Wechselkurse Einzug hielten, veränderte sich – von den meisten unbemerkt – das Machtgefüge zwischen Notenbanken und Politik. Unter dem System fester Wechselkurse legten die Regierungen oder die Parlamente den Wechselkurs und die Goldparität fest. So konnte die Politik direkten Einfluss auf die Notenbanken nehmen. Heute, mit den flexiblen Wechselkursen, können diese schalten und walten, wie sie wollen. Monetaristen wie Friedman, Brunner oder Meltzer erkannten die Gefahr eines solchen Freipasses. Sie forderten deshalb Leitplanken für die Geldpolitik in Form einer Beschränkung des Geldmengenwachstums. Daran waren aber weder die Notenbanken noch die Politik interessiert. Seit dem Ausbruch der Banken- und Wirtschaftskrise nutzen die Notenbanken der USA, der Euro-Länder und Japans den Freiraum in einem Ausmass, den sich selbst die grössten Notenbankskeptiker nicht hätten vorstellen können.

Das Überschwemmen des Bankensystems mit Liquidität und das Kaufen von risikoreichen Wertpapieren steht diametral zu allen Erfahrungen und Erkenntnissen der Geldtheorie der letzten dreihundert Jahre. Es ist eine Illusion, zu glauben, dass die Probleme der Staatsdefizite, der Überschuldung und mangelnden Wettbewerbsfähigkeit des privaten Sektors in den südlichen Euro-Ländern, die Arbeitslosigkeit oder die Wachstumsschwäche mit immer niedrigeren Zinsen und mit einer immer stärkeren Ausweitung der Notenbankgeldmenge gelöst werden können. Wenn die Politik bei den fundamentalen Herausforderungen kläglich versagt, darf dies kein Grund für halbsbrecherische geldpolitische Experimente sein.

Vernünftige Banken werden bestraft

Statt der Öffentlichkeit klarzumachen, dass Geldpolitik nur dann erfolgreich sein kann, wenn eine Lösung der fundamentalen Wirtschaftsprobleme in Aussicht steht, erwecken die Notenbanken mit ihren medienrächtigen Auftritten den Anschein, als ob sie in der Lage wären, eine Trendwende beim Wirtschaftswachstum einläuten zu können. Mit ihren leeren Versprechungen schwächen sie jedoch den politischen Willen zu einer Lösung der Probleme.

Gleichzeitig entstehen neue Probleme, die eine nachhaltige Wirtschaftserholung immer weiter hinauszögern. Statt für Investitionen nutzen viele Unternehmen die extrem billigen Kredite zum Rückkauf eigener Aktien. Dadurch wird in einer Zeit, in der die gesamtwirtschaftliche Verschuldung abgebaut und das Eigenkapital gestärkt werden sollte, die Verschuldungsquote erhöht. Mit den impliziten Garantien für Staatsschulden werden die Zinsen auf Staatsschulden künstlich gesenkt und damit der Druck auf die Sanierung der Staatsfinanzen reduziert. Doch wenn die Sanierung nicht an die Hand genommen wird, sind grosse Steuererhöhungen unausweichlich. Solange die ungelösten Probleme als Damoklesschwert über der Wirtschaft hängen, werden die Wirkungen der Geldpolitik und die Investitionsneigung klein bleiben. Die künstlich tiefgehaltenen Zinsen nützen in erster Linie den grossen Schuldner.

Sie tragen aber auch zu vielen kleinen und grossen Fehlentscheidungen im Investitions- und Konsumbereich bei.

Auch der Kauf von risikoreichen staatlichen und privaten Wertpapieren durch die Notenbanken hat langfristig negative Implikationen. Es gehört zu den wichtigsten Aufgaben einer Bank, die Kreditrisiken ihrer Kunden abzuschätzen und die Ersparnisse an



erfolgversprechende Unternehmen zu leiten. Wenn eine Bank damit rechnen kann, dass sie beim Auftreten von Kreditproblemen ihre Risikokredite an die Notenbank abschieben kann, wird das Eingehen von grossen Risiken attraktiv. Dafür werden Banken, die in ihrem Kreditgeschäft den Risiken gebührend Beachtung schenken, gleich zweimal bestraft: Sie haben niedrigere Einnahmen und können sich bei den Anlegern nicht durch relativ kleine Kreditverluste profilieren. Solange die Notenbanken verhindern, dass die Risiken im Finanzbereich zum Tragen kommen, wird sich die Stabilität des Bankensystems langfristig nicht verbessern. Es ist auch unverantwortlich und den Finanzmärkten abträglich, wenn die grossen Kredit- und Wertpapierrisiken sozialisiert werden.

Es ist höchste Zeit, den Aktivitäten der Notenbanken wieder Schranken zu setzen. Die Politik muss aber auch einsehen, dass sie die Probleme lösen muss und jeder weitere Liquiditätsschub nur noch mehr Schaden anrichten würde.

Der Protest wächst

Von Hansrudolf Kamer — Unzufriedenheit über Einwanderung nährt den Protest gegen das politische Establishment in Europa. Den grossen Parteien gelingt es nicht, das Malaise zu beheben.



In Schweden wurde eine recht erfolgreiche bürgerliche Regierung nach zwei Amtszeiten abgewählt. Die Gründe dafür sind nicht ganz klar, doch die Linke erhält keine Mehrheit. Der Regierungswechsel

wird schwierig. Linkspopulistische Feministinnen und rechtspopulistische Schwedendemokraten schütten Sand ins Getriebe.

Gewonnen haben die Sozialdemokraten unter Stefan Löfven eigentlich nicht – sie stagnieren und bleiben praktisch auf ihrem Stimmenanteil sitzen. Vor vier Jahren war das eine der schlimmsten Niederlagen der langjährigen Regierungspartei. Wenn ein Verlierer die Regierung bilden muss, ist etwas faul im Staate.

Schwer geschlagen wurden die Konservativen mit Fredrik Reinfeldt. Dieser hatte in seiner ersten Amtszeit mit Steuersenkungen und bürokratischer Entrümpelung die Grundlage für Wachstum und gesunde Staatsfinanzen gelegt. In seiner zweiten Amtszeit kurvte er aber nach links und wollte «sozial» absichern, mit dem Erreichten weiterregieren.

Das missglückte spektakulär. Konservative in Deutschland, Frankreich, Britannien und selbst in Amerika könnten daraus lernen. Frankreich ist geradezu ein Modell dafür, wie sehr die politische Elite abgewirtschaftet hat.

Präsident Hollande leidet unter dem *kiss-and-tell*-Buch von Valérie Trierweiler, das sofort zum grossen Bestseller avanciert ist und die Präsidentschaft als Institution beschädigt. Die Regierung Manuel Valls musste, nur neun Tage nach ihrer Neubildung, die Demission von Thomas Thévenoud wegen Steuervergehen zur Kenntnis nehmen. Dessen Frau wurde als Kanzleichefin des Senatspräsidenten freigestellt – das linke *power couple* verkörpert genau das, was den Volkszorn antreibt.

Das stabile Deutschland verbraucht Protestparteien schnell und glaubt, eine liberale Partei sei überflüssig. Die Piraten sind mehr oder weniger von der Bildfläche verschwunden, und die Rechtsextremisten der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands kämpfen ums Überleben. Die Alternative für Deutschland (AfD) scheint von anderem Kaliber zu sein. Sie durchbricht das Dogma der deutschen Politik, dass rechts von der CSU keine Luft zum Atmen sei.

Die AfD ist mittlerweile in drei Landtagen vertreten und hat in Thüringen und Brandenburg respektable Ergebnisse aus dem Stand erzielt. Sie rekrutiert Wähler aus allen Parteien und bringt selbst Neuwähler an die Urne. «Rechtspopulistisch» ist ein unpräzises Etikett – sie hat selbst der Linken Wähler abspenstig gemacht, und ihre Euro-Kritik ist auch links populär.

Misstrauen gegenüber der Elite

Das Establishment hat auf sie keine Antwort gefunden – es reagiert mit Ausgrenzung und scheut die inhaltliche politische Auseinandersetzung. Das kann ein Rezept für weitere Erfolge der AfD sein. Doch hat die CDU in beiden Landtagswahlen zugelegt. Sie ist nicht das erste Opfer – wenn überhaupt. Die Landesmutter Merkel fängt vieles auf, was sonst der Partei schaden würde. Doch wie lange bleibt sie Kanzlerin? Und was geschieht dann mit dem Kanzlerwahlverein?

In der Europapolitik verliert Merkel mit Reinfeldt einen Bündnispartner, der sie in ihrem Widerstand gegen die lockere Ausgabenpolitik der französischen und italienischen Linken unterstützt hatte. Schwedens Linkskoalition wird ins Lager der «unsoliden» Südländer wechseln.

Die Protestparteien in Europa lassen sich nicht über einen Leisten schlagen. In Frank-

reich, Britannien und Deutschland haben ihre Führer gelernt, die Extremisten zu verdrängen und ihr eigenes Image aufzupolieren. Sie konzentrieren sich auf «echte» Probleme wie innere Sicherheit, unkontrollierte Einwanderung, Anfechtungen der nationalen Identität und den überlasteten Wohlfahrtsstaat – Themen, die unter den Nägeln brennen und von den etablierten Parteien als schmutzig hingestellt werden. So hat der Wähler keine andere Wahl.

Ausgrenzung oder Assimilierung? Die Antwort liegt nicht auf der Hand. In Norwegen und Dänemark schlossen bürgerliche Parteien mit den Populisten Kompromisse, um ihnen das Wasser abzugraben, und verschärften die Einwanderungsgesetzgebung. Die norwegische Fortschrittspartei sitzt zurzeit in der Regierung, die dänische Volkspartei unterstützte im Parlament bis 2011 eine liberal-konservative Minderheitsregierung. Aber in beiden Ländern scheinen sie und nicht die Etablierten zu profitieren.

In westlichen Demokratien folgen die Politiker fast obsessiv der öffentlichen Meinung, will sagen: den Meinungsumfragen. Doch der Verdacht ist naheliegend, dass diese Marketingmethoden eher dazu dienen, herauszufinden, wie die Wählerstimmung am besten für die Durchsetzung eigener Vorstellungen manipuliert werden kann.

So wächst das Misstrauen gegenüber der Elite. Die Grossparteien wirken austauschbar. Sie könnten ihre Politik ändern und selber etwas populistischer werden, was der gesunde Menschenverstand empfiehlt. Doch dieser ist in Europa Mangelware.

Mehr über die Alternative für Deutschland: Seite 52



Sand im Getriebe: schwedischer Ministerpräsident Reinfeldt.

Bestatter und Leichenschauer

Von Christoph Mörgeli

Die UBS trägt gegenwärtig Schwarz. Liegt der gute Grund für die Trauer der Grossbank darin, dass die horrenden US-Bussen die Gewinne der nächsten Jahre wegfressen werden? Nein. Kommt das gramvolle Leid davon, dass sich das globale Geldinstitut durch erpresserischen Druck der Vereinigten Staaten bestehen lässt? Weil die dortige Administration wenigstens einige Tropfen auf den heissen Stein ihrer Defizitwirtschaft leiten will? Mitnichten. Die höchsten UBS-Manager sind gegenwärtig noch dunkler als sonst gewandt, weil sie das Bankkundengeheimnis zu Grabe tragen.

Jürg Zeltner, oberster Vermögensverwalter der UBS, betätigt sich als oberster Bestatter. Die Unterscheidung zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug lasse sich nicht aufrechterhalten, dozierte Zeltner unlängst den Medien. Damit stellte er – folgerte die Zeitung *Finanz und Wirtschaft* völlig zu Recht – «das schweizerische Bankkundengeheimnis im Umgang mit inländischen Kunden in Frage». Kurz: «Die UBS erklärt das Bankgeheimnis im Innern für passé.» Ohne Druck. Ohne Not. Vorbei die Zeiten, als man glaubte, eine Bank vertrete neben den eigenen auch noch die Interessen ihrer Kunden.

Axel Weber, oberster Verwaltungsrat der UBS, betätigt sich als oberster Leichenschauer. Vor der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft des Kantons Zürich erklärte er dem verdutzten Publikum auf die Frage, wie viele Leichen die UBS noch im Keller habe: «Ich bin täglich im Keller und suche Leichen.» Er wende 80 Prozent seiner Arbeitszeit für die Bereinigung der Vergangenheit auf, nur gerade 20 Prozent könne er der Gestaltung der Zukunft widmen. UBS-Verwaltungsratspräsident Axel Weber verwaltet also eine Leichenhalle. Der oberste strategische Zukunftsplaner ist eigentlich Historiker und völlig gebunden mit der Vergangenheitsbewältigung.

Die Aktionäre werden sich bei solch reputationschädigenden Äusserungen ihre Gedanken machen. Denn Weber offenbarte im Klartext: «Seht her, zu welch graulichem Leichenumgang ich gezwungen bin in meiner zweifelhaften Geldebude. Bei einem solch widerwärtigen Job stehen mir zumindest ein paar Millionen zu.» Dabei liegen im Keller des UBS-Chefs mit den Dark Pools bereits Leichen aus seiner eigenen Zeit. Wer Leichen im Keller betreut, trägt ein erhöhtes berufliches Risiko. Ich weiss, wovon ich rede.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Ratlose Trümmerfrauen

Von Peter Bodenmann — Alpiq, Axpo, BKW und Co. bezahlen für die Sünden der Vergangenheit.



Hüterinnen des rechten Irrglaubens: BKW-Chefin Thoma (l.), Alpiq-Chefin Staiblin.

Atomkraftwerke waren die Monstranzen der Schweizer Energiepolitik. Wer nicht für Atomkraft war, gehörte nicht zum bürgerlichen Lager. Die Schweizer Stromkonzerne, ihre Direktoren und Verwaltungsräte, waren die Hüterinnen dieses rechten Irrglaubens.

Heute wird das ganze Elend sichtbar: Die Schweizer Atomkraftwerke sind vor sich hin alternde Rostlauben. Mit zu hohen und deshalb nicht versicherbaren Risiken. In Deutschland hätte Angela Merkel diese Dinosaurier eines untergehenden Zeitalters längst vom Netz genommen. In der Schweiz wird – der real nicht stattfindende Atomausstieg lässt grüssen – die Abschreibungsdauer der heimischen Schrottmüller von fünfzig auf sechzig Jahre verlängert. Weil sonst Alpiq, Axpo, BKW und Co. noch grössere Abschreiber machen müssten.

In den Chefetagen der einst stolzen bürgerlichen Polit-Festungen sind jetzt Trümmerfrauen wie Jasmin Staiblin und Suzanne Thoma am mühsamen Aufräumen. Nicht weniger als sieben Direktoren verlieren bei der BKW ihre Jobs, weil sie sich auf neue Zeiten nicht einstellen wollten oder konnten.

Deutschland produziert pro Kopf zehnmal mehr Wind- und Solarstrom als die Schweiz. Die deutschen Unternehmen umgekehrt zahlen nichts für den ökologischen Umbau. Nur die deutschen Haushalte werden zur Kasse gebeten. Die Grössenordnungen: Pro Jahr zahlen

die Haushalte nördlich des Rheins zwanzig Milliarden Euro für den ökologischen Umbau. Dies macht pro Kopf und Jahr 300 Franken Subventionen aus. Die Schweizer Landwirte kosten uns pro Kopf und Jahr tausend Franken Subventionen in Form von Direktzahlungen und zu hohen Zöllen.

Deutschland senkt die Einspeisevergütungen für alternative Energien. Nächstens wird der Zubau von Solar- und Windenergie ausgeschrieben. Bauen darf, wer das günstigste Angebot unterbreitet. Nördlich von Schaffhausen jammern betroffene Solarunternehmen und Grüne. Dabei zwingen sinkende Preise die Branche zu Innovation und Rationalisierung und machen alternative Energien so laufend konkurrenzfähiger. Die Spirale dreht sich für einmal in die richtige Richtung.

Anders in der Schweiz. Neu soll auch die Erneuerung und der Neubau grosser Wasserkraftwerke übersubventioniert werden. Der Bund müsste den Zubau an Wasser-, Wind- und Solarkraftwerken jährlich neu ausschreiben. Und aufgrund der vorhandenen Mittel Einmalzahlungen an jene leisten, die ökonomisch und ökologisch die günstigsten Angebote unterbreiten. Warum geht das nicht? Die Rechten wollen möglichst wenig Sonnen- und Windenergie. Die Rot-Grünen pflegen ihre Biotope. Doppelfehler.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Turkey shoot

Von Kurt W. Zimmermann — Um aus einer Story eine gute Story zu machen, braucht es eine Rücktrittsforderung.

Das Rennen ist hart. Nur wenn du der Erste bist, schaffst du es auf die Titelseite. Diesmal gewann SP-Präsident Christian Levrat das Rennen.

Levrat war der Erste, der letzte Woche den Rücktritt von Bundesrat Johann Schneider-Ammann forderte. Er reagierte blitzschnell, nachdem der Bundesrat im *Blick* die Steuerkonstrukte seiner früheren Firma ungelenkt verteidigt hatte.

Die Tageszeitungen, Radio und TV sprangen geballt und dankbar auf Levrats Skandalisierung auf, die Sonntagsblätter lieferten dann ebenso geballt und dankbar ihre Nachfassaktionen ab.

«Turkey shoot» nennen US-Journalisten die Technik. Sie besteht darin, die Situation eines Dritten, zu der man selber nichts beigetragen hat, ungeniert für sich selber auszunutzen.

Levrat ist ein Talent in diesem Truthahnschiessen. Vor Schneider-Ammann forderte er medienwirksam, weil als Erster, auch den Abgang der CS-Spitzen Brady Dougan und Urs Rohner und jenen von Staatssekretär Michael Ambühl.

Medienprofi Levrat muss auch darum Gas geben, weil die parteiinterne Konkurrenz nicht schläft. Seine härteste Rivalin ist SP-Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer. Oft ist sie mit ihren Rücktrittsforderungen, etwa bei Finma-Chef Mark Branson und Bankrats-Präsident Hansueli Raggenbass, noch schneller als ihr blitzschneller Präsident.

Die Rücktrittsforderung ist einer der wichtigsten Bauteile der publizistischen Mechanik. In vielen Affären und Konflikten ist sie unverzichtbar. Sie dramatisiert den Journalismus, weil sie ein Sachthema zu einer Personalfrage komprimiert.

Muss er gehen? Die Drohung der Guillotine sorgt in den Medien für die notwendige Personalisierung und Entsachlichung. Wen interessiert schon, wie die Steuergesetze auf der Kanalinsel Jersey ausgestaltet sind. Ob Schneider-Ammann seinen Job verliert, interessiert jeden.

In den letzten Jahren hat die öffentliche Rücktrittshysterie epidemisch zugenommen. Das aber hat weniger mit einer neuen Medienkultur als mit einer technischen Veränderung zu tun.

Zu meiner aktiven Journalistenzeit, also im letzten Jahrhundert, mussten wir oft lange herumtelefonieren. Wir kassierten viele Absagen, bis wir endlich einen Politiker fanden, der die Rücktrittsforderung stellte. Er tat es,



Talent im Truthahnschiessen: SP-Präsident Levrat.

weil wir ihm eine fette Schlagzeile versprochen. Heute geht dies dank Mail, Internet und Social Media ungleich müheloser. Ein hübsches Beispiel haben wir letzte Woche erlebt.

Da braucht Hans-Jürg Käser, der freisinnige Präsident der Polizeidirektoren, bei einem Auftritt das Wort «Negerbuebli». Und zack, schon verlangt die grüne Nationalrätin Aline Trede seinen Rücktritt. Das kann nun natürlich Juso-Präsident Fabian Molina nicht auf sich sitzen lassen. Und zack, auch seine Truppe fordert den sofortigen Rücktritt. Beide bekommen eine schöne Medienresonanz.

Rücktrittsrituale sind für Journalisten eine sportliche Sache. Es ist wie im Fussball. Die eine Hälfte der Medien ist für, die andere Hälfte gegen den Abgang. Besonders sportlich war die Partie rund um Nationalbanker Philipp Hildebrand. Weil hinter den Rücktrittsforderungen der polarisierende Christoph Blocher stand, spaltete sich die Medien-Schweiz in zwei Lager. Die einen wollten Hildebrand weghaben, die anderen glorifizierten ihn. Die Kritiker siegten.

Dasselbe Wettspiel haben wir soeben beim Polit-Pornografen Geri Müller miterlebt. Die *Weltwoche* und die *Wochenzeitung* etwa waren vehement gegen einen Rücktritt, die *Aargauer Zeitung* und die *Basler Zeitung* ebenso scharf dafür.

Noch steht die Partie unentschieden. Sie geht nun in die Verlängerung.

1700 Euro, sofort!

Von Beatrice Schlag — Freunde und Internet-Hacker.

Kürzlich kam keine E-Mail von einem Mann, der vor langer Zeit meine grosse Liebe war und inzwischen seit viel längerer Zeit zu den engen Freunden gehört, von denen man



nicht viele hat. Als Ex-Paar Freunde zu werden, ist etwas vom Besten. Keine Ahnung, warum es so selten passiert. Manchmal sind Trennungen so schmerzhaft, dass sie auch nach Jahren noch weh tun. Dass die Sehnsüchte am Ende doch verschieden waren, ändert nichts daran, dass die Liebe bleibt. Dann sieht man sich besser nicht wieder, weil der Strudel der Emotionen, die hochkommen, nicht hilfreich ist. Manchmal sind neue Freundinnen oder Freunde eifersüchtig, was ein Rätsel ist: Warum verschwendet man auf den oder die Ex des andern Eifersüchte? Jede attraktive neue Person ist doch viel interessanter als das, was der Partner bereits hatte. Okay, manchmal ist es komplizierter.

Entschuldigen Sie die Abschweifung. Aber wie Menschen mit ihrer Vergangenheit umgehen, ist faszinierend. Wie kann jemand auf «Löschen» drücken, weil eine Beziehung nicht klappte? Warum reden manche Menschen über vergangene Lieben, als seien sie mit dem Mann oder der Frau damals selber noch ganz andere gewesen? Man ändert sich nicht so schnell. Man lernt bestenfalls etwas über sich und passt danach etwas besser auf, in wen man sich verliebt. Zurück zum Anfang: Mein Freund – die Mail kam von seiner Adresse – schrieb, er sei in Nikosia. Tasche, Geld, Ausweise und Handy seien ihm gestohlen worden. Die Botschaft ermögliche die Ausreise auch ohne Pass, aber er müsse vorher die Hotelrechnung von 1700 Euro begleichen und bitte um sofortige Überweisung, da er dringend den nächsten Flug erwischen müsse. Signiert war die Mail mit seinem vollen Vornamen – eine Lachnummer. Es war, als würde Mick Jagger eine Mail mit Michael unterschreiben. Mein Freund ist kein Popstar, aber seit seiner Kindheit kennt ihn kein Mensch unter seinem Taufnamen. Die meisten wissen nicht einmal, wie der lautet. Es war der erste getürkte Bettelbrief, der von einer vertrauten Mailadresse kam. Ganz schlechte Hacker-Idee. Die Mail ging an Dutzende von Freunden und Bekannten. Kein Einziger antwortete. Nur ein alter Onkel in Kanada rief besorgt die Mutter meines Freundes an und fragte, ob mit ihrem Sohn alles in Ordnung sei.

Leserbriefe

«Aus welchem Beweggrund sollen die Einwanderer in ihre Heimat zurückkehren?» *Peter Müller*



Cover-Bild der Weltwoche zum Thema «Herzlich willkommen im Schweizer Sozialstaat».

Wieso zurückkehren?

Nr. 37 – «Diese Politik ist verrückt»; Interview mit Entwicklungsökonom Paul Collier

Ein Bericht, der die illegale Zuwanderung zu Recht scharf verurteilt. Den illegalen Einwanderern soll kein Anschluss ans Wohlfahrtssystem gewährt werden. Der Lösungsansatz: Arbeitsmarktfähige, die per Punktesystem oder Los ausgewählt werden, dürfen ihr Wissen bei uns erweitern, um dann wieder in ihr Herkunftsland zurückzukehren. Aber wir wissen, dass der Fachkräftemangel auf beiden Seiten besteht. Aus welchem Beweggrund sollen die Einwanderer in ihre Heimat zurückkehren?

Peter Müller, Fehraltorf

Direkt ins Desaster

Nr. 37 – «Tickende Sozialbomben»; Alex Baur über Zuwanderung

Die zwangsweise Verwendung von Wertschöpfung via Steuerabgaben in Sozialausgaben ist angesichts der momentanen Staatsverschuldung nicht mehr tragbar, selbst wenn man implizite Schulden in Form von zukünftigen Sozialversprechen nicht berücksichtigt. Eine Fortsetzung der Verteilung von unbezahlbaren Sozialleistungen und die Darstellung dieser Politik als «alternativlos» führen ins Desaster. Bundesrätin Sommaruga ist obsolet geworden. Johann Heinrich Pestalozzi hat bereits im 18. Jahrhundert gesagt: Barmherzigkeit ist das Ersäufen der Gerechtigkeit

im Güllenloch der Gnade. Ich denke, Pestalozzi war sich bewusst, dass, wer fordert, dieses kranke System abzuschaffen, nicht mehrheitsfähig ist ... noch nicht. Es ist nicht die Frage, ob die Bombe explodiert, sondern nur wann und wie. *Peter Meier, Volketswil*

Stachelschwein Schweiz

Nr. 37 – «Im Herbst»; Editorial von Roger Köppel

Unglaublich treffend, diese Analyse. Jedes grosse System benötigt ein Expansionsgefäss (druckausgleichend). Das ist die Schweiz für die EU nur, solange sie nicht Mitglied ist. Der Nutzen für die EU ist so grösser, als wenn wir integriert wären. Bleiben wir das Stachelschwein und das ungeliebte Vorbild für die EU. Einen Dank dürfen wir allerdings nicht erwarten. Unsere «Mitsprache» als Aussenstehende ist grösser, weil die Bürger der Schweiz das – nämlich mitreden – tun und so der EU oft einen Spiegel vorhalten. Wie lange wir allerdings diese guten Dienste der EU weiter leisten können, steht in den Sternen. *Curt Weisser, Brione sopra Minusio*

Partner, nicht Feind

Nr. 37 – «Sanktionen gegen Russland?»; Gregor Gysi über die Ukraine-Krise

Was auch immer auf der Welt geschieht, den USA-Falken geht es in erster Linie um ihre alleinige Leadership. Vor Kadetten in West Point hat sich Präsident Obama am 30. Mai 2014 da-

mit auch gebrüstet sowie damit, dass er, sinnemäss, die stärkste Lügenmaschine der Welt hat. Klar, dass Präsident Putin, der die amerikanische Vormundschaft über Russland nach seinem Amtsantritt abgeschüttelt hat, bei Obama zum Feind Nummer eins geworden ist. Doch Präsident Obama soll sich nicht überschätzen und Putin nicht unterschätzen. Putins Erfolgsrezept gegen Obama besteht darin, dass er in Obama keinen Feind, sondern einen Partner sieht. Obamas Weltbild ist somit unrealistisch, und als Bürger des Landes unbegrenzter Möglichkeiten müsste er wissen, dass dies der Schlüssel zum Misserfolg ist, nicht zum Erfolg. Gerade bei der Bekämpfung des internationalen Terrorismus wäre Russland sowohl der natürlichste wie der stärkste Partner der USA. *Victor Lambert, Rickenbach Sulz*

Zauberhafte Schönheit

Nr. 37 – «Horror-Menschenbild»; Julia Onken über Männer

Die Autorin offenbart mehr Persönliches, als sie Roger Köppel unterstellen will. Von Mata Hari bis Monica Lewinsky, die Geschichte kennt viele Frauen mit triebentgleisten Männern, Geri Müller ist nur ein weiteres Beispiel. Als Mann bin ich froh um jede Frau, die Männer durch Schönheit und Ästhetik verzaubert. *Felix Lager, Bännwil*

Grossartiges Zeichen

Nr. 37 – «Der Geist von 1848»; Josef Lang über die Gründung des modernen Bundesstaats

Zuerst Hut ab vor dem dichten und komplexen Text von Josef Lang. Der Verweis auf katholische Radikale, welche Kloster aufheben und Jesuiten das Handwerk legen wollten, beweist die Existenz einer katholischen Gegenreformation. Sie bestand seit dem Kampf, den Galileo Galilei um 1630 mit Papst Urban VIII. ausfocht. Ein grossartiges steingewordenes Zeichen ist die derzeit von meiner Stiftung zur Erhaltung der Wandmalerei restaurierte riesige Collegiata di San Giovanni Battista an der Maginot-Linie der Konfessionen in Morbegno (Veltlin), 1680–1714 erbaut nach Plänen der famosen Bottega des Tessiner/Römer Architekten Carlo Fontana. Fern des Machtzentrums entstand ein fast nüchtern dekoriertes Meisterwerk, wo Formkraft einen pantheistisch-geistigen Raum schuf, von kartesischer Klarheit *cum* Monteverdi-Musikalität ... als Monument der gegenreformatorischen Aufklärung. *Balz Baechli, per E-Mail*

Weit gefehlt

Nr. 37 – «Schritt in die Zweiklassenmedizin»; Christian Mundt über die Einheitskasse

Dieser absolut richtige Kommentar wäre vielleicht noch durch folgende, leider offenbar in Vergessenheit geratene Geschichte aus den

Anfangszeiten des Krankenversicherungsgesetzes zu ergänzen. Die ursprünglich vom Bund festgelegte Mindestfranchise betrug seinerzeit 150 Franken. Die Krankenkasse Visana bot jedoch ihren Versicherten bei Wahl einer Franchise von 300 Franken einen Prämienrabatt an, der höher war als die im Krankheitsfall zusätzlich zu bezahlenden 150 Franken; die anderen Krankenkassen zogen nach. Reagierten Bundesrätin Dreifuss und ihr oberster Sozialbürokrat Piller etwa erfreut über diese unverhoffte Prämienverbilligung? Zwangen die Sozialämter ihre Klientel unverzüglich, zu diesem Prämienparmodell zu wechseln? Weit gefehlt! Frau Dreifuss und Herr Piller reagierten äusserst pikiert, wenn es auch schliesslich erst Dreifuss' Nachfolger Couchepin war, der diese Rabatte verbot. Was er wohl kaum getan hätte, wenn schweizweit die Sozialämter bei dem Prämienparmodell zugegriffen und sich gegen sein Verbot gewehrt hätten.

Barbara Kugler, Basel

Schweiz im Ersten Weltkrieg

Nr. 37 – «Sozialgeschichte mit Sippenhaft»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Der Autor lässt sich in seiner Kolumne über die Ausstellung «14/18 – Die Schweiz und der Grosse Krieg» aus. Darin finden sich Fehler und Unterstellungen, die zu korrigieren sind. Mörgeli scheint nach dem Prinzip zu funktionieren: Ein gutes Vorurteil ist besser als eine fundierte Recherche. So bezeichnet er mich als «Sozialdemokraten». Ich gab vor über zwanzig Jahren meinen Austritt aus der Sozialdemokratischen Partei – eine wohl zu lange Absenz, um mich noch als Sozialdemokraten bezeichnen zu können. Mörgeli personalisiert die Ausstellung und spricht von «meinem» Konzept. Hätte er das Impressum gelesen, wäre er auf die dreiköpfige Projektleitung, die Geschäftsführung und den Vereinsvorstand gestossen, die alle intensiv auch konzeptionell mitgearbeitet haben.

Mörgeli unterstellt, wir hätten Eduard Blocher zum «nationalen Bösewicht aufgeblasen», weil er diese «Ehre» seinem Enkel Christoph verdanke. Tatsache ist: Dass Eduard der Grossvater von Christoph Blocher ist, wird nirgends erwähnt. Er wird in der Ausstellung zitiert, weil er als Mitbegründer und Autor der germanophilen und kulturchauvinistischen Zeitschrift *Stimmen im Sturm* die französische Sprache und Kultur herabgesetzt und so dazu beigetragen hat, den Graben zwischen Deutschschweiz und Romandie zu vertiefen. Auch wenn er jahrelang in Frankreich gelebt hat, hinderte ihn das offenbar nicht daran, die deutsche Kultur als der französischen überlegen darzustellen.

Mörgeli kritisiert, dass das Militärische in der Ausstellung ausgeblendet werde (was nicht stimmt), weil die SP, deren Mitglied ich nicht bin, die Armee abschaffen wolle. Vielleicht ist es dem Medizinhistoriker Mörgeli entgangen,

dass es zur Geschichte des Ersten Weltkriegs nicht nur einen militärischen, sondern auch einen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Zugang gibt. Wir haben bewusst diese Methode gewählt, um die dramatischen Veränderungen während der Kriegszeit zu dokumentieren. Zudem insinuiert der Autor, dass permanent Hunderttausende Soldaten Dienst geleistet hätten. Die durchschnittliche Zahl der dienstleistenden Wehrmänner war während des Krieges etwa um den Faktor zehn tiefer.

Und zuletzt: Die nicht sozialdemokratische NZZ hat Ausstellung und Begleitpublikation in hohem Masse gerühmt.

Dr. Thomas Buomberger, Winterthur

Korrigenda

Die Bildunterschrift in der «Personenkontrolle» (Nr. 37/14) über das Ökonomen-Ranking der NZZ ist falsch. Auf dem Foto ist nicht, wie angegeben, Lino Guzzella, sondern Ernst Fehr zu sehen. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich am Abend das Handy meiner Frau verstecken, um mehr Aufmerksamkeit von ihr zu bekommen? *Daniel Gerber, Thundorf*

Ja. Doch davor sollten Sie sich die Frage stellen: Liegt es an mir oder am Handy? Vielleicht interessiert sich Ihre Frau nämlich gar nicht besonders für ihr Handy, sondern einfach nicht mehr besonders für Sie. Gefordert ist auf jeden Fall eine Charme-Offensive: ein feines Abendessen bei Kerzenlicht mit Nachspeise- und -spiel, ein romantischer Film plus Fussmassage. Seien Sie fantasievoll. Sonst hilft nur noch Paartherapie. Oder der Scheidungsrichter. *Sacha Verna*



IHR NEUER CHEF?

www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Eine schwindelerregende Biografie

Kein Lobbyist prägt die Schweizer Politik so stark wie Nick Beglinger mit seinem Verband Swisscleantech. Wer ist dieser Mann? Die Recherche im Handelsregister zeigt: Seine Erfolgsgeschichte beginnt mit einem betrügerischen Konkurs. Von Markus Schär

*Die Vergangenheit ist nie tot.
Sie ist nicht einmal vergangen.*
William Faulkner

Er sagt, wie es geht, locker wie immer. «Easy» lasse sich das Problem mit der Erderwärmung lösen, beteuert Nick Beglinger auf der Bühne der «Arena» beim Genfer Flughafen. «Peanuts» koste es, die Klimakatastrophe zu verhindern, erklärt der ewig juvenile 44-Jährige den Schweizer Entwicklungshelfern an ihrer Jahreskonferenz. Es brauche keine Vorschriften oder Verbote, nur die richtige Regulierung, um den Markt spielen zu lassen. Dafür fordert er jedoch einen strengen Eingriff der Politik: Die Staatengemeinschaft soll einen hohen Preis für das Ausstossen von CO₂ verlangen.

Allerdings wollen sich gerade die grössten Verursacher nicht dazu durchringen. Kaum jemand glaubt deshalb noch, dass die Klimakonferenz von Paris 2015 einen verbindlichen Vertrag zur Begrenzung des CO₂-Ausstosses beschliesst. Die Oberhäupter von China und Indien, aber auch die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel haben sich sogar von einem Gipfeltreffen am nächsten Dienstag abgemeldet, an dem Uno-Generalsekretär Ban Ki-Moon den Vertrag und damit die Welt retten will.

Predigt bei Entwicklungshelfern

Doch das bremst Nick Beglinger nicht auf seiner Mission: Die Schweiz, mit zwei Promille des globalen CO₂-Ausstosses, solle ein Vorbild sein. Bundespräsident Didier Burkhalter, fordert er in Genf als Gast von dessen Aussendepartement, müsse deshalb beim Gipfel ankünden, unser Land fahre seinen Ausstoss bis 2030 um sechzig Prozent zurück.

Nick Beglinger treibt die Schweizer Politik vor sich her, allgegenwärtig, ob er in der TV-«Arena» gegen den Gripen kämpft, den «die Wirtschaft» nicht brauche, oder mit einer Studie seines Verbandes Swisscleantech dem Land den Weg weist, wie es nach Europa finde.

In den letzten Wochen erreichte er nicht nur mit seiner Predigt bei den Entwicklungshelfern Aufsehen. Er zettelte mit Supportern von McDonald's bis Möhl Apfelsäfte die «Klimakampagne» für das strengste CO₂-Gesetz der Welt an. Er brachte die neue US-Botschafterin Suzi LeVine auf Twitter zum Schwärmen über «the most eco-oriented tour of Zurich». Er schimpfte auf Anfrage der NZZ über die Ständerratskommission, die sich gegen eine Zwangsbegrünung der Wirtschaft wehrt. Er pries als

gefragter Gesprächspartner von Radio SRF in der Sendung «Treffpunkt» über Lobbyisten seinen Einfluss im Bundeshaus. Er kämpfte in einem «Gerangel um Klimaschutz» (*Tages-Anzeiger*) gegen die Energieagentur von Economiesuisse. Und er trat am Swiss Energy and Climate Summit auf – in Gestalt von Doris Leuthard: Die Bundesrätin pflegt mit Nick Beglinger seit Jahren ein so enges Verhältnis, dass sie in Energie- und Klimafragen tönt, als läse sie aus einem Manuskript von ihm ab.

Wie macht Nick Beglinger das? Und wer ist der Mann überhaupt, der seit fünf Jahren die Schweiz aufmischt? Wer seinen Spuren im Handelsregister nachforscht, der erkennt: Nicholas David Walter Beglinger, geboren am 15. Dezember 1969 und aufgewachsen in Herrliberg an der Goldküste, hat eine schwindelerregende Biografie – von höchster Relevanz für die Schweizer Politik.

Drei Jahre später bleibt nichts von der Fata Morgana, die Pläne für das Swiss Village werden gekübelt.

Die offizielle Geschichte beginnt 2008 mit einem Traum aus Tausendundeiner Nacht. Von einer «grünen Stadt in der Wüste» schwärmt der freie Journalist Steffen Klatt in einem langen Artikel in der *Neuen Luzerner Zeitung*, später auch im *St. Galler Tagblatt* und im *Tages-Anzeiger*. Das Emirat Abu Dhabi will «eine Ökostadt hochziehen, die ohne Autos und ohne Ölheizungen auskommt», wie die *Schweizer Familie* jubelt. Und sein Prophet in der Schweiz, der in der Ökostadt Masdar ein Swiss Village baut und auf dem Flugplatz Dübendorf die Ökostadt «Abu Dübi» plant, ist: Nick Beglinger.

«Die Zürcher Planungsfirma Maxmakers war das erste beteiligte ausländische Unternehmen», schreibt Steffen Klatt über das weltweit Aufsehen erregende Projekt in Abu Dhabi, «Maxmakers-Mitgründer Nick Beglinger die rechte Hand von Masdar-Chef Sultan Al Jaber.» Der heute 48-jährige Journalist, der in Ostberlin aufgewachsen ist und in Leipzig politische Ökonomie à la Marx und Lenin gelernt hat, muss wissen, was danach alle Kollegen ungeprüft von ihm abschreiben: Er steht in den Diensten des Visionärs.

Die Stiftung Foundation for Global Sustainability (FFGS), die Nick Beglinger mit seinem Vater und zwei Kollegen am 5. Dezember 2007 in Zürich gegründet hat, hält in ihrem ersten

Jahresbericht für 2008 fest: «Mit Nachhaltigkeit.org schuf FFGS in Zusammenarbeit mit der Textagentur Café Europe den ersten Informationsdienst für Entscheidungsträger aus Politik und Wirtschaft zum Thema Nachhaltigkeit.» Besitzer der Textagentur Café Europe und Chef der zu Cleantech.ch umbenannten Website ist: der angebliche Journalist Klatt.

Sein bester Verkäufer ist aber Nick Beglinger selber, charmant und eloquent, als – gemäss Lebenslauf – Absolvent der London School of Economics, danach Consultant bei McKinsey und der Boston Consulting Group. Er bezirzt vor Ort in der Wüste alle mit dem Projekt Masdar: Wirtschaftsministerin Doris Leuthard (CVP), die 2008 bei einem Besuch in Abu Dhabi von Nick Beglinger und seinem Projekt schwärmt, und Umweltminister Moritz Leuenberger (SP), der aufgrund von Leuthards Empfehlung 2009 an den World Future Energy Summit am Persischen Golf pilgert; Botschafter Wolfgang Amadeus Brühlhart, der auf die Verlegung der Schweizer Botschaft nach Masdar hofft; Konzerne wie Credit Suisse, Swiss Re und Implenla, die mit der staatlichen Handelsförderin Osec von einem vorbildhaften Swiss Village in der Ökostadt träumen.

«Ökostadt der Superlative»

Drei Jahre später bleibt nichts von der Fata Morgana, die millionenteuren Pläne für das Swiss Village werden gekübelt. Als die *Weltwoche* im April 2011 bei den beteiligten Unternehmen nachfragt, stellt sie fest: «Die Frage war mehreren der kontaktierten Firmen unangenehm. Mehrmals kam die Bitte, den Firmennamen im Zusammenhang mit dem Öko-Projekt besser nicht hervorstreichen.» Und die NZZ, die Masdar als «Ökostadt der Superlative» gefeiert hat, schreibt im Januar 2013 in einer Reportage über die Emirate beiläufig: «Die ganze Geschichte böte den Stoff, um grüne Visionäre aller Art in die Pfanne zu hauen. Die Gründer des Swiss Village üben sich nun in Schadensbegrenzung und halten daran fest, dass ihr Projekt nicht beerdigt, sondern lediglich um einige Jahre verzögert sei. Unter den mit dem Thema vertrauten Kontaktpersonen löst das Stichwort Masdar beredtes Schweigen aus.»

Doch Nick Beglinger, dessen Luftschlösser in Abu Dhabi und auch bei «Abu Dübi» kläglich versandet sind, dreht erst richtig auf. Am 7. Dezember 2009, dem letzten Montag der Winter-session im Bundeshaus und dem ersten Montag der Klimakonferenz in Kopenhagen, gibt er im



Luftschlösser in Abu Dhabi und bei «Abu Dübi»: Cleantech-Lobbyist Beglinger.

Berner Nobelhotel «Bellevue» die Gründung des Verbandes Swis cleantech bekannt. Als Aushängeschilder dienen Solarpionier Bertrand Piccard und ETH-Lausanne-Präsident Patrick Aebischer sowie – in der «parlamentarischen Gruppe Cleantech» – SVP-Nationalrat und Gewerbeverbandspräsident Bruno Zuppiger, SP-Ständerätin Simonetta Sommaruga und als Präsidentin Erika Forster, FDP-Ständerätin aus St. Gallen und Ehefrau des früheren Economiesuisse-Präsidenten Ueli Forster.

Das ist pikant, denn Nick Beglinger sieht sein Grüppchen von Anfang an als «Gegenpol» zum Dachverband Economiesuisse, der 100 000 Unternehmen mit zwei Millionen Beschäftigten vertritt, aber unter Präsident Forster (2001–2006) seine einstige Allmacht endgültig eingebüsst hat. «Die Zeiten neokonservativen Denkens sind vorbei», stichelt der Cleantech-Prophet in der NZZ. Und im *Sonntag* zündelt er: «Die Unzufriedenheit mit Economiesuisse wächst auch in Wirtschaftskreisen.»

Die Unternehmen zögern allerdings, sich Swis cleantech anzuschliessen, kein einziger der Schweizer Konzerne macht mit – wohl wegen der Erfahrungen mit Beglinger junior in Abu Dhabi oder «Abu Dübi», vielleicht auch mit Beglinger senior vor dreissig Jahren, worauf zurückzukommen ist. Heute zählt das Verbändchen gut dreihundert Mitglieder, drei Promille von Economiesuisse, davon nur neun mit mehr als fünfhundert Mitarbeitern. Die wichtigsten Firmen arbeiten mit Geld der Steuerzahler, so die Stadtwerke von Basel, Bern, Genf und Zürich. Daneben finden sich zahlreiche Profiteure der Ökowelle wie die Beratungsunternehmen Ecos, Ecosens und Econcept, die CO₂-Ablasshändlerin Myclimate, der Trägerverein Energiestadt, die Vereinigung Swissolar oder die Umweltallianz von Greenpeace bis WWF. Nicht fehlen darf die Textagentur Café Europe von Beglingers PR-Mann Steffen Klatt.

Winzling, der sich mit Riesen anlegt

Umso enthusiastischer machen aber die Politiker mit: Sechzehn eidgenössische Parlamentarier sitzen im ökumenischen Politikbeirat, von GLP-Nationalrat und -Präsident Martin Bäumle über FDP-Nationalrat Ruedi Noser und SP-Ständerätin Pascale Bruderer Wyss bis hin zu SVP-Ständeratspräsident Hannes Germann. Das Kontakteknüpfen in der Wandelhalle beherrscht Nick Beglinger dank der Einführung durch den Lobbyisten Hugo Schittenhelm von den Konsulenten Hirzel Neef Schmid – den ehemaligen Kommunikationschef von Bundesrat Moritz Leuenberger.

Der grüne Winzling, der sich mit dem finsternen Riesen der Wirtschaft anlegt, feiert dank dem Support im Bundeshaus auf Anhieb Grosserfolge. Schon vor dem Ereignis in Japan, das in der Energiepolitik alles ändert, verpasst Swis cleantech Economiesuisse eine «blutige Nase» (*Basler Zeitung*), als sich das Parlament der Forde-



Enges Verhältnis: Bundesrätin Leuthard.

rung von Nick Beglinger anschliesst, dass die Schweiz ihren CO₂-Ausstoss bis 2020 um zwanzig Prozent zurückfahren müsse. Dazu nimmt sich der Bundesrat einen «Masterplan Cleantech» vor, und das Parlament klüngelt einen weitgehenden Gegenvorschlag zur SP-Initiative «Für ein gesundes Klima» aus – wie von Swis cleantech eingefädelt.

Dann bricht im März 2011 nach einem Tsunami eine verheerende Flut über das Atomkraftwerk im japanischen Fukushima herein. Nick Beglinger sieht die Chance seines Lebens. Er trimmt Swis cleantech, zuvor in der Atomfrage gespalten, auf seine Linie, darauf Bundesrätin Leuthard, das Parlament. Das fällt ihm leicht, denn er geht im Bundesamt für Energie unter seinem Duzfreund Walter Steinmann (SP) und auch bei der Departementschefin ein und aus.

Als der Nationalrat im Juni 2011 den Atomausstieg beschliesst, feiert Radio SRF Nick Beglinger als «achten Bundesrat» – den Titel trug früher der Direktor des «Vororts», also des Vorgängers von Economiesuisse. Und wie dieser prägt der Kopf von Swis cleantech die Schweizer Politik weit über die Wirtschaftsinteressen hinaus. Bei den eidgenössischen Wahlen im Oktober 2011 legt nur zu, wer für den Atomausstieg weibelt. Und bei den Bundesratswahlen im Dezember gilt es, die Mehrheit für die Energiewende zu sichern: Die BDP, mit Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, aber auch

mit gewichtigen Vertretern des AKW Mühleberg, hat eigens dafür im März subito eine Spitzkehre hingelegt. Bundesbern wird von den Wellen des Zeitgeists erfasst, und Beglinger surft ganz oben mit.

Woher kommt eigentlich das Geld für diesen politischen Grosserfolg? Aus welchen Quellen stammen die fast zwei Millionen an eigenem Vermögen, mit denen Nick Beglinger 2007 die Foundation for Global Sustainability und 2009 den von dieser finanzierten Verband Swis cleantech aufbaute? Wer dem Geld folgt, der stösst im Handelsregister schnell auf die Spuren von Walter Hans Beglinger, den die Zürcher Bänkler in besseren Zeiten als leutseligen Walt kannten: Einerseits führt Walt Beglinger, 83, als Präsident offiziell die Stiftung seines Sohnes; andererseits scheinen die Geschäfte von Senior und Junior unentwirrbar verstrickt.

Die Website der Stiftung preist den «aktiven Philanthropen» Walt Beglinger: «Er hat einen track record über vierzig Jahre in Handelsfinanzierung, Banking und Immobilien.» Das lässt sich wohl sagen – nur nicht im Sinn der Lobpreiser. Walter H. Beglinger baut in den siebziger Jahren in Zürich eine Handelsfinanzierungsfirma auf und verkauft sie dem Schweizerischen Bankverein (heute UBS). Die Millionen steckt er in Prestigeprojekte wie das Zürcher Traditionsunternehmen Samen Mauer, die Villa Falkenstein oberhalb des Bahnhof Stadelhofen, heute Geschäftssitz des Financiers Urs Schwarzenbach, oder Luxushotels wie das «Wentworth by the Sea» in Bretton Woods, New Hampshire, in dem 1944 die Konferenz für eine neue Weltordnung stattfand.

Neigung zu Gigantismus

Schon 1984 aber bricht der Traum zusammen. Walter H. Beglinger geht in Konkurs, mit Beteiligungen von 90 Millionen gegen seine Holding und von 30 Millionen gegen ihn persönlich, zu dieser Zeit eine Megapleite. Die Zürcher Staatsanwälte verdächtigen ihn, vor dem Zusammenbruch Millionen versteckt und seiner Frau Liegenschaften überschrieben zu haben; der Pleitier sitzt drei Monate in Untersuchungshaft. Im Dezember 1991 kommt es zum Prozess: Das Obergericht verurteilt Walter H. Beglinger wegen Betrugs, Urkundenfälschung und ungetreuer Geschäftsführung zu achtzehn Monaten Gefängnis – das höchste Strafmass, das sich noch bedingt aussprechen lässt. Wie die NZZ rapportiert, «meinte einer der Richter, der Angeklagte neige zum Gigantismus, und ihm fehle der Realitätsbezug».

Noch vor dem Prozess, am 12. Januar 1990, gründet die Familie Beglinger eine neue Firma, die NDB Handelsfinanz AG mit einem Kapital von 50 000 Franken. Zweck: «Ankauf und Verkauf sowie Verwaltung von Beteiligungen». Einziger Verwaltungsrat: der vier Wochen zuvor volljährig gewordene Nicholas David Beglinger mit den Initialen NDB. Das Kapital



für die Firma, die nach Japan Schnäpse und Orangensaft verkauft habe, sei von ihm gekommen, gibt Nick Beglinger auf Anfrage der *Weltwoche* an: «Ich habe während dem Gymi die Kantine geführt und gut verdient, dann die Kantine an die Schule verkauft.»

Am 6. Februar 1992, zwei Monate nach dem Prozess, tritt Nicholas David Beglinger auch als Vizepräsident in die seit 1971 unter wechselnden Namen bestehende Equitable Asset Trade AG seines bankrotten Vaters ein. Dann verlieren sich seine Spuren. Die London School of Economics bestätigt, dass Nicholas Beglinger 1995 einen Master-Abschluss machte; McKinsey verweigert aber jede Auskunft zu Mitarbeitern, ob sie es tatsächlich waren oder nicht. Er habe – nach einem viermonatigen Praktikum bei der Boston Consulting Group – rund zwei Jahre für

2009 nicht einmal Immobilien besitzen durften – in einem Joint Venture.

«Ich habe keine Hotelprojekte in Vietnam gemacht», widerspricht Nick Beglinger heute. «Weil ich das Land gut zu kennen begann, hat sich eine Möglichkeit ergeben, Landrechte zu erwerben. Diese, gemeinsam mit den Projektplänen für eine mögliche Entwicklung, wurden Jahre später verkauft.»

Woher kommt der Reichtum?

Im Handelsregister lässt sich eine andere Geschichte nachlesen: Am 30. April 1999 wird die Extramedia AG gegründet («Investitionen im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologie»), mit Sitz in der Villa der Familie Beglinger in Herrliberg, aber mit dem Anwalt Oliver Rappold als einziger eingetragener Person – offenbar versucht die Firma, vom New-Economy-Boom zu profitieren. Erst am 15. März 2000, als aus der Blase schon die heisse Luft entweicht, tritt Nicholas D. Beglinger, Singapur, als Präsident in die Firma ein, die inzwischen Extramedia Holding AG heisst und Beteiligungen hält. Und am 24. September 2001 folgt Walter H. Beglinger – der Pleitier ist heute Alleinbesitzer der Firma, die gemäss dem Wirtschaftsauskunftsdienst Moneyhouse 266 Mitarbeiter beschäftigt und 100 bis 500 Millionen Franken Umsatz erzielt. Womit? «Ich weiss nicht, was es mit den Mitarbeiterzahlen auf sich hat», sagt Beglinger junior auf die Frage der *Weltwoche*, weitere Erklärungen gibt es nicht.

Und was ist mit den prestigeträchtigen Aufträgen der «Zürcher Planungsfirma» Maxmakers im Nahen Osten, mit denen sich Nick Beglinger 2008 nach seiner Rückkehr in die Schweiz rühmt? Das Unternehmen geht auf die Equitable Asset Trade AG zurück, in der Nick Beglinger seit 1992 zusammen mit seinem Vater im Verwaltungsrat sitzt. Es wird ab 2003 vom heute 93-jährigen Zürcher Anwalt Rico Stein-

brüchel verwaltet, mit neuem Namen, Maxmakers AG, aber altem Zweck: «Finanzgeschäfte aller Art». Erst am 17.11.2008, lange nachdem Nick Beglinger seine Stiftung gegründet hat, ändert das Unternehmen seinen Zweck zu «Erbringung von Dienstleistungen auf dem Gebiet der Planung und Durchführung von Projekten» – also zur Tätigkeit, die der Cleantech-Prophet angeblich schon jahrelang ausgeübt hat.

Was qualifiziert den Ökonomen dafür? «Maxmakers war und ist als Bauherrenberater für Investoren und Regierungen tätig», sagt Nick Beglinger. «Es ging und geht vor allem um Finanz- und Strategieplanung, das hat nichts mit Bauplanung zu tun.» Auf der Website der Firma – die das Schweizer Fernsehen 2009 unwidersprochen als «Schweizer Bauberatungsunternehmen» bezeichnet hat – stünden Referenzen: Tatsächlich finden sich dort grandiose Projekte wie «Wetland Residential / Mixed-Use Development Project, China», «City Centre Redevelopment, UAE» oder «Leisure Destination, Ghana» – allerdings durchwegs ohne überprüfbare Orte und Namen.

Fazit: Die Frage, woher der wiedergewonnene Reichtum der Beglingers kam, bleibt unklar – auch die Zürcher Staatsanwälte durchschauten die Firmenkonstrukte und Finanzströme nicht. Licht ins Dunkel bringen kann nur Nick Beglinger. Fest steht indes: Durch die Geschichte von Beglinger senior und junior, die mit ihrer Stiftung und ihrem Verband die Schweizer Energiepolitik prägen wie niemand sonst, zieht sich ein roter Faden, vom ruinösen Umbau der Zürcher Villa Falkenstein bis zum fantastischen Projekt für die Ökostadt Masdar, vom Konferenzhotel, wo die neue globale Ordnung entstand, zum Gipfeltreffen, wo der Uno-Generalsekretär die Welt rettet – dank dem Vorbild der Schweiz, wie es Beglinger fordert. Es ist eine Geschichte von Gigantismus und Mangel an Realitätsbezug, von Prophetie und Pleiten. ○

Bundesbern wird von den Wellen des Zeitgeists erfasst, und Beglinger surft ganz oben mit.

McKinsey in Deutschland und China gearbeitet, so Beglinger: «Ich merkte aber bald, dass ich mehr Unternehmer als Berater war und bin.»

Wie machte er seine Millionen? Das fragt nur die *Handelszeitung* im Juni 2011 in einem Artikel mit dem Titel «Suspekter Saubermann» – dem einzigen mit kritischen Fragen zur Person neben Hunderten jubelnden Gefälligkeitsreportagen. Zur Frage nach der Herkunft des Geldes, das der Gründer persönlich in seine Stiftung gesteckt hat, schreibt sie: «Seine Erklärung, wie er zur Million kam, klingt abenteuerlich: «Ich habe ein Internet-Start-up in Vietnam verkauft und Landgeschäfte dort getätigt», sagt er.» Auf den Einwand, im kommunistischen Vietnam lasse sich kein Land verkaufen, gebe Beglinger an, er habe «im Rahmen von Hotelprojekten» Lizenzen gehandelt, dies – da Ausländer bis

Die Schweiz bringt uns auf Touren.

Volg ist im Dorf daheim – auch in der Westschweiz. Seit Jahrzehnten unternehmen wir Tag für Tag eine «Tour de Suisse», um unsere Dorfläden zuverlässig zu beliefern und Schweizer Werte zu pflegen. Mit ein Grund, warum immer mehr Kunden auf Volg abfahren.

Volg. Im Dorf daheim.



Volg
frisch und fründlich

Das süsse Leben der Spitzendiplomaten

Botschafter sollten nicht mehr verdienen als Bundesräte. Dies war der Zweck einer Reform vor fünfzehn Jahren. Nachforschungen zeigen: Die bestverdienenden Gesandten beziehen nach Steuern noch immer mehr als ihre obersten Vorgesetzten. *Von Florian Schwab*



«Grösstvertretung mit umfassendem Spektrum»: Botschafter in Berlin und SP-Mitglied Guldemann.

Die Legende will es, dass Aussenminister Flavio Cotti (CVP) Ende der neunziger Jahre erbost die finanziellen Privilegien der Diplomaten zusammenstrich, weil er anlässlich einer Japanreise erfahren hatte, dass der Schweizer Botschafter in Tokio mehr verdiente als er selber. Dass der damalige Amtsinhaber, Johannes Manz, den (über)grossen Auftritt pflegte, stachelte den reformerischen Eifer des empfindlichen Tessiner Bundesrats zusätzlich an. Sogar das Steuerprivileg der Diplomaten (sie bezahlten bis dahin nur direkte Bundessteuern) wollte Cotti abschaffen, was ihm auch teilweise gelang.

Wie sieht es fünfzehn Jahre nach Cottis Eingreifen aus? Kann ein Diplomat immer noch mehr verdienen als ein Bundesrat?

Setzen wir die Messlatte wie folgt: Ein verheirateter Bundesrat mit Wohnsitz in der Stadt Bern und zwei minderjährigen Kindern verdient 445 000 Franken plus steuerfreie Spesenpauschale von 30 000 Franken. Gehen wir zudem davon aus, dass er Abzüge von 45 000 Franken tätigen kann und somit ein Einkommen von 400 000 Franken versteuert, so ergibt sich nach Steuern ein Lohn von 337 476 Franken. Davon muss er mindestens seine Wohnung (Annahme: 3000 Franken im Monat), seine Krankenkasse (Annahme: 750 Franken im Monat) und die Verpflegung (Annahme: 2000 Franken im Monat) bezahlen – Kosten, die bei den Spitzendiplomaten der Staat trägt. Als verfügbares Einkommen bleiben beim Bundesrat also 268 476 Franken. «Verfügbar» bedeutet nach Abzug aller Fixkosten.

Was verdient Tim Guldemann?

Wie sieht dagegen das verfügbare Einkommen eines Botschafters aus? Im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten

(EDA) sind die Voraussetzungen für die Entlohnung der Mitarbeiter und damit auch der Botschafter in einer eigenen Verordnung festgelegt. Anhand dieser Verordnung lässt sich beispielsweise das Einkommen von Tim Guldemann (SP) recht präzise schätzen.

Der Karrierediplomat ist vor vier Jahren mit seiner Berufung nach Berlin dort angelangt, wo es viele Angestellte des diplomatischen Dienstes hinzieht: auf den Chefposten einer Botschaft der Kategorie D5 («Grösstvertretung mit umfassendem Spektrum von für die Schweiz ausserordentlich relevanten aussenpolitischen Tätigkeitsfeldern»). Nach den Reglementen des EDA bedeutet dies «Lohnkategorie 34 plus Funk-

Nach linken Massstäben würde Guldemann als sehr vermögender Mann ins Parlament einziehen.

tionszulage». Guldemann selber möchte sich zu seinem Einkommen nicht äussern. Die folgenden Betrachtungen müssen daher bis zu einem gewissen Grad theoretisch bleiben, bilden aber Guldemanns Status ab: Schweizer Botschafter in Berlin, verheiratet, zwei minderjährige Kinder.

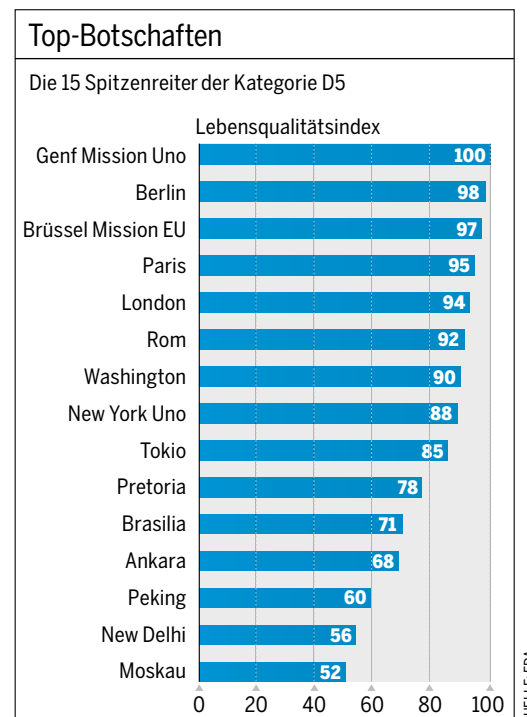
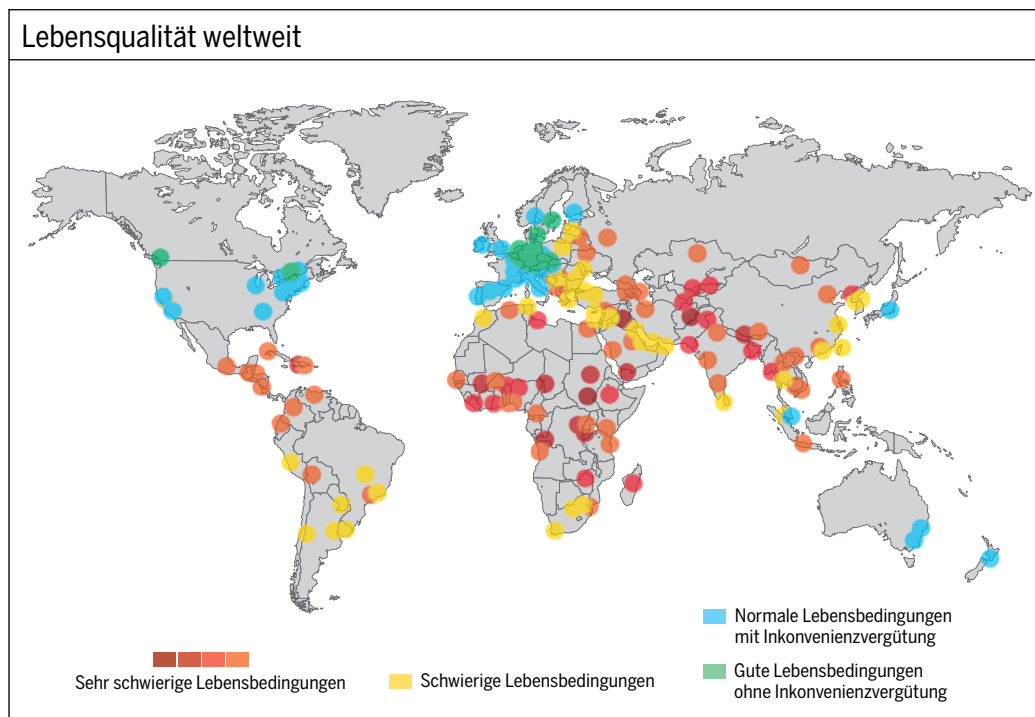
In Zahlen bedeutet dies ein Grundgehalt von bis zu 274 182 Franken plus Familienzulage von 7813 Franken. Dazu hat ein D5-Botschafter gemeinsam mit seiner Gattin Anspruch auf eine «Repräsentationszulage» von 39 200 Franken – dem Vernehmen nach verzichtet das Ehepaar Guldemann allerdings auf den Anteil der Ehefrau, was in der Berechnung berücksichtigt wird. Für seine beiden Kinder bekommt der Schweizer Botschafter in Berlin nochmals 3090 Franken «Kostensersatz». Für die Haushaltsführung werden dem Ehepaar 44 201 gut-

geschrieben. Weil der Amtsinhaber in seiner Karriere bereits mehr als dreimal versetzt wurde, bezahlt ihm das EDA auch eine Mobilitätszulage: 7513 Franken pro Jahr.

Die vierköpfige Familie reist aus Berlin einmal im Jahr im Rahmen einer «Konsultationsreise» in die Schweiz, was pauschal mit 2100 Franken abgegolten wird. All diese Einkommensbestandteile zusammen ergeben ein Gehalt von gut 350 000 Franken. Von dieser Zahl wird im Folgenden ausgegangen. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass der Staat zusätzlich mit sogenannten Ausbildungszulagen die «tatsächlichen Ausbildungskosten» der Kinder bezahlt. Der Durchschnittswert pro D5-Botschafter (inklusive Kinderlose) beträgt hier 18 723 Franken. Weil das Leben in Berlin nach Ansicht des EDA rund fünfzehn Prozent günstiger ist als in der Schweiz, unterliegen 35 Prozent des Lohnes und 80 Prozent der Zulagen einem Kaufkraftausgleich. Nach dieser Bereinigung beträgt das Gehalt vor steuerlichen Aspekten immer noch ansehnliche 339 432 Franken.

Berücksichtigt man die Steuern, so kommt zuerst Cottis Reform zum Tragen: Die Diplomaten müssen einen Teil ihres Steuerprivilegs zurückgeben, das daraus entsteht, dass sie nur die direkte Bundessteuer bezahlen, also keine Gemeinde- oder Kantonssteuern. Praktisch geschieht dies, indem die erwähnten Zulagen um 70 Prozent des Betrags herabgesetzt werden, den sie im Vergleich zu einer ordentlichen Besteuerung in der Stadt Bern einsparen. Bei dem berechneten Einkommen von 339 432 Franken dürfte die Ersparnis bei rund 70 000 Franken liegen (unter der Annahme, dass Abzüge von 25 000 Franken getätigt werden).

Von dieser Steuerersparnis werden 70 Prozent (49 000) bei den erwähnten beruflichen



«Schmerzengeld» für den Verlust an Lebensqualität: Index für «Inkonvenienzvergütungen» nach der Hierarchie des EDA.



Zahlreiche Privilegien: Botschafter Dardel.

Zulagen für Repräsentationskosten et cetera abgezogen. Es fallen direkte Bundessteuern in der Höhe von 25 562 Franken an. Bleibt unter dem Strich ein verfügbares Einkommen von 244 432 Franken, denn die Verpflegung in der Botschaft und die Wohnung in dem Repräsentationsbau gegenüber des deutschen Kanzleramts zahlt der Botschafter nur zu einem geringen Teil. Krankheitskosten für den Amtsträger und seine Familie trägt das EDA. Am Ende des Monats hat der Topbeamte Guldimann dank den Privilegien der Diplomaten wohl ein nur unwesentlich geringeres Einkommen als ein Bundesrat in vergleichbaren familiären Verhältnissen.

Und Tim Guldimann ist nicht der Topverdiener unter den Botschaftern. Der Grund: Das EDA vergleicht die Lebensbedingungen an jedem Einsatzort mit der Lebensqualität in der Stadt Bern. Hierfür lässt es von der international tätigen Beratungsfirma Mercer einen Index anfertigen, welcher der Stadt Bern den Wert 100 zuweist. Hat ein Einsatzort einen Wert von unter 95, so überweist das EDA jedem dortigen Mitarbeiter eine sogenannte Inkonvenienzvergütung von (je nach Alter) 700 bis 840 Franken pro tieferem Indexpunkt. Für die jeweiligen Begleitpersonen (in der Regel Ehefrauen) gibt es davon nochmals zehn Prozent zusätzlich.

Das EDA hat letztmals im Jahr 2002 die genauen Indexwerte publiziert. Seither verzichtet es darauf – mit der Begründung, «dass für sämtliche Länder ersichtlich wäre, wie die Schweiz deren Lebensqualität beurteilt». Dies könne «zu einer empfindlichen Beeinträchtigung der internationalen Beziehungen der Schweiz zu gewissen Ländern führen». Der Index, welcher der *Weltwoche* vorliegt, ist für manche der D5-Botschafter eine einträgliche zusätzliche Einnahmequelle. So bekommt der



Kaufkraftausgleich: Botschafter Bucher.

Schweizer Vertreter in Peking (Indexwert 60) zwischen 24 500 und 29 400 Franken «Schmerzensgeld» für den Verlust an Lebensqualität im Vergleich zur Stadt Bern. Der Gesandte in Moskau (52) erhält unter diesem Titel zwischen 30 100 und 36 120 Franken. Auch andere Metropolen fallen im Vergleich zu Bern offenbar ab: New York (88) ergibt immerhin noch mindestens 4900 Franken «Inkonvenienzvergütung», in der US-Hauptstadt Washington (90) gibt es 3500 Franken und in London (94) 700 Franken.

Der Stadt Bern kann aus dem Blickpunkt der Berner Beamten offenbar kaum jemand das Wasser reichen, was die Lebensqualität betrifft. Sie wird lediglich von Wien (101) übertroffen. Als gleich attraktiv (100) gelten Kopenhagen und München. Die Weltkarte (siehe Seite 27) zeigt die Indexwerte für sämtliche Einsatzorte nach der Hierarchie des EDA: Lebensbedingungen mit einer Indexzahl unter 62 (rot) gelten als «sehr schwierig», unter 83 (gelb) als «schwierig». Einsatzorte mit einem Indexwert von 83 bis 95 sind blau eingefärbt, solche oberhalb der Schwelle für die Inkonvenienzvergütung von 95 sind grün eingefärbt.

Die *Weltwoche* wollte vom EDA wissen, wie hoch die tatsächlich ausbezahlten Saläre der fünfzehn Botschafter in der Topkategorie D5 mitsamt Zulagen waren und wie viel das höchste ausbezahlte Einzelsalär im Jahr 2013 betrug. Die Antwort: Im Schnitt hat jeder Botschafter in den fünfzehn wichtigsten Botschaften ein Bruttoeinkommen von 307 322 Franken. Das höchste Botschaftergehalt wollte das EDA dagegen nicht ausweisen – auch nicht anonym. Bezieht man die Lohnanpassung aufgrund der Lebensbedingungen mit ein, so lässt sich der mutmassliche Topverdiener unter den Botschaftern identifizieren. Wir greifen dazu wieder unser Guldimann-Beispiel



Keine Auskunft zum Gehalt: Botschafter Helg.

eines verheirateten Botschafters mit zwei Kindern auf. In Moskau kommt dieser auf ein verfügbares Einkommen, nach Steuern, von gegen 314 000 – plus allenfalls Familienzulage und Ausbildungszulage für die Kinder. Das ist weit mehr, als ein Bundesrat hat. Der derzeitige Amtsinhaber, Pierre Helg, wollte sich, wie Guldimann, nicht zu seinem Einkommen äussern. In ähnlicher Grössenordnung bewegt sich das rechnerische Einkommen des Botschafters in Peking, Jean-Jacques de Dardel.

Ein sehr vermöglicher Mann

An den Verhältnissen seit Cotti hat sich insofern nichts geändert, als auch der heutige Botschafter in Tokio am Ende des Monats wohl mehr zurückerlegen kann als ein Bundesrat. Er bekommt zusätzlich zum Grundgehalt eine Inkonvenienzvergütung von gut 7000 Franken und einen Kaufkraftausgleich von zwanzig Prozent.

Der Missionschef einer wichtigen Schweizer Vertretung weist darauf hin, dass die Bezüge erst am Karriereende derart komfortable Dimensionen erreichen und man am Anfang recht bescheiden entlohnt werde. Im diplomatischen Corps sorgen die üppigen Bezüge einer Handvoll Spitzendiplomaten dennoch für Unmut. Kritisiert wird, dass heute im Gegensatz zu früher nicht mehr transparent ist, wer wie viel verdient. Zudem würden die attraktivsten Posten häufig mit parteipolitisch genehmen Gefolgsleuten wie dem von Micheline Calmy-Rey nach Berlin berufenen Tim Guldimann besetzt. Dessen gutbezahlte Position ist bald wieder zu haben, da Guldimann für 2015 seine Demission eingereicht hat. Er spielt mit dem Gedanken, sich für die SP um einen Nationalratspräsidenten zu bewerben. Nach linken Massstäben würde Guldimann als sehr vermöglicher Mann ins Parlament einziehen. ○

Fr. 20.- Gutschein

EINLÖSBAR BIS
04.10.14

Gültig bei einem Kauf ab Fr. 100.-, auf reguläre und reduzierte Artikel (ausgenommen Schuhmacher-, Orthopädie- und Podologie-Service). Nicht kumulierbar, keine Barauszahlung möglich! Einlösbar über den Versand, in den Fachgeschäften und übers Internet (Code: H14-35)!

HELVESKO  SWISS MADE

LADYSKO


dansko




warmes,
atmungsaktives
Walklodenfutter

austauschbares
Cellpur-
schaum-
gedämpftes
Fussbett




z.B. für IHN
HELVESKO 

MINNESOTA
schwarz (Nubuk)
Gr. 40-48
zum Kennenlernpreis
bis 03.10.14
249.-
statt 299.-

z.B. für SIE
HELVESKO 

KANSAS
rot (Nubuk)
auch in schwarz (Nubuk/Velours)
Gr. 35-43
zum Kennenlernpreis
bis 03.10.14
249.-
statt 299.-

Stollenprofil für
Sicherheit im
Gelände, auf
Wanderwegen und
auf nassen Strassen

HELVESKO  LADYSKO und dansko -Bequemschuhe werden exklusiv für INTEGRA Nussdorf AG in der SCHWEIZ und in EUROPA produziert, mit viel Handarbeit für beste Qualität.

Bestellen Sie über den Versand

Gerne senden wir Ihnen **gratis** unseren 112-seitigen Herbst-Katalog 2014:

INTEGRA Nussdorf AG
Hauptstrasse 173 / 4422 Arisdorf BL
Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80

Das gesamte Sortiment finden Sie auch unter:
www.integra-ag.ch



Besuchen Sie unsere Fachgeschäfte

Arisdorf (BL) Hauptstrasse 173
Basel (BS) Spalenring 120
Chur (GR) Vazerolgasse 1
Gossau (SG) St. Gallerstrasse 8
Ittigen (BE) Im Talgut-Zentrum
Luzern (LU) Frankenstrasse 12

Schlatt/Neuparadies (TG)
Gewerbezentrum «paradies»,
Diessenhoferstrasse 14c
Urdorf (ZH) Bergstrasse 37
Möhligen (AG) Salinenstrasse 12

Weitere Fachgeschäfte in: **Genf, La Chaux-de-Fonds, Lausanne, Losone, Sion und Yverdon**

Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!

HELVESKO 
SWISS MADE

LADYSKO

dansko

Mobbing in La Chaux-de-Fonds

Wegen angeblichen Mobbings und sexueller Belästigung stürzte der Stadtrat von La Chaux-de-Fonds den Stadtpräsidenten Jean-Charles Legrix. Eine Untersuchung entkräftet nun sämtliche Vorwürfe gegen Legrix. Nur nützt ihm das wenig – die Verfahren haben ihn finanziell ruiniert. *Von Alex Baur*

Maître Claude Rouiller aus Martigny – ehemaliger Präsident des Bundesgerichtes in Lausanne, Professor für Zivilrecht in Neuenburg, Vizepräsident des internationalen Arbeitsgerichtes in Genf, Sozialdemokrat – ist ein angesehener Mann in der Romandie. Sein Urteil hat Gewicht und wurde dringend erwartet in La Chaux-de-Fonds. Denn seit Stadtpräsident Jean-Charles Legrix (SVP) vor gut einem Jahr von seinen Regierungskollegen wegen angeblicher Übergriffe auf Angestellte aller Ämter enthoben und damit faktisch gestürzt wurde, herrscht politische Eiszeit in der Uhrenstadt im Neuenburger Jura.

Die Entmachtung von Legrix durch seine Kollegen, dies stellte das Neuenburger Kantonsgericht bereits im letzten November fest, war illegal und damit nichtig. Zwischenzeitlich hat auch das Bundesgericht dieses Verdikt bestätigt (soweit es überhaupt auf die Materie eintrat). Behelfsmässig wurde Anfang Jahr ein neues Departement für Legrix zusammengeschustert, in dem es allerdings kaum Personal gibt. Die Situation blieb verfahren, weshalb die Stadtregierung Maître Rouiller zu Hilfe rief. Er sollte den Fall noch einmal genau untersuchen und Klärung bringen.

Opfer werden zu Tätern

Die Klärung hat Maître Rouiller diese Woche abgeliefert, in Form eines über hundert Seiten dicken, akribischen Untersuchungsberichtes. Sein Befund ist von seltener Deutlichkeit: Legrix hat sich keinerlei «Persönlichkeitsverletzungen» («atteintes à la personnalité») zuschulden kommen lassen, weder zivil- noch arbeitsrechtlich. Sämtliche Vorwürfe gegen ihn lösten sich im Zuge der Untersuchung in Luft auf – nichts als «nachweislich haltlose Gerüchte» («rumeurs toutes averées dénuées de fondement»), «billige und böswillige Unterstellungen» («assertions gratuites, parfois empreintes de méchanceté haineuse»), allenfalls Missverständnisse. Der vermeintliche Mobber Legrix wird damit selber zum Mobbingopfer, angebliche Opfer werden zu Tätern. Und augenreißend fragt man sich: Wie war das nur möglich? Wie kam es zu dieser kollektiven Treibjagd gegen einen gewählten Volksvertreter?

Zum besseren Verständnis eine kurze Rückblende. Jean-Charles Legrix rutschte 2010 nach dem Rücktritt seines Vorgängers in die Stadtregierung von La Chaux-de-Fonds nach und wurde zwei Jahre später vom Volk im Amt bestätigt. Obwohl er von seinem Werdegang her für die Finanzen prädestiniert gewesen wäre, bekam

er von der linken Ratsmehrheit die Industriellen Werke zugeteilt, in denen die Präsenz der Gewerkschaften besonders ausgeprägt ist. Damit war der Konflikt bereits programmiert. Denn La Chaux-de-Fonds befindet sich seit über einem Jahrhundert fest in linker Hand, die SVP gibt es hier erst seit wenigen Jahren.

Legrix hatte als Finanzmanager in der Privatwirtschaft Karriere gemacht, er gilt als «Blocherianer» – für einen orthodoxen Linken gleichsam die Inkarnation des Leibhaftigen. Als er 2013 turnusgemäss zum Stadtoberhaupt gewählt wurde, war das für viele schwer erträglich. Getreu seinem Wahlversprechen versuchte Legrix zudem die Effizienz in den Industriellen Werken zu steigern. Dabei stiess er auf den erbitterten Widerstand von Werkhofchef Joseph Mucaria, der seit einem Vierteljahrhundert sein eigenes «Imperium» (Bericht Rouiller) etabliert hatte. Mucaria dachte nicht daran, sich nach den Vorgaben seines politischen Vorgesetzten zu richten, und das sagte er auch jedem, der es hören wollte.

Ende 2012 eskalierte der Konflikt zwischen Legrix und Mucaria, nachdem Letzterer seinen politischen Chef heimlich gegenüber einem

bing und Übergriffe des SVP-Vertreters gegenüber dem Personal ins Kraut schossen.

Anfang 2013 betraute der Stadtrat einstimmig die freischaffende Lausanner Sexismus-Expertin Cécile Pache mit einer Untersuchung der Gerüchte. Im Sommer 2013 lieferte Pache einen 97-seitigen Bericht mit dem Titel «Juristischer Audit» ab. In dreizehn Punkten unterstellt sie Legrix einen ganzen Strauss von Tatbeständen, die sich unter dem Titel Mobbing zusammenfassen lassen: Blossstellung von Untergebenen («harcèlement morale»), Intrigen («harcèlement psychologique»), missbräuchlicher Führungsstil («maltraitance managériale») – und sexuelle Belästigung («harcèlement sexuel»). Vor allem letzterer Punkt ist tödlich für jeden Chef, auch wenn die Verfehlung im Fall Legrix' gemäss Pache nicht gravierend war.

Legrix wurde in der Folge von seinen vier «Kollegen» im Stadtrat – ähnlich wie derzeit der grüne Stadtmann Geri Müller in Baden – entmachtet und zum Rücktritt gedrängt (dies allerdings erfolglos). Das Perfide an Cécile Paches «juristischem» Befund war, dass sich Jean-Charles Legrix dagegen nicht wehren konnte, weil sowohl die Untersuchung wie auch das Resultat streng geheim waren. Das ganze Machwerk gemahnt an einen kafkaesken Albtraum: Der Angeklagte darf nicht wissen, wer gegen ihn was ausgesagt hat, nicht einmal die Vorwürfe darf er im Detail kennen, sonst könnte er ja Rückschlüsse auf die vermeintlichen Opfer ziehen, die von ihm geschützt werden müssen. Ja, es ist nicht einmal klar, ob es sich um Anschuldigungen gemäss Hörensagen oder um Schilderungen aus erster Hand handelt (*Weltwoche* Nr. 35/13 – «Protokoll eines Putsches»).

Paches Geheimverfahren spottet jeder Rechtsstaatlichkeit und wurde mit den Urteilen von Kantons- und Bundesgericht zur Makulatur. Gemäss Recherchen der *Weltwoche*, die vom Bericht Rouiller bestätigt werden, lassen sich sämtliche Vorwürfe gegen Legrix ebenso gut zu dessen Gunsten verwenden. So warf Pache ihm etwa vor, das Denunziantentum gefördert und seine Mitarbeiter unter Missachtung des Dienstweges ständig überwacht zu haben. Doch aus denselben Aussagen könnte man auch auf das Gegenteil schliessen: Legrix war ein vorbildlicher Chef, weil er präsent war und ein offenes Ohr für die Mitarbeiter an der Basis hatte. Und den gravierendsten Vorwurf, die sexuelle Belästigung, erhielt selbst Pache nur halbherzig aufrecht: Das vermeintliche Opfer will gemäss eigenen Angaben selber davon gar nichts bemerkt haben.



Nur Gerüchte: Sexismus-Expertin Pache.

TV-Journalisten angeschwärzt hatte. Gemäss dem Bericht von Maître Rouiller gab es im Werkhof von La Chaux-de-Fonds zwei verfeindete Lager: auf der einen Seite die «Modernisierer» um den von Legrix eingesetzten Chefingenieur Pierre Schneider, die den frischen Wind begrüßten; die «alte Garde» um Werkhofchef Mucaria, welche jede Neuerung nach Kräften sabotierte, auf der andern. Das war der Boden, auf dem die Gerüchte über angebliches Mob-



Bitterer Sieg: gefallener Stadtpräsident Legrix, Nachfolgerin Schallenberger, Maître Rouiller, an der Pressekonferenz vom 16. September.

Maître Rouiller nahm sich die Mühe, sämtliche 25 Zeugen nochmals zu befragen, die bereits Madame Pache Auskunft erteilt hatten. Die Sexismus-Expertin hatte sich die Sache denkbar einfach gemacht: Sie liess die Leute plaudern und destillierte am Schluss alles Belastende gegen Legrix heraus, ohne die Aussagen auf ihre Glaubhaftigkeit zu prüfen. Rouiller dagegen hakte nach, untersuchte die Aussagen auf ihre Plausibilität, er konfrontierte die Zeugen mit Widersprüchen und Gegenaussagen, wollte genau wissen, was effektiv erlebt und was erhört war, was Meinung ist und was Tatsache. Die von Pache gesammelten Gerüchte lösten sich dabei allesamt in Luft auf.

Wenn man drei falsche Gerüchte zusammentrage, so bedeute es nicht, dass sie dadurch wahrer würden, schreibt Rouiller: «Dreimal null bleibt null.» In der «Clan-Situation» hätten sich einzelne Feinde von Legrix in eine «schäbige bis arglistige Inquisition» («inquisition mesquine ou sournoise») hineingesteigert. Sogar die Berichte des Westschweizer Fernsehens RTS über frühere angebliche Mobbingopfer von Legrix in der Privatwirtschaft entlarvt Rouiller als mutwilliges Konstrukt.

In einer messerscharfen Analyse fördert Maître Rouiller das beängstigende Szenarium von Gerüchten zutage, die sich in einem

«Schneeballeffekt» («effet boule de neige») zu einer virtuellen Realität verdichten. Dabei fällt auf, dass viele, die schlecht über Legrix redeten, kaum je mit ihm zu tun hatten, während sich seine engsten Mitarbeiter eher positiv äusseren. Trotzdem nimmt Rouiller Pache in Schutz: Sie habe lediglich ihren Befund abgeliefert und sei nicht verantwortlich für die Konsequenzen, die der Stadtrat daraus gezogen habe. Den Regierungskollegen von Legrix könne andererseits kein gezieltes Komplott unterstellt werden, wie es die *Weltwoche* suggeriert habe.

Legrix' soziale Sensibilität

Und im Vorbeigehen bekommt auch noch Legrix selber ein wenig sein Fett ab: Sein Führungsstil sei zwar nie «missbräuchlich» («maltraitant»), bisweilen aber «ungeschickt» («peu approprié») gewesen, habe er doch wenig Rücksicht auf die Befindlichkeiten in einer öffentlichen Verwaltung genommen (was Legrix selber nie bestritten hat). Allerdings attestiert der Bericht dem angeblichen Hardliner eine soziale Sensibilität gegenüber Randständigen, die er im Werkhof bewusst einsetzte, obwohl diese oft Mühe bekundeten, die Anforderungen zu erfüllen.

Bei aller Schärfe in der Analyse ist Maître Rouiller in seinen Schlussfolgerungen offenkundig darauf bedacht, die Kirche im Dorf zu

lassen. Jeder kann irgendwie sein Gesicht wahren: Legrix ist rehabilitiert, doch die Verantwortung für das Debakel trägt keiner, alle sind ein wenig schuld. Die Stadtregierung will damit «das Kapitel schliessen und wieder nach vorne schauen».

Doch die Gerechtigkeit liegt selten in der Mitte, und sie hat ihren Preis. Der Stadtrat von La Chaux-de-Fonds hat gegen 200 000 Franken ausgegeben, um rechtlich gegen den in Ungnade gefallenen Stadtpräsidenten vorzugehen (Cécile Pache 40 000 Franken, Maître Rouiller 30 000 Franken, Rechtsgutachten 12 000 Franken, Hausanwälte 100 000 Franken, zuzüglich Prozesskosten). Jean-Charles Legrix musste weit über 100 000 Franken für seine Verteidigung aufbringen. Doch anders als seine Gegner, die auf Kosten der Steuerzahler prozessierten, musste er sich in Schulden stürzen. Für Jean-Charles Legrix ist es ein bitterer Sieg: politisch rehabilitiert, finanziell ruiniert. Der einzige Sieger in diesem Kampf ist und bleibt der Beamte Joseph Mucaria – er herrscht nach wie vor über sein «Imperium» im Werkhof von La Chaux-de-Fonds.

Den Untersuchungsbericht von alt Bundesrichter Claude Rouiller zum «Fall Legrix» finden Sie in voller Länge auf www.weltwoche.ch.

Vom Secondo zum Milliardär

Ein öffentlicher Streit entzweit die Stiftung des Winterthurer Immobilienkönigs Bruno Stefanini und dessen Kinder. Es geht um das Milliardenvermögen, zu dem auch General Guisans Dolch und Greta Garbos Rolls-Royce gehören. Eine erstaunliche Unternehmerbiografie. Von Florian Schwab

Eine Notiz in der NZZ vom 19. Juni 1993 verweist auf den wohl glamourösesten Moment im Leben des ansonsten spektakulär unglamourösen Winterthurer Milliardärs Bruno Stefanini: Die Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte (SKKG), deren Gründer und Präsident Stefanini ist, ehrt Michail Gorbatschow auf ihrem Schloss Grandson am Neuenburgersee. Der damals 69-jährige Stefanini begrüsst «eine grosse Zahl von Prominenten».

Vor einigen Tagen – mehr als zwanzig Jahre später – hat ein Journalist des Winterthurer *Landboten* gemeinsam mit den Stefanini-Kindern Bettina und Vital den «Dogen von Winterthur», wie ihn die *Weltwoche* einst betitelte, besucht: Berichtet wird von einem greisen Mann, der bettlägerig ist und rund um die Uhr gepflegt wird; den es nach Wein verlangt, um seine Schmerzen zu ertragen; dessen Antworten einsilbig und teilweise wirr ausfallen.

Vater war Beizer

Bereits an der Schwelle zum Tode entflammt ein hässlicher Streit zwischen den beiden Nachkommen Stefaninis und den Stiftungsräten seiner Stiftung. In der SKKG hat Stefanini die Früchte seines jahrzehntelangen Schaffens deponiert: mehrere tausend Wohnliegenschaften und Kunstwerke im geschätzten Wert von 1,5 Milliarden Franken. Die Stiftungsräte, so der Vorwurf, zwingen den alten Mann im Rollstuhl an die Sitzungen, um den Nachkommen die Nachfolge im Stiftungsrat, die ihnen nach Urkunde zustünde, zu verbauen.

Seit 2006 wird immer wieder kritisch berichtet, dass die Kunstwerke teilweise unsachgemäss gelagert sind. Ähnliches sagt man seit Jahrzehnten von den Stefanini-Liegenschaften: Der Eigentümer renoviere praktisch nie. Bei einer städtischen Erhebung wurden 1981 rund vierzig sanierungsbedürftige Häuser festgestellt. Mehr als die Hälfte davon gehörte Stefanini. Jahrzehnte später das gleiche Bild: Als der Stadtrat Liegenschaftsbesitzer gesetzlich zur Renovation verpflichtet will, wird zur Begründung der erbarmungswürdigen Zustand mancher Stefanini-Häuser angeführt.

Wer ist dieser Mann, dessen unerschöpflicher Sammler- und Schaffensdrang sich offenbar mit einer tragischen Vernachlässigung des einmal Erschaffenen verbindet? Die *Weltwoche* hat mit Freunden und Bekannten von Stefanini gesprochen, die ein differenziertes Bild seiner ambivalenten Erfolgsbiografie zeichnen. Der zweite grosse Winterthurer im Immo-



Bei Klassenzusammenkünften immer dabei: Geschäftsmann Stefanini, 2009, damals 83-jährig.

liengeschaft, der ebenfalls milliardenschwere Robert K. Heuberger, findet vor allem wohlwollende Worte: Er und Stefanini hätten sich gut verstanden und regelmässig im Hotel «Krone» gemeinsam einen Kaffee getrunken.

Bruno Stefanini wurde am 5. August 1926 als Sohn der italienischen Einwanderer Giuseppe

und Elisabetta Stefanini geboren. Sein Vater, ursprünglich Rohrleger, führte zwischen 1930 und 1957 das Restaurant «Salmen» in der Marktgasse 45, das der italienischen Società Cooperativa gehörte, einer kommunistisch angehauchten Genossenschaft eingewanderter Industriearbeiter. Giuseppe Stefanini war im-

mer noch Präsident der Genossenschaft, als der Filius auf seinem Schloss Michail Gorbatschow empfing, den Bestattungshelfer des real existierenden Sozialismus. Im Nebengebäude des «Salmen», Hausnummer 47, richtete Stefanini seine Immobilienfirma Terresta AG ein.

Eigene Firma mit 16 Jahren

Der *Tages-Anzeiger* sammelte im Rahmen eines grossen Porträts vor einigen Jahren Stimmen von Mitschülern und protokollierte: «Die Schulfreunde reden von einem <originellen>, <energiegeladenen> und <hochintelligenten> Burschen.» Anekdotisch wird von einem Vorfall berichtet, bei dem Stefanini mit einer Flasche Chianti die Schulfassade traktierte. Ein andermal soll er Wein geliefert haben für ein Gelage auf einem Friedhof. Der junge Stefanini war Mitglied in der Schülerverbindung *Fraternitas* und besuchte, soweit die Erinnerung zurückreicht, ein Leben lang jedes Jahr die Klassenzusammenkunft seines Jahrgangs.

Nach der Matura, als in Europa der Zweite Weltkrieg tobte, absolvierte der Einwanderer-ohn die Rekrutenschule und brachte es im Militär bis zum Infanterie-Hauptmann. Im zivilen Leben studierte Stefanini einige Semester lang Naturwissenschaften an der ETH Zürich, brach das Studium aber zugunsten seines parallel begonnenen Immobiliengeschäfts ab. Die genauen Anfänge seiner Tätigkeit hat Stefanini auch gegenüber Freunden nie richtig ausgeleuchtet. Dem Winterthurer Gymnasialisten Etienne Schudel ist es im Rahmen seiner Maturaarbeit dennoch gelungen, die Anfänge zu rekonstruieren: Die Kooperative besass einige Liegenschaften, mit deren Verwaltung sie den Sohn des Präsidenten beauftragte.

Hier lernte er das Geschäft mit den Mietshäusern. Am Anfang von Stefaninis Erfolg steht der soziale Gedanke der italienischen Kooperative. Heuberger erzählt, dass auch der spätere Multimillionär davon beseelt war, preisgünstige Wohnungen anzubieten, die sich jeder leisten kann. Sein Motto lautete: «Lieber günstige Mieten als teure Renovationen.»

Mit sechzehn Jahren hatte sich Stefanini mit seiner Firma selbständig gemacht. Fünfzehn Jahre später war da aus der Verwaltungstätigkeit etwas angespartes Geld, das er einem Metzger lieh, der in finanziellen Schwierigkeiten steckte. Im Gegenzug verhalf ihm dieser zum Kauf einer günstigen Parzelle in Wülflingen von einem Bauern.

Stefanini überzeugte die Besitzer der umliegenden Parzellen, ebenfalls zumeist Landwirte, ihm die angrenzenden Flächen zu verkaufen. So gelangte er in Besitz eines Grossteils des sogenannten «Oberfeldes», wo er ab 1960 im grossen Stil Wohnblocks errichtete. Es half Stefanini, dass die Stadt Winterthur damals mit Umzonungen sehr grosszügig umging, da sich über die beiden Weltkriege ein grosser Investitionsbedarf aufgestaut hatte und die

Stadt aus allen Nähten platzte. Die Wohnungsnot war mit Händen greifbar. Dank der heranrollenden Inflation waren die aufgenommenen Schulden rasch abbezahlt und Stefaninis Grundstein für den späteren Erfolg gelegt.

Mit viel Geschick kaufte und vermietete er mehr als 3000 Wohnungen in der ganzen Deutschschweiz – die genaue Zahl wusste er selber nicht, erzählen Bekannte. Vor einigen Jahren schickte er den Mietern einen Brief mit der Bitte, eine genaue Skizze des Grundrisses anzufertigen. In Winterthur, der sechstgrössten Stadt des Landes, gehörte ihm bald ein Fünftel aller Wohnungen.

Der Grossgrundbesitzer selber wurde in der Eulachstadt zu einer Art Faktotum. Charakteristisch war die eher ungepflegte äussere Erscheinung eines ihrer reichsten Mitbürger: gebückte Haltung, abgetragene Anzüge und Schuhe, wirres Haar. Stefanini schlief teilweise

Bruno Stefanini sei vor allem immer ein «Schaffer» gewesen, sagt man.

in seinem Büro, teilweise in seinen leerstehenden Wohnungen. Er sei vor allem immer ein «Schaffer» gewesen, sagt man. Auf die Zurschaustellung seines Wohlstandes legte er nicht den geringsten Wert. Er galt und gilt als geizig bis an die Schmerzgrenze. Seiner Coiffeuse soll er zwanzig Rappen Trinkgeld gegeben haben.

Auch kleinste Details wollte Stefanini persönlich absegnen. Alles lief über seinen Schreibtisch und stapelte sich dort – von Reparaturbegehren für einen defekten Dichtungsring bis zu Handwerkerrechnungen, die monatelang unbezahlt blieben. Bei Sitzungen hatte Stefanini die Eigenart, fast jedes Wort mitzuschreiben und von diesen Protokollen Kopien anzulegen, die er später nach einem ausgeklügelten System abzulegen gedachte. Allein: Dazu kam er nicht. Auch in seine Kunstsammlung wollte er irgendwann einmal Ordnung bringen, erzählt Heuberger. Häufig habe er von ihm den Satz vernommen: «Das mache ich, wenn ich älter bin.»

Nach 1980 – er war 56 Jahre alt – übertrug Stefanini den Immobilienbesitz auf seine Stiftung. Fortan kaufte er keine neuen Liegenschaften mehr dazu, sondern richtete seinen Sammlerdrang auf Kunstwerke. Schweizer Maler des 19. Jahrhunderts hatten es ihm besonders angetan: Anker, Giacometti, Hodler, Segantini. Stefanini trug mit seiner Stiftung eine der wichtigsten Kunstsammlungen des Landes zusammen und fuhr die ersteigerten Werke in einem alten Lieferwagen eigenhändig ins Lager. Grosszügig verleiht die Stiftung Kunst an Museen der ganzen Welt.

Die grellen Kontraste in der Biografie des Winterthurer Ausnahmeunternehmers werden an zwei seiner Besitztümer deutlich: am Schloss Grandson am Neuenburgersee und am ehemali-

gen Sulzer-Hochhaus in Winterthur. Im Schloss, das zum Teil seiner Stiftung gehört, hat Stefanini kulturelle Wertgegenstände und einen bunten Schatz historischer Erinnerungsstücke gehortet: etwa den RollsRoyce von Greta Garbo, einen Tisch von John F. Kennedy, den Offiziersmantel und den Dolch von General Guisan. Das Sulzer-Hochhaus hingegen, das er hoffnungslos überteuert gekauft hatte, liess er verfallen. Es wurde zeitweise zur Wohnstätte für linksalternative Hausbesitzer. Nicht viel besser erging es den Schlössern Luxburg und Salenstein im Thurgau sowie Brestenberg im Aargau. Auch hier mehrten sich die Klagen darüber, dass der Mörtel von den Wänden bröckle. In Winterthur arrangierte er sich in seinen späten Jahren mit der Stadt, welche sich (auf Stefaninis Kosten) um die Renovierung der kulturell wertvollsten Liegenschaften kümmerte, so beispielsweise des Hauses «Zum Schanzengarten», erbaut 1740, in dem Johannes Brahms zeitweise lebte.

Grandiose unternehmerische Leistung

In dieser Spannweite an Eindrücken geht beinahe unter, dass Bruno Stefanini eines der grössten Privatvermögen in der Schweiz durch eigene Arbeit erschaffen hat und es mit einer Stiftung langfristig der Allgemeinheit zugutekommen lassen wollte. Seine unternehmerische Leistung ist grandios.

Weniger glücklich erging es Stefanini familiär. Seine Frau trennte sich früh von ihm und zog die drei gemeinsamen Kinder in Bern allein auf. Ein Kind verstarb, sein Sohn Vital zog sich bei einem Sportunfall eine schwere Verletzung zu.

Bruno Stefaninis wohl letzter öffentlicher Auftritt fand im März dieses Jahres anlässlich einer Vernissage in Bern statt. Das Kunstmuseum zeigte 140 Werke seiner Stiftung. Laut Besuchern war er kaum noch ansprechbar. Aber der alte Mann im Rollstuhl sah glücklich aus. ○





Weltverlorenheit.

Das grosse Porno-Experiment

Heutzutage ist der Konsum von Pornografie eine gesellschaftliche Notwendigkeit. Was oft als sexuelle Befreiung der Frau gefeiert wird, erzeugt vor allem Impotenz in realen Beziehungen. Ich plädiere für eine neue Kultur erotischen Begehrens. *Von Regula Stämpfli*

Als 1972 der amerikanische Pornofilm «Deep Throat» in die Kinos kam, war im pruden Amerika die Hölle los. Die Geschichte einer Frau, deren Klitoris in der Kehle sass und die nur durch Oralsex zum Orgasmus kommen konnte, traf das Land unter der Gürtellinie. Hatten Pornos bis dato eher ein Schmuddel-dasein geführt, so wirbelte «Deep Throat» auch die Feuilletons auf und gab zusammen mit Filmen wie «Behind the Green Door» dem Porno-Chic-Boom beträchtlichen Aufwind. Porno mutierte zum Savoir-vivre der mondänen Gesellschaft.

Dies entsprach einer durchaus älteren Tradition, die bis in die Französische Revolution zurückreicht. Als reine Gotteslästerungen waren Pornografie und Aufklärung unverbrüchlich mit der Moderne verknüpft. Die grossen Philosophen der Aufklärung – beispielsweise Diderot und Rousseau – verding-

ten sich nicht nur durch ihre philosophischen, sondern auch durch ihre explizit pornografischen Schriften. «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit» zog direkt auch Pornografie nach sich; die politische Emanzipation war somit auch eine sexuelle.

In erster Linie Sexualersatz

Diese teilweise verheerende Verbindung von befreiender Sachlichkeit und Pornografie hält bis heute an. Pornografie erfüllt aber auch die Sinne: Sie beflügelt den traditionell weiblichen Exhibitionismus ebenso wie die männlichen Potenzfantasien.

In all dem Gebrabbel über die sexuelle Befreiung ging aber vergessen, dass Pornografie in erster Linie Sexualersatz darstellt. Früher galt Porno nur als etwas für impotente alte Männer und auch unter Intellektuellen (Umberto Eco, «Wie man einen Pornofilm er-

kennt») als ziemlich geist- und humorlos. Dies hat sich völlig verändert. Heutzutage ist der Konsum von Pornografie ein gesellschaftliches Must, und erklären muss sich nicht mehr der, der Porno «braucht», sondern der, der keinen Bock darauf hat.

So bilden Pornofantasien alter Männer die Vorlage für die Sexualität der Jugendlichen

Fantasien alter Männer bilden die Vorlage für die Sexualität der Jugendlichen.

beiderlei Geschlechts. Interessanterweise bedienen sich auch viele Frauen dieses Schemas. Der Erfolg von «Fifty Shades of Grey» zeugt davon: einer Geschichte, die sich am archetypisch männlichen Traum der immer willigen und experimentierfreudigen Frau orien-

tiert, um erst zum Schluss das typisch weibliche Kitsch-Happy-End der grossen Liebe zu zelebrieren. Im Zuge des Zugangs der Massen zur Pornografie – immer mehr unter der Ägide von Frauen – verkommt aber die Suche nach einer eigenständigen und individuellen Erotik zu einem Abklatsch der wahrhaftigen und heissen Begierde.

Kürzlich erzählte mir die achtzehnjährige Tochter einer Freundin ganz entspannt und nebenbei, dass es heute bei vielen Jugendlichen völlig normal und üblich sei auf Partys, statt einen Typen zu küssen – ihm schnell einen zu blasen. Auch die Jungs würden die Mädels mal kurz per Hand bedienen. Verblüfft fragte ich nach und bekam zu hören: «Da ist doch nix weiter dabei. Ist doch nicht vögeln.» Dieses weibliche Selbstverständnis, das mir arg nach einer konsumorientierten «Sex and the City»-Welt klingt, wird gerne als sexuelle Befreiung der Frauen gefeiert. Höre ich mich indessen unter meinen Kolleginnen um, die auch als Therapeutinnen arbeiten, ergibt sich ein anderes Bild.

Es scheinen mehr Frauen unter der Pornografie zu leiden als Männer. Einerseits, weil die Frauen mit dem Pornokonsum ihres Freundes nicht wirklich klarkommen, andererseits, weil gute Frauenpornos immer noch selten sind. Zudem ist nicht klar, wie sich das weibliche Begehren unter so viel visuellen Reizen entwickelt, denn traditionsgemäss stehen Frauen eher auf ihre eigenen Fantasien als auf explizite Darstellungen. Zudem: Der Pornokonsum der Männer entfremdet diese den Frauen. Zunächst als Objekt der Begierde, das via Bildschirm einfacher zu finden ist als im realen Leben, und dann als Impotenz in der realen Begegnung zwischen den Geschlechtern.

«Wieso Frauen immer Sex wollen und Männer immer Kopfschmerzen haben» ist heutzutage nicht einfach mehr ein Sachbuchtitel (von Christian Thiel), sondern für viele Frauen bittere Realität. Dies gibt Männern gegenüber Frauen zwar mehr Macht (jetzt sind sie es, die umworben werden müssen), macht sie aber nicht unbedingt glücklich. In «The Great Porn Experiment» erzählt der Neurologe Gary Wilson, wie der Pornokonsum vor allem das Begehren der Männer behindert. Die regelmässige Reizüberflutung ständig neuer sexueller Gespielinnen auf dem Bildschirm führt früher oder später zu Depressionen, Impotenz und sozialer Isolation. Anders gesagt: Porno macht reale Frauen bei häufig pornokonsumierenden, heterosexuellen Männern überflüssig. «Oversexed and underfucked» verweist hier auf die grössere gesellschaftliche und politische Dimension von Pornografie.

Hier ist nicht der Raum, um all die biologischen und psychologischen Prozesse, die Pornografie im männlichen oder auch im weiblichen Körper anrichtet, zu analysieren. Die eh

schon komplexen Geschlechterbeziehungen haben sich aber im Porno-Zeitalter an ein käufliches und bildliches Verständnis von Liebe und Körperlichkeit gewöhnt. Liebe und Eros, die Aphrodite (das Weib) und ihr Begleiter (das Begehren), scheinen dabei auf der Strecke geblieben zu sein.

Zwar meinen immer noch viele linksprogressive Autoren, sie könnten den Kampf gegen die sexuelle Verklemmtheit in einer Gesellschaft damit gewinnen, dass sie die Sexualität, die Erotik und die Geschlechterbeziehungen allgemein entmystifizieren und versachlichen. Doch wer den Sex «objektiv» darstellt, nimmt dem Begehren gewisser-

«Nur der gemeinsame Pulsschlag von Herz und Sexus kann wahre Ekstase schaffen.»

massen das Geheimnis. Gender und Erotik reimen sich bisher nicht. Auf der philosophischen Ebene ist die ausschliesslich auf Erregung des Körpers ausgerichtete Pornografie Ausdruck einer wahrhaftigen Weltverlorenheit. Dies ist nicht als Votum gegen pornografische Literatur, Poesie und Darstellungen im Allgemeinen zu werten, sondern als ein Plädoyer für eine erotische Begehrenskultur zu verstehen.

Verdinglichung aller Lebensbereiche

Die Frage, wie Pornografie positiv oder negativ unser Selbstbild und unsere Dingbeziehungen beeinflusst und sich in den kulturellen Praktiken unter die Haut frisst, kann ich nicht abschliessend beurteilen. Je nach Tagesform sehe ich in ihr Zeichen soziopathologischer Störungen und individueller Symptome, die ebenso bekämpft werden sollen wie die Entfremdung, die sich durch die Verdinglichung aller Lebensbereiche für die Menschen ergibt. An guten Tagen wie diesen will ich meine Beobachtungen jedoch nicht mit einem wuchtigen kulturpessimistischen Unbehagen schliessen.

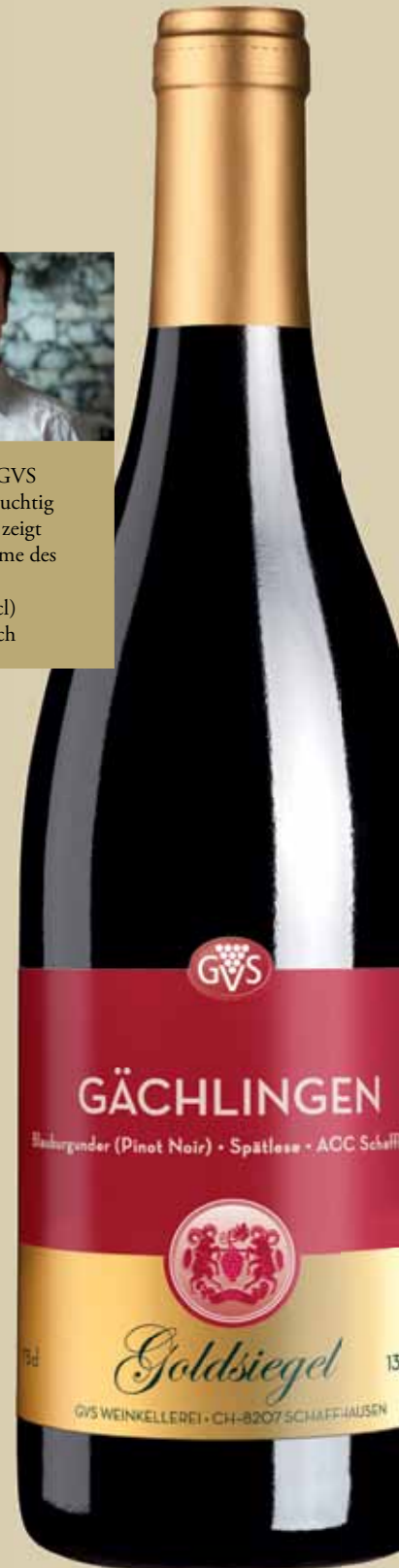
Selbst wenn der Pornokonsum vor allem auch unter jungen Menschen offensichtlich grassiert, so ist es doch erfrischend, zu sehen, dass viele Menschen ein ganz eigenes Begehren mit eigener Urteilskraft entwickeln. Davon zeugen unzählige lebens- und sexbejahende Blogs, erotische Geschichten und ein pornografisches Experimentierfeld, das alles andere als humorlos ist oder nur aus Ergüssen alternder Fantasien ohne Libido besteht. Wie meinte schon Anaïs Nin: «Nur der gemeinsame Pulsschlag von Herz und Sexus kann wahre Ekstase schaffen.»

Regula Stämpfli ist Historikerin und Politikwissenschaftlerin. Die Bernerin ist verheiratet und Mutter von drei Söhnen.

SCHAFFHAUSER BLAUBURGUNDERLAND: EIN IDEALES TERROIR FÜR DIESE SPÄTLESE!



Michael Fuchs, GVS Weinkellerei: «Fruchtig und vollmundig, zeigt den ganzen Charme des Pinot Noir.»
CHF 18.70 (75 cl)
www.gvs-weine.ch



SCHAFFHAUSER
**BLAU
BURGUNDER
LAND**

www.blauburgunderland.sh

Berufsziel Selbstmordattentäter

In der Schweiz leben Kinder von Einwanderern mit grausamen Zukunftsplänen. Wie kommen diese Jugendlichen auf solche Ideen?

Von Allan Guggenbühl

«Kämpfer für ein Kalifat» möchte er werden. «Mein Ziel ist, Selbstmordattentäter zu sein!» Der 16-jährige Jugendliche setzt eine ernste Miene auf, als er diese Sätze seinen zwei Kollegen gegenüber äussert; einer stammt ursprünglich aus Somalia, der andere aus dem Irak, und die Eltern des Dritten sind aus dem Maghreb eingewandert. Alle drei leben seit ihrer frühen Kindheit in Bern und sprechen Berndeutsch. Die 14- bis 17-Jährigen absolvieren die sechste Sitzung einer Gruppenpsychotherapie, die ihnen verordnet oder empfohlen wurde. Ihnen und fünf weiteren Jugendlichen versuchen wir zu helfen, Lebensperspektiven zu entwickeln.

Wir diskutieren ihre Probleme und suchen nach Lösungen. Nach ein paar Sitzungen verlieren sie meistens ihre Scheu, sprechen frank und frei. Oft sagen sie dann, was sie sonst hinter einer zynischen oder wohlangepassten Maske verste-

«Die Europäer sind unfähig, sich für eine höhere, göttliche Sache zu opfern!»

cken. «Das ist nicht dein Ernst?», wende ich ein und blicke den Jugendlichen entgeistert an. Der Junge stammt aus einer behüteten Umgebung, ist intelligent und hat eine Lehrstelle auf dem Bau in Aussicht. «Ist doch klar: Europa ist dem Untergang geweiht!», entgegnet der Junge mit irakischen Wurzeln. «Die Europäer denken nur an Geld und Wohlstand! Sie sind unfähig, sich für eine höhere, göttliche Sache zu opfern!» Der dritte Jugendliche fügt schliesslich hinzu, der Islam werde Europa übernehmen, keine Frage. Das Christentum sei chancenlos.

Alle mit Schweizer Pass

Die Diskussion dieser Jugendlichen, die alle einen Schweizer Pass haben, irritiert; besonders da sie nicht provozieren möchten. Habe ich in eine Diskussion hineinhören können, die sonst nur in ihren Kreisen geführt wird?

Wenn junge Menschen Gewalt als Lebensziel wählen, dann suchen wir nach Erklärungen. Das humanistische Menschenbild verbietet uns, in der Destruktivität einen Urtrieb zu sehen. Als Psychologe will man in der Vergangenheit Ursachen identifizieren, die zu dieser abnormen Entwicklung führten: ein Kindheitstrauma, fehlende Perspektiven, eine Diskriminierung oder neurologische Fehlentwicklung. Wir suchen nach einem Ereignis, auf das wir ungeheuerliche Aussagen oder Taten zurückführen

können. Das Böse wird ausgelagert. Wenn man lange genug grübelt, findet man meist einen Umstand, auf den man die Fehlentwicklung zurückführen kann. Bei zwei dieser Jugendlichen finde ich trotz meiner Psychologenbrille nichts, was als Grund für die pathologischen Lebensziele herhalten könnte. Sie stammen aus intakten Familien, wirken sozial kompetent und haben eine berufliche Perspektive. Wieso diese schrecklichen Ziele? Sind ihre Worte vielleicht Ausdruck einer Haltung ihrer Kreise?

Die Jugendphase ist ein hochsensibler Altersabschnitt. Der junge Mensch hat die Geschlechtsreife erreicht und ist fähig zu abstrakten Gedanken. In diesem Alter beginnt die Suche nach einer eigenen Identität. Man möchte herausfinden, woher man stammt und wohin ein Leben führt. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Persönlichkeitsprofil steht an. Um sich von den Eltern und der Schule abzugrenzen, alimentiert man das eigene Selbstverständnis durch Vorstellungen aus dem erweiterten Lebensraum. Man versetzt sich in grandiose Szenarien, weil man sich dadurch Stärke und Bedeutung verspricht. Es geht nicht nur darum, wie man die Freizeit verbringt oder wie die Ausbildung verläuft, sondern auch, welche Rolle einem in einem faszinierenden, jedoch auch bizarren Welttheater zufällt. Nicht nur das Private interessiert, sondern auch die Auseinandersetzung mit existenziellen Themen. Welches ist der Sinn des Lebens? Was ist mit Gott? Gewalt, Sexualität und die eigene Ursprungsgeschichte werden wichtig.

Um das Denken und Verhalten junger Menschen zu verstehen, sollte man nicht nur nach Ursachen und Defiziten suchen oder sich von ihrem Habitus beeindruckt lassen, sondern auch mit sogenannten Hinzu-Kategorien operieren. Jugendliche sind auf der Suche nach seelischen Landschaften ausserhalb ihrer privaten und schulischen Lebenswelt. Sie möchten wissen, was sich jenseits des Horizonts verbirgt. Sie hoffen auf Visionen und geben sich nicht zufrieden mit Konzepten und Karriereplänen. Sie streben nach Entgrenzungserlebnissen, die sie an die Essenz unseres Daseins heranzuführen und das Gefühl von Sinn vermitteln. Das von ihnen wahrgenommene Weltszenarium wird nach Hinweisen abgetastet.

Viele drängt es, aus dem eigenen soziokulturellen Lebensraum auszubrechen. Tabus und Verbotenes werden interessant, weil dahinter verborgene existenzielle Erfahrungen vermutet werden. Oft spielen die Erwachsenen mit

Die Attraktivität des Alkoholkonsums ist dadurch erhöht worden, dass man strenge Verkaufsaufgaben erliess. Was sich die Alten erlauben und der Jugend verboten bleibt, ist doppelt attraktiv. Einige Jugendliche wagen sich an die ultimativen Tabus unserer Gesellschaft heran. Sie wollen das sozioökonomische, moralische Korsett sprengen, das ihnen durch die Schule und den öffentlichen Diskurs aufgezwungen wird. Gewalt wird tabuisiert, und Gott ist zu einem Konstrukt reduziert worden.

Die Jugendlichen wehren sich dagegen, dass in Gewalt etwas Pathologisches gesehen wird, Gott zu einer Privatangelegenheit erklärt wird und Hinweise auf transzendente Grössen ausradiert wurden; die höchsten Gebäude sind nicht die Kirchen, sondern Geschäftshäuser. Diese limitierte Sicht des menschlichen Daseins widerspricht den psychologischen Bedürfnissen einiger Jugendlicher. Sie wollen es sich nicht nur bequem einrichten, sondern wollen Ahnungen nachgehen und sich den ultimativen Herausforderungen des Lebens stellen.

Quasireligiöses Erlebnis

Die Folge: In den ultimativen Tabubruch wird ein quasireligiöses Erlebnis hineinprojiziert. Diese quere Sicht sieht in unvorstellbaren Taten ein Entgrenzungserlebnis; wer das Grässliche vollbringt, erhält eine göttliche Weihe. Das Schaudern und Erzittern vor dem Schrecklichen wird zum Hinweis, dass man durch eine solche Tat den Wohlstandsjammer überwinden kann. In den Reaktionen der Öffentlichkeit sehen die Jugendlichen zudem den Beweis, dass man zu einem Gotteskrieger aufgestiegen ist, der mit einer transzendenten Macht in Verbindung steht.

In grauenhaften Taten eine sinnlich-religiöse Komponente zu sehen, kam in der Geschichte immer wieder vor. Je grässlicher, desto besser.

Einer in der Gruppe sagt, der Islam werde Europa übernehmen. Das Christentum sei chancenlos.

Bei Napoleon suchten die Jugendlichen in der «grande bataille» ihre Erlösung; in Deutschland schwärmten Soldaten der Ostfront vom grossartigen Gefühl bei der Erschiessung von Juden oder Zivilisten; und beim Massaker an den Armeniern brachten die türkischen Soldaten die Kinder vor ihren Gewehrläufen zuerst zum Lachen, bevor sie ihnen die Köpfe abknallten. In



«Das ist nicht dein Ernst?»: palästinensischer Junge mit Spielzeuggewehr unter Dschihadisten.

uns sträubt sich alles, diese Euphorie in Verbindung mit dem Grauenhaften anzuerkennen.

Jugendliche stellen sich Fragen nach ihrem Ursprung. Sie wollen die eigene Familienmythologie kennenlernen. Dies führt bei Immigrantenfamilien oft dazu, dass man sich dem ursprünglichen Heimatland zuwendet. Die Familiengeschichten und das Land der Eltern werden projektiv überhöht und zur Basis der eigenen Identität erhoben, obwohl einem die Kultur fremd ist: Etwa im Islam sieht man die Erlösung; man versteht sich als Südamerikaner oder schwärmt von seiner türkischen Seite. Die-

se Reaktionsbildung ist bei Immigrantenfamilien, in denen die Eltern sich um Anpassung bemühen und sich vom Ursprungsland distanzieren, verbreitet. Von der Hinwendung zum Ursprungsland versprechen sich die Jugendlichen eine Möglichkeit zum Anderssein.

Unsere Gesellschaft braucht eine erweiterte Sicht der Jugendphase. Statt Jugendliche von existenziellen Themen auszugrenzen und ihnen vorzugaukeln, der Sinn des Lebens liege in der Anpassung und das Lebensglück hänge von sozioökonomischen Faktoren ab, müssen wir sie auch mit den unheimlichen Tiefen der

menschlichen Existenz konfrontieren. Das Bedürfnis nach Entgrenzung, das sich oft in einem Wunsch nach Transzendenz äußert, darf nicht ausgeklammert werden. Es ist nicht alles eine Frage der Bildung, des Geldes und sozialer Kompetenzen. So können wir vielleicht verhindern, dass das Grauenhafte überhöht und mythologisiert wird.

Allan Guggenbühl ist Psychologe, Psychotherapeut und Experte für Jugendgewalt.



Essay

Stiller Schrecken

Mit der kalkulierten Killer-Ästhetik ihrer Videos provozieren die Kämpfer des Islamischen Staats (IS) im Westen Panik. Zugleich füttern sie unsere Lust nach bösen Bildern.

Von Tom Kummer

Die bösen Bilder: Wir haben sie längst gerne bekommen. Sie lehrten uns das Fürchten, rebellierten gegen den gesunden Menschenverstand, wurden grosse Kunst, versprachen perfekte Unterhaltung – besonders im Splatterfilm oder im Kino eines Quentin Tarantino, wo uns sogar das erhabene Grinsen im Anbetracht des Grauens beigebracht wurde.

Doch in den letzten Wochen kehrten die bösen Bilder wieder zu den Ursprüngen zurück: zur Ästhetik des Schreckens und Erschreckens, jenseits von Gut und Böse, hinein in eine scherzfreie Zone. Ein Überschreiten fand statt. Die Intensität und Rätselhaftigkeit der Enthauptungsvideos der IS-Kämpfer verwandelte den Realitätsstatus der bösen Bilder: ihre Inhaltlichkeit, Wirklichkeit und Wahrheit. US-Präsident Barack Obama sprach von «weltweitem Schock». Doch wo genau begann der Schock?

Drei Menschen müssen irgendwo in der Wüste niederknien, in einem orangeroten Shirt, wie es die Gefangenen in Guantánamo auch tragen. Sie müssen ein paar Sätze aufsagen, die Schädel sind kahlrasiert, und der Mann, der jeweils neben ihnen steht, hält einen Dolch in der linken Hand, sein Gesicht ist verummmt. Jeder weiss, wie diese Szene weitergeht, das Wissen um die Grausamkeit ist so breit gestreut, dass die kleinsten Reize ausreichen, um Schrecken auszulösen. Es scheint in jenem Moment so, als wäre der Film bewusst weniger grausam gemacht worden, damit er umso mehr im Internet geteilt und angesehen wird. Das ist der Moment, in dem böse Bilder mächtig werden und das Grauen als gnadenlose politische Strategie einsetzt. Das ist der wahre Schock.

«Rambo» studiert

Die Macher verstehen die Macht der bösen Bilder, und sie glauben ihr Publikum auch ganz genau zu kennen – wie die Marketinggenies Hollywoods. Es sind womöglich popkulturell geschulte Leute. Sie wissen, wie weit sie gehen sollten – wie Werbefilmer. Sie haben vielleicht Filme von Abel Ferrara, Pier Paolo Pasolini, David Cronenberg, Martin Scorsese oder Michael Cimino studiert – bestimmt auch Sylvester Stallone in «Rambo». Sie setzen alles sehr sorgfältig in Szene, um grösstmögliche Wirkung zu erzielen. Ihr Publikum sind einerseits die eigenen Leute: Millionen Orientierungsloser, die es zu

rekrutieren gilt. Und zum anderen der Westen: wo Politik mit dem Grauen der bösen Bilder betrieben wird.

Die Macher wissen, dass Bilder den Menschen konstituieren. Besonders böse Bilder setzen sich im Hirn fest, entfalten dort ihre Macht. Letzte Woche haben die bösen Bilder den amerikanischen Präsidenten zu einer Rede gezwungen, die er nicht halten wollte. Mehr als siebzig Prozent aller Amerikaner erwarten Vergeltung – in einer Region, von der sich das Land gerade für lange, lange Zeiten



Ikonografischer Teufelskreis: Terroropfer Haines.

verabschieden wollte. Die IS hat die Zuspitzung durch Bilder erzwungen, die bösen Bilder sind aktiv: die schreckliche Fantasie einer Enthauptung. Es gibt keine Zweifel mehr: Die westliche Welt braucht den Schock mehr denn je, um sich zu empören – und sich dabei gut zu fühlen. Der Wendepunkt kam am 11. September 2001 in New York – «die Mutter aller Medienereignisse» –, als die Terroristen mit den Bildern, die sie erzeugten, uns ihre Probleme aufzwingen. Damals begann ein Bruch in der Wahrnehmung, der mit den Bedingungen der digitalen Welt zusammenhängt, mit Milliarden von mobilen Kameras, die alles und jedes

zu filmen scheinen. Was folgt, ist die sofortige und virusartige Verbreitung der Bilder durch die sozialen Medien. Es begann ein ikonografischer Teufelskreis, dem wir uns heute stellen müssen – und aus dem die IS-Propagandisten als Sieger hervorgehen werden. Denn ihre Videos sind ganz nahe dran an der Bildersprache, mit der wir dank Videospiele und Hollywood bestens vertraut sind. All das führt zu neuen Fragen nach einer digitalen Ethik des Hinschauens – oder des Wegschauens.

Kampf gegen eine Hydra

Wir müssen uns den Bildern stellen – und einem Feind, der sich mit der Semantik der Bilder auskennt, mit der Sprache der Medien vertraut ist und diese ganz bewusst in einer bestehenden Weise einsetzt. Ein Kampf gegen die Verbreitung der IS-Propaganda würde einem Kampf gegen eine Hydra gleichkommen. Auf jedes gelöschte Youtube-Video, auf jeden gesperrten Twitter-Account folgen zwei neue.

Besonders böse Bilder setzen sich im Hirn fest, entfalten dort ihre Macht.

Wir müssen ihre Videos ernst nehmen, darüber berichten, auf die Wirkung hinweisen, die Ansprüche, die damit einhergehen, wenn sie verbreitet werden. Die bösen Bilder dürfen nicht die Emotionen liefern, welche die Vernunft ersetzt. Die bösen Bilder siegen, wenn aus Politik Panik wird.

Der Schock der bösen Bilder darf uns nicht in Gleichgültigkeit erstarren lassen. Sonst gibt es im aufgeklärten Westen keinen Realitätsbezug mehr zum Hass des islamischen Fundamentalisten – alles wird bloss noch als «Simulation» verstanden. Dann bekämen Postmodernisten wie Jean Baudrillard doch noch recht, die den Terror der islamischen Fundamentalisten als Wink der Geschichte verstehen, als Wiederkehr des Verdrängten und als blutige Revolte der «Anti-Körper» und damit als ein Phänomen des globalisierten Westens, der sich Amerika und seiner Lebensform unterworfen hat und seinen Selbsthass, seinen Hochmut und sein «Wissen» ausbreitet bis in den letzten Winkel der Erde. Während der Anti-Körper tötet – und unaufhörlich Videos dreht.

Illegal beim pensionierten Lehrer

Seit Jahren müsste eine in Widnau SG untergebrachte afrikanische Familie die Schweiz verlassen. Doch das Solidaritätsnetz Ostschweiz verhindert die Rückführung. Solche Aktionen schaden der Akzeptanz echter Flüchtlinge. *Von Alex Reichmuth*

Letzte Woche berichtete die *Weltwoche* über abgewiesene Asylbewerber, die seit Jahren gehen müssten, aber noch immer in der Schweiz sind: eine Frau und ein Mann aus der Türkei sowie sechs Kinder. Statt in die Türkei zurückzureisen, tauchte die Familie unter und lebt jetzt im Kloster St. Katharina in Wil SG. Die Familie wird vom Solidaritätsnetz Ostschweiz protegiert, einem Zusammenschluss sogenannter Flüchtlingshelfer. Diese organisieren für Ausländer ohne Aufenthaltsrecht private Unterkünfte und bezahlen ihnen Anwälte für immer neue Rekurse.

So auch in einem weiteren Fall: bei einer Afrikanerin, die vor acht Jahren angeblich aus Eritrea in die Schweiz kam, ihrem ebenfalls afrikanischen Partner sowie zwei Kindern. Seit fünf Jahren ist erwiesen, dass es sich nicht um Flüchtlinge handelt. 2009 ordnete der Bund die Wegweisung der Frau und ihrer Familie an. Doch Anwälte, die wohl von Personen im Umkreis des Solidaritätsnetzes bezahlt werden, rekurrierten durch sämtliche Instanzen. 2012 setzte das Bundesverwaltungsgericht den Afrikanern eine Ausreisefrist – ohne Erfolg. 2013 stellte die Gemeinde St. Margrethen, wo die Familie auf Kosten des Staates in einer Vierzimmerwohnung lebte, die Zahlung von Sozialhilfe ein und wies die Familie der Gruppenunterkunft Seeben zu, einem öffentlichen Zentrum für abgewiesene Asylbewerber im Kanton St. Gallen. Darauf tauchten die Afrikaner unter.

Vor wenigen Tagen hat das Bundesgericht entschieden, dass die Gemeinde St. Margrethen richtig handelte, als sie der Familie die Sozialhilfe entzog und sie nach Seeben wies. Doch inzwischen leben die Afrikaner bei Päuli Wiesner in Widnau SG, einem pensionierten Lehrer und Mitglied des Solidaritätsnetzes. Wiesner macht eine «unmenschliche Behandlung» geltend, die die Familie habe erfahren müssen. Die Afrikaner seien in St. Margrethen unter Aufgebot der Polizei gezwungen worden, ihre Wohnung «in nur neunzehn Stunden» zu räumen. Maurizio Reppucci von der Firma ABS, die die Familie im Auftrag von St. Margrethen beherbergte, will den konkreten Fall nicht kommentieren. Er betont aber, dass abgewiesene Personen in der Regel drei bis vier Wochen vor der Wegweisung informiert würden. «Die Polizei kann bei Personen beigezogen werden, die sich gegen die behördliche Entscheidung wehren», so Reppucci weiter.

Die Afrikanerin habe Probleme, zu beweisen, dass sie aus Eritrea komme, sagt Päuli

Wiesner auf die Frage, warum die Familie kein Bleiberecht bekommen habe. Die Frau sei mit achtzehn Jahren nach Eritrea eingewandert, aber nie offiziell registriert worden. «Nicht registriert zu werden, ist dort aber der Normalfall und darf nicht als Vorwand dienen, die Frau und ihre Angehörigen zurückzuschicken», so Wiesner.

Klausfranz Rüst, ehemaliger Kantonsratskandidat der Grünen, ist langjähriger juristischer Helfer der Familie. Er beantwortet keine Fragen der *Weltwoche*. Zu einem Telefongespräch ist hingegen Denise Dornier bereit, die Anwältin der Familie. Sie gibt freimütig zu, dass deren Aufenthalt in der Schweiz illegal ist. Die Fluchtgründe sind Dornier angeblich nicht genau bekannt. Gemäss ihren vagen Informationen sei die Frau in Eritrea nicht direkt verfolgt gewesen, habe aber Folter befürchtet. Auch ihre «Lebensumstände» seien massgebend gewesen, dass sie in die Schweiz gekommen seien.

Gefälschte Dokumente?

Menschen, die angeblich aus Eritrea kommen, machen derzeit etwa die Hälfte aller Asylbewerber aus. Die meisten können als «vorläufig Aufgenommene» bleiben, auch wenn sie nicht direkt verfolgt wurden. Dass die Familie, die in Widnau lebt, kein Bleiberecht bekommen

hat, lässt vermuten, dass starke Gründe dagegen gesprochen haben – etwa kriminelle Handlungen. Anwältin Dornier sagt, sie habe vom Vorwurf gehört, die Frau habe gefälschte Dokumente mit sich geführt.

Der Aufenthalt der Familie in Seeben sei unzumutbar, sagt Dornier, weil dieses Zentrum für Kinder ungeeignet sei. «Die Kinder wären dort abgesondert ohne Kontakt zu Gleichaltrigen.» Dem widerspricht Roger Hochreutener, Geschäftsführer der Vereinigung der St. Galler Gemeindepräsidenten. In Seeben gebe es nicht nur täglich drei Mahlzeiten, sondern Beschäftigungsangebote und für Kinder eine interne Schule. «Seeben ist keineswegs eine Obdachlosenunterkunft, wie uns mitunter vorgeworfen wird.»

Das kantonale Migrationsamt St. Gallen will sich nicht zu Einzelfällen äussern. «Durch die Beherbergung von Personen, die sich illegal in der Schweiz aufhalten, kann der Straftatbestand der Begünstigung des illegalen Aufenthalts erfüllt sein», schreibt Amtsleiter Jürg Eberle. Sogenannte Flüchtlingshelfer erweisen der Akzeptanz von Flüchtlingen jedenfalls einen Bärendienst, wenn sie die Ausreise abgelehnter Asylbewerber systematisch verhindern. Die Solidarität der Bevölkerung dürfte abnehmen, wenn auch Menschen ohne Fluchtgründe die Schweiz nicht verlassen. ○



Bärendienst: Demonstration in Bern.



Essay

Wir schrumpfen die Schweiz

Unser Land ist eine Erfolgsgeschichte. Aber aufgepasst: Der Wohlstand wird abgebaut. Die Schweiz lässt sich treiben. Wir bieldern uns Moden und Trends an. Wehmütig schauen wir unserem eigenen Abstieg zu.

Von Simon Geissbühler

Gäbe es die Schweiz nicht, müsste man sie erfinden. Sie ist eine einmalige Erfolgsgeschichte und ein Sonderfall – auch wenn dieser Sonderfall heute einigen peinlich ist. Die Schweiz hat keine absolutistisch-zentralistische Tradition und entwickelte sich «von unten». Während die Revolutionen 1848 überall sonst scheiterten, blieb die Schweiz die einzige Republik in Europa, eine argwöhnisch beäugte Aussenseiterin und ein Hafen der Freiheit. Die Schweiz pflegte eine freiheitlich-liberalere politische Kultur als ihre Nachbarn. Ein ausdifferenziertes Institutionengefüge und eine politische Kultur, die dem Ausgleich zum Vorteil gereichen, erlaubten es, verschiedene sprachliche, konfessionelle und soziale Gruppen zu integrieren.

Dieser Integrationsprozess war keineswegs linear und harmonisch. Aber die historische Leistung der erfolgreichen Integration wirkt bis heute nach und kann mit Blick auf die Entwicklungen in anderen Weltregionen nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sozialwissenschaftler Karl W. Deutsch sprach nicht zufällig von der Schweiz als paradigmatischem Fall politischer Integration.

Fahrlässige Selbstgefälligkeit

Der liberale Philosoph Friedrich A. von Hayek beschrieb die Schweiz (wie auch die angelsächsischen Staaten und die Niederlande) als ein Land, das besonders Werte wie Unabhängigkeit, Eigenverantwortung und -initiative, Vertrauen in freiwilliges Handeln, Toleranz gegenüber dem Andersartigen sowie Misstrauen gegenüber Macht und Autorität verkörpere. Ich glaube, von Hayek hatte recht. Die Freiheit ist zusammen mit den politischen Institutionen der Kern dessen, was die Schweiz ausmacht.

Heute ist nicht alles schlecht, und früher war nicht alles gut. Wenn wir über die Schweiz klagen, dann tun wir dies noch auf hohem Niveau. Den Nieder- oder gar Untergang der Schweiz herbeizureden, ist hysterisch und deplatziert. Die direkte Demokratie ist lebendig und das Image der Schweiz im Ausland hervorragend. In vielen Ranglisten – beispielsweise zu Wettbewerbsfähigkeit, Innovationsleistung oder Pro-Kopf-Einkommen – steht die Schweiz global an der Spitze.

Aber Selbstgefälligkeit ist fahrlässig; Stillstand ist Rückschritt. Es gibt Entwicklungs-

tendenzen, die auf eine relative Positionsverschlechterung der Schweiz im internationalen Vergleich hindeuten. Diese Trends sind einerseits verfehlten politischen Entscheidungen beziehungsweise dem Vogel-Strauss-Syndrom geschuldet: Herausforderungen und Probleme werden nicht antizipiert. Wenn sie offensichtlich werden, beschönigt man sie. Wenn man sie nicht länger beschönigen kann, werden Lösungen hinausgezögert. Andererseits haben die negativen Trends zu tun mit tektonischen Ver-



Auf dem Weg in die Mittelmässigkeit.

schiebungen in der politischen Kultur. Für die negativen Entwicklungen sind wir in erster Linie selber verantwortlich. Wir haben die Schweiz geschrumpft.

Wir scheinen nicht mehr so genau zu wissen, wer wir sind und was wir wollen. Der gesellschaftliche Minimalkonsens – mehr braucht es nicht – ist brüchig geworden. Freiheit, Demokratie, Wohlstand und Sicherheit werden immer mehr als selbstverständlich betrachtet, obwohl sie dies nie waren und nie sein werden.

Die schweizerischen politischen Institutionen, die direkte Demokratie, der Föderalismus und die Konkordanz, die Teil des eidgenössischen Erfolgsmodells sind, stehen unter Druck. Während wir um die direkte Demokratie, die eine Ergänzung zum parlamentarischen System ist, im Ausland beneidet werden und die Forschung gezeigt hat, dass die direkte Partizipation nicht nur glücklich macht, sondern verschiedene positive Effekte zeitigt, wünschen sich einige Intellektuelle nichts mehr als eine Expertokratie, um «falsche» Entscheide des tumben Volkes zu verhindern.

Der Staat wurde in den letzten Jahrzehnten keineswegs «zu Tode gespart» oder «ausgehungert», sondern kontinuierlich ausgebaut. Er ist recht fett geworden. Die Sozialausgaben beispielsweise stiegen in der Schweiz in den neunziger Jahren massiv an. Der wachsende Staat verdrängt zunehmend die Zivilgesellschaft, den Milizgedanken, die Eigenverantwortung und individuelle Gestaltungsfreiheit.

Jeden Monat 523 neue Staatsstellen

Schon nur die Frage nach den Grenzen und einem Wachstumsstopp des (Sozial-) Staates zu stellen, ist ein Tabu. Die Bürokratie wächst. Der nicht als staatskritisch bekannte *Tages-Anzeiger* rechnete Ende 2013 vor: «Innerhalb von nur vier Jahren wurden bei Bund, Kantonen und Gemeinden 25 100 Stellen geschaffen. Oder anders gerechnet: Jeden Monat nehmen 523 Neo-Beamte in den Verwaltungen der Schweiz Platz.» 2012 verzeichnete die amtliche Sammlung des Bundesrechts einen Zuwachs von über 7500 Seiten – ein Rekord. Der Musiker Chris von Rohr sagt es so: «Wer genau hinschaut, merkt: Es gibt immer mehr Gesetze. Einige sind nötig, viele aber Unfug.» Das Tiefsteuerland Schweiz ist ein Mythos: Seit 1990 hat kein OECD-Land einen derart massiven Anstieg der Fiskalquote zu verzeichnen wie die Schweiz.

John Stuart Mill hatte schon 1859 geradezu prophetisch die Grenzen der Macht, welche die Gesellschaft rechtmässig über das Individuum ausübt, als die «Lebensfrage der Zukunft» definiert. Was vor mehr als 150 Jahren aktuell war, ist heute noch viel drängender geworden. Die staatlichen «Verhaltensbevormundungen» sind weiter fortgeschritten, als wir dies wahrhaben wollen. «Moralpolizisten» wachen über die Einhaltung der Vorschriften zum politischen Korrekten und Guten. Der Staat mischt sich auch zunehmend in die Familie ein, in einen Bereich, der den Kern des Persönlichen und Privaten in einem liberalen Staat betrifft.

Viele Schweizer leisten enorm viel, in Beruf, Ehrenamt und Familie. Aber ich erfahre in der Schweiz auch Engstirnigkeit und Selbstzufriedenheit (wer sich betroffen fühlt, ist gemeint). Die Offenheit gegenüber dem Nicht-Mainstream und die Risikobereitschaft fehlen mir bisweilen. Statt über die Substanz zu debattieren, wird der politische Gegner rasch diffamiert und in eine Schublade gesteckt.

Der Wohlstand dürfte mit zunehmender Regulierung, steigender Verschuldung und der Verschlechterung der Rahmenbedingungen insbesondere für KMU schrumpfen. In der «Doing Business»-Rangliste der Weltbank nimmt die Schweiz lediglich den 29. Platz ein. Besonders schlecht schneidet die Schweiz bei den Rahmenbedingungen für Start-ups ab (104. Rang). Bei der Bildung wird die Schweiz an Boden verlieren, wenn sie es verpasst, sich von der Bürokratisierung und Überregulierung des Bildungssystems und der Nivellierung nach unten zu lösen. Gefragt wäre nicht der Sprint hinter dem Zeitgeist her, sondern echte Bildung, die Zeit und Geduld braucht, die den Kindern Raum zur Entfaltung der Talente lässt und Chancen-, aber nicht Ergebnisgleichheit anstrebt. Klassische Bildung erzieht dazu, leise Töne zu hören und Geschrei zu ignorieren. Sie erklärt die Breite nicht zur Spitze und vermeidet die immer mehr um sich greifende «inhaltsleere Geschwätzkultur» (Mathias Binswanger).

Soziale Konflikte dürften zunehmen, weil die politischen beziehungsweise intermediären Institutionen wie Vereine, Parteien und Kirchen zunehmend ausgehöhlt werden und sich die Gräben zwischen verschiedenen Teilen der Gesellschaft vertiefen. Wir und künftige Generationen werden immer weniger in der Lage und willens sein, die innere und äussere Sicherheit zu gewährleisten. Die Militärausgaben

sind von 1,7 Prozent des BIP 1991 auf 0,8 Prozent geschrumpft (2012). Die meisten europäischen Länder geben heute deutlich mehr für ihre Verteidigung aus als die Schweiz.

Wohlverstanden: Ich glaube nicht, dass sich diese negativen Trends zu einem Entwicklungsstrang eines helvetischen Niedergangs zusammenführen lassen. Dank der direkten Demokratie verfügen die Bürgerinnen und Bürger über ein Korrektiv, um Fehlentwicklungen zu bremsen. Noch könnte die Schweiz eine wichtige Rolle spielen als «Hort der Minderheitsmeinung», umspült von einem grossen,

Statt über die Substanz zu debattieren, wird der politische Gegner rasch diffamiert.

globalen Mainstream», und «als Benchmark, als Inspiration und vielleicht gelegentlich auch als Stachel» (Gerhard Schwarz).

Aber die skizzierten negativen Entwicklungen, die wir weitgehend selber verschuldet haben und gegen die wir bis jetzt wenig bis nichts unternehmen, sind eine Realität, die wir nicht verdrängen sollten. Wir sind diesen Trends nicht machtlos ausgeliefert. Die Schweiz «treibt» nicht; sie lässt sich treiben. Natürlich ist eine Trendwende möglich. Aber ich bin eher skeptisch, ob es gelingt, die Schweiz auf einen

anderen Kurs zu bringen. Staaten sind wie schwerfällige Hochseetanker. Wer steht heute kraftvoll für unsere Institutionen ein? Wer wagt es, auch dann freiheitlich-liberale Positionen zu vertreten, wenn es nicht sexy, wenn es also polit-marketingmässig unattraktiv ist?

Verkrustungen des neuen Konservatismus

Wir brauchen mehr Langfristigkeit im politischen Denken und Handeln. Wir benötigen mehr Freiheit, einen Sprung hinweg über die Verkrustungen des neuen Konservatismus des Status quo, der paternalistischen Staatsintervention und der Bevormundung des Individuums. Eine solche Revolution würde das Individuum und die individuelle Verantwortung stärken. Es ist schön, selber zu entscheiden, selber Verantwortung zu tragen, vom Staat in Ruhe gelassen zu werden – und es ist möglich.

Es scheint indes, als wollten und wünschten viele, «normaler» und durchschnittlicher zu sein. Das ist völlig legitim und auch nicht das Ende der Schweiz. Aber es hat Konsequenzen, und wir müssten dann etwas wehmütig, aber durchaus gelassen sagen: «Willkommen in der Schrumpf-Schweiz!»

Simon Geissbühler ist Historiker und Politologe. Sein neues Buch «Die Schrumpf-Schweiz. Auf dem Weg in die Mittelmässigkeit» ist Mitte September im Stämpfli-Verlag erschienen.



Mit Atupri brauchen Sie sich auch weiterhin keine Gedanken zu machen. Das **Firmen-Krankentaggeld** von Atupri bedeutet finanzielle Sicherheit, exakt budgetierbare Kosten, Top-Service und eine schlanke Administration. atupri.ch

Krankenkasse
atupri
Für eine vitale Schweiz.

Milde, die erschüttert

Die schwarze Richterin Thokozile Masipa leitete den Prozess gegen den weissen südafrikanischen Sportstar Oscar Pistorius monatelang ruhig und souverän. Ihr Urteil sorgte für Entsetzen.

Von Wolfgang Drechsler



Neues Vorbild: Richterin Masipa.

In ihrem Sitz hoch über dem holzgetäfelten Gerichtssaal, wo Oscar Pistorius seit März vor den Augen der Welt der Prozess gemacht wurde, sah Richterin Thokozile Masipa stets ein wenig verloren aus. Von dort oben beobachtete sie sechs Monate lang hinter dicken Brillengläsern das Drama zu ihren Füßen, ohne dabei irgendwelche Gefühlsregungen zu zeigen. So rar waren ihre Einwürfe, dass der wegen des Mordes an seiner Freundin angeklagte Sportstar erst mit der Urteilsverkündung Klarheit über sein Schicksal erlangte.

Weil Südafrika bereits 1969 sein Jurysystem abgeschafft hatte, entschied Masipa, beraten von zwei Beisitzern, am Ende fast allein darüber, ob der an beiden Unterschenkeln amputierte Olympia-Athlet in der Nacht zum Valentinstag 2013 seine Freundin durch die verriegelte Badezimmertür seines Hauses erschossen hatte. War es ein vorsätzlicher Mord? Oder war es ein tragisches Versehen, wie seine Anwälte behaupteten, weil Pistorius glaubte, im Bad sei ein Einbrecher? Eine schwarze Frau, die über einen prominenten weissen Mann richtet – noch vor wenigen Jahren wäre eine solche Konstellation in Südafrika völlig undenkbar gewesen.

Das Urteil war so eigenwillig wie kontrovers – und sorgte im Land ob seiner Milde vielerorts für Entsetzen. Viele hinterfragten sogleich die Kompetenz der Richterin, zumal die 66-Jährige

erst spät Juristin geworden war. Statt eines Mordes im Affekt oder zumindest einer bewusst in Kauf genommenen Tötung wurde Pistorius von ihr «nur» der fahrlässigen Tötung seiner Freundin für schuldig befunden, einer Art Unfall also aus einer Unachtsamkeit heraus. Die zuvor so bewunderte Richterin sah es jedenfalls als erwiesen an, dass der als Waffennarr bekannte Sportler bei seinen Schüssen den Tod seiner Freundin nicht beabsichtigt hatte.

«Übermässige Gewalt»

Eine Einschränkung machte sie jedoch: Statt die Polizei um Hilfe zu rufen, wie es eine vernünftig handelnde Person in einer solchen Lage getan hätte, habe Pistorius «überstürzt gehandelt» und «übermässige Gewalt» angewendet, als er den von ihm vermuteten Einbrecher mit geladener Pistole konfrontierte. Dafür könnten ihm am Ende doch noch bis zu zehn Jahre Haft drohen. Alternativ ist auch eine zur Bewährung ausgesetzte Strafe möglich. Das erst in vier Wochen verkündete Strafmass liegt ganz im Ermessen der Richterin.

Noch während Masipa ihr Urteil verkündete, drehte die zuvor sehr positive Bewertung der Richterin postwendend in die andere Richtung: Mehr als zwei Drittel der Kommentare in den sozialen Medien bewerten die Richterin nun negativ; nur knapp 28 Prozent kommen

zu einer positiven Einschätzung. Selbst Juristen finden es jedenfalls schwer begreiflich, dass die Richterin den Sportler als schlechten Zeugen beschrieb – um dann seiner Version des Tathergangs zu folgen. Ebenso verblüffend ist, dass die Richterin die sehr emotionale Reaktion von Pistorius nach den tödlichen Schüssen als konkreten Beweis dafür wertete, dass dieser keine Tötungsabsicht gehegt habe.

Ausser Frage steht bei allem Aufruhr, dass Masipa das Verfahren monatelang ruhig und souverän leitete, gut organisiert war und wenn nötig auch ein gewisses Mitgefühl offenbarte. Für Mark Gevisser, einen der besten Kenner des Landes, verkörpert die schwarze Richterin deshalb trotz der Kontroverse um ihr Urteil die ermutigende, positive Seite des neuen Südafrikas und seines Übergangs von der Apartheid zu einer konstitutionellen Demokratie. «Während sich das Land nach dem Prozess nun wieder sammelt, sollte uns klarwerden, dass die Sicherheit für unsere Zukunft in Menschen wie Richterin Masipa statt in Leuten wie Pistorius liegt», schreibt Gevisser.

Bemerkenswert ist die auf Ausdauer und Fleiss gebaute Karriere der Richterin allemal: Geboren wurde sie 1947, ein Jahr vor der offiziellen Einführung der Apartheid, im berühmten Johannesburger Township Soweto, wo Schülerunruhen 1976 das Apartheidregime erstmals direkt herausforderten. Nach der Schule arbeitete sie zunächst als Bürokratin, Kassiererin und Sozialarbeiterin, ehe sie schliesslich Polizeireporterin wurde. Bei den häufigen Gerichtsbesuchen wuchs ihr Interesse an Rechtsfragen. Erst mit 43 legte sie nach einem Studium an der Fernuniversität Unisa in Pretoria ihr Jura-Examen ab, arbeitete fortan als Anwältin und wurde schliesslich 1998, vier Jahre nach dem Ende der Apartheid, als zweite dunkelhäutige Frau zur Richterin berufen.

Unter ihren Kollegen gilt sie als kompetent und fair, aber auch hart in den ihr wichtigen Fragen. Umso mehr verblüfft nun das milde Urteil. Erst im vergangenen Jahr verhängte sie gegen einen mehrfachen Vergewaltiger eine Haftstrafe von 252 Jahren. Eines ist ihr trotz der von dem Urteil ausgelösten Kontroverse bereits jetzt gelungen: Während sich in Südafrika gerade ein grosses Vorbild selbst demontiert hat, hat Masipa bei vielen schwarzen Jugendlichen mit ihrem eindrucksvollen Aufstieg aus der Armut zur ranghöchsten Richterin des Landes unbewusst ein mindestens ebenso eindrucksvolles neues Vorbild etabliert. ○

«Es gibt Situationen im Leben, die keiner will.
Und es gibt eine Karte, die dann jedem nützt.»

Beobachter Rechtsschutz mit
maximalem Schutz bis Fr. 300 000.–



**Aus Erfahrung wissen wir,
was alles passieren kann.**

Auf vielfachen Kundenwunsch hat
der Beobachter jetzt eine kombinierte
Privat- und Verkehrsrechtsschutz-
versicherung entwickelt:

- **Erweiterte Versicherung:** In den
konventionellen Rechtsbereichen
sind Sie bis Fr. 300 000.– versichert.
- **Basis-Versicherung:** In allen
anderen Rechtsbereichen sind Sie
bis Fr. 5 000.– versichert.

Der Beobachter empfiehlt Ihnen: Versichern
Sie sich, bevor der Ernstfall eintritt.

**Einmalig
im Preis,
einzigartig in
den Leistungen.**



Ja, ich interessiere mich
für Beobachter Rechtsschutz
für nur Fr. 260.–* im Jahr!

Weitere Informationen
und Anmeldung unter

www.beobachter.ch/rechtsschutz
oder telefonisch: 062 836 00 15

Beobachter

*Nur in Kombination mit dem Beobachter-
Jahresabonnement (Fr. 98.80) erhältlich.



Die Armee hielt sich aus der Konfrontation heraus: Demonstration auf dem Tahrir-Platz in Kairo, Februar 2011.

Was von der Revolte übrigblieb

Der Arabische Frühling hat die Fantasien beflügelt und den Nahen Osten in zwei bewaffnete Lager geteilt. Hier autoritäre Regime, die sich auf einen Apparat von Geheimdiensten stützen, dort gewaltbereite Islamisten. Was soll der Westen tun? *Eine geopolitische Zwischenbilanz von Nicolas Pelham*

Nachdem die Hamas der fünfzigstägigen Offensive durch die israelische Armee, eine der besten der Welt, widerstanden hatte, musste der palästinensische Präsident Machmud Abbas auf die Forderung der euphorisierten Islamisten eingehen, in Ramallah eine Siegesfeier abzuhalten. Junge Männer in Tarnanzügen paradierten auf einer Bühne, die mit allerlei Waffen geschmückt war, und riefen die Bevölkerung des Westjordanlands auf, sich dem bewaffneten Kampf im Gazastreifen anzuschließen. «Wir werden als Soldaten Gottes sterben», antwortete die Menge.

Diese Szene verdeutlicht sehr gut, wie sehr sich die ganze Region verändert hat, seit Islamisten zum letzten Mal in Ramallah demonstrieren durften, bevor ihre gewählte Regierung im Jahr 2007 abgesetzt, ihre Bürgermeister entlassen und ihre Wohlfahrtsorganisationen aufgelöst wurden. Eingeladen,

am politischen Prozess mitzuwirken, hatten die Islamisten Wahlen, ein unabhängiges Parlament und eine saubere Regierung gefordert. Und nun, im In- und Ausland geächtet und isoliert, predigten sie Krieg. Nach fast vier Jahren Aufstand, in denen die arabische Welt für Demokratie gekämpft hatte und doch wieder in Militärherrschaft versank, war die Zivilbevölkerung nicht mehr als eine Schachfigur auf dem Schlachtfeld. Die Macht kam aus den Gewehrläufen, nicht aus den Wahlurnen.

Erfolgreiche Strategie Gaddafis

Bei genauerem Hinsehen war die Kundgebung in Ramallah mehr Propaganda-Show als Realität. Die Drohne, die über dem Podium schwebte, war aus Pappmaché, und die M-60-Raketen, welche die marschierenden Jungs auf den Schultern trugen, waren simple Plastikrohre. Aber die Zurschaustellung militärischer Stär-

ke war als Warnung gedacht. Sollte Israel sich weiterhin konkreten Verhandlungen über die Beendigung von fast fünfzig Jahren Besatzung verweigern und sollte die palästinensische Autonomiebehörde weiterhin die politische Tätigkeit von Hamas ächten, hätte man schliesslich noch andere Optionen, genau wie die Dschihadisten in anderen Regionen des Nahen Ostens. Bewaffnete Zivilfahnder der Autonomiebehörde beobachteten die Menge.

Die Polarisierung des Nahen Ostens in zwei bewaffnete Lager – hier autoritäre Regime, die sich auf einen Apparat von Geheimdiensten stützen, dort fundamentalistische Islamisten – begann mit den Ereignissen in Libyen. Als sich im Winter 2010/11 Tunesier und Ägypter gegen ihre Herrscher erhoben, standen sie der Polizei und anderen Einheiten des Innenministeriums gegenüber. Die Armee hielt sich aus der Konfrontation heraus und zog es am Ende vor, den

Herrscher zu opfern, statt die Waffen auf das eigene Volk zu richten und damit den gesamten Staatsapparat zu gefährden. Zivilisten übernahmen von Generälen die Staatsführung, aber ein Schattenstaat blieb erhalten. In Libyen dagegen befahl Oberst Gaddafi der Armee, die Proteste mit aller Macht niederzuschlagen. Während der Ägypter Hosni Mubarak und der Tunesier Ben Ali versuchten, mit Appellen an die Bevölkerung die Ordnung wiederherzustellen, bezeichnete Gaddafi das Volk als Ratten und liess seine Bataillone aufmarschieren, die unnachsichtig gegen die Protestierenden vorgingen. Diese Strategie erwies sich als erstaunlich erfolgreich. Mubarak und Ben Ali wurden innerhalb weniger Wochen gestürzt, Gaddafi jedoch konnte sich noch monatelang halten. In Tripolis und im westlichen Landesteil hatten die Leute viel zu grosse Angst vor seinen Schergen, um aufzubegehren. Hätte der Westen nicht interveniert, wäre Gaddafi noch heute an der Macht.

Immer noch an der Macht

Die anderen Diktatoren der Region, von denen einige kurzzeitig mit Reformen geliebäugelt hatten, beherzigten diese Lektion. Im Februar 2011 setzte König Hamad von Bahrain seine jordanischen und pakistanischen Söldner gegen die Demonstranten ein. Wenig später entsandte der syrische Präsident Baschar al-Assad die 4. Panzerdivision der Republikanischen Garde unter dem Kommando seines Bruders Mahir in den Süden des Landes, um die Unruhen dort gewaltsam niederzuschlagen. Und in Ägypten setzte der Verteidigungsminister, Feldmarschall Abd al-Fattah as-Sisi, im Juli 2013 den gewählten islamistischen Präsidenten Mursi ab, 1400 Muslimbrüder wurden erschossen, 16 000 verhaftet und 500 führende Köpfe der Bewegung von einem Militärtribunal in einem nur anderthalb Stunden dauernden Prozess zum Tode verurteilt. Im Unterschied zu Gaddafi sind diese Herrscher immer noch an der Macht.

Bahrain bot für die nahöstlichen Diktatoren noch eine zweite Lektion punkto Vorgehen gegen die Opposition – «Teile und herrsche». In den ersten Tagen des Aufstands demonstrierten Schiiten und Sunniten in der Hauptstadt Manama für eine gerechtere Machtverteilung. Aber König Hamad schürte geschickt Spannungen zwischen den beiden Gruppen. Forderungen nach mehr Demokratie bezeichnete er als Kampagne der Schiiten, die aus der sunnitischen Mehrheit eine marginalisierte Minderheit machen wollten. Als in Syrien Proteste ausbrachen, verfolgte Präsident Assad die gleiche Strategie, wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen – die aufbegehrenden Sunniten, erklärte er, wollten das friedliche Miteinander von Schiiten und Christen in Syrien ruinieren. Der jahrtausendealte Schmelztiegel, in dem die verschiedenen Konfessionen mehr oder weniger harmonisch zusammengelebt hatten, zerbrach. Es kam zum Bürgerkrieg.

Der politische Islam, der mit Waffengewalt aus der Öffentlichkeit verbannt wurde, wandte sich dem militanten Islam zu. Libysche Aufständische traten als Erste mit Waffen auf, in der Überzeugung, dass ziviler Protest nichts erreichen würde. Revolutionäre Studentensprachen nicht mehr von Demokratie, Gleichheit und Freiheit, sondern propagierten unter Berufung auf den Koran die Vorherrschaft der Religion. Al-Qaida, die angesichts des politischen Erfolgs der Muslimbrüder schon abgehängt schien, gewann wieder an Einfluss – von Aleppo bis Bengasi. Revolutionen verwandelten sich in Bürgerkriege.

Die Zivilgesellschaft, die zu Beginn des Arabischen Frühlings so viele Fenster aufgestos-

sen hatte, wurde zurückgedrängt. Die Erfahrungen jener Phase versanken aufgrund der zunehmenden Polarisierung bald in Vergessenheit. Die Bereitschaft der Islamisten, auf andere Gruppen zuzugehen, verflüchtigte sich. Die ägyptischen Islamisten, die die fünf Jahrzehnte zuvor vertriebenen Juden wieder ins Land holen und Beziehungen zu Israel herstellen wollten, warfen ihren Pragmatismus über Bord. Salafisten, die sich versuchsweise auf den Parlamentarismus eingelassen hatten, kehrten zu ihrer alten Auffassung zurück, dass auf Erden allein das göttliche Gesetz zu gelten habe. Überall in der arabischen Welt begannen Minderheiten – ob turkmenische



Mit allen Mitteln: libyscher Herrscher Gaddafi.



Umgekehrte Vorzeichen: Syrier Assad.



Macht aus den Gewehrläufen: Palästinenser feiern im Gazastreifen die Hamas, August 2014.

Schiiten, Jesiden oder uralte christliche Gemeinden –, die Koffer zu packen.

Frauen, die gemeinsam mit Männern auf die Strassen gegangen waren und öffentliche Plätze besetzt hatten, wurden wieder ins Haus verbannt. Im Islamischen Staat (IS), der sich in Syrien etablierte, durften Frauen nur mit einem männlichen Familienangehörigen das Haus verlassen, und in dem geschundenen Land, wo ein Viertel der Haushalte von Frauen organisiert wird, wurden Frauen für Ungehorsam mit dreissig Peitschenhieben bestraft. Rechtsanwältinnen und Politiker, die dagegen ihre Stimme erhoben, aber keine schützende Miliz im Rücken hatten, wurden umgebracht. Selwa Bughaigis, eine Rechtsanwältin in Bengasi, die von Anfang an für die libysche Revolution eingetreten war, sich aber weigerte, einen Schleier zu tragen, wurde in ihrer Wohnung von Islamisten erschossen.

Der Staat al-Baghdadis

Nur mit Waffengewalt, erklärten sie, würden sie ihren Staat errichten können. Islamistische Kommandanten kopierten die «clear-hold-build»-Strategie, die die Amerikaner in Afghanistan und in Teilen des Irak praktiziert hatten. Geländegewinne spülten Geld in ihre Kassen und stärkten die Moral. Allein im August 2014 eroberten Islamisten die libysche Hauptstadt Tripolis, nahmen mit al-Tabqa den letzten Luftwaffenstützpunkt der syrischen Armee im Osten des Landes ein und erbeuteten Boden-Luft-Raketen. Sie eroberten den syrisch-israelischen Grenzübergang, und während der IS an der Nordgrenze Saudi-Arabiens stand, griffen Islamisten vom Jemen aus an.

Ihre militärischen Erfolge übersetzten sie mit beachtlichem Geschick in politische Macht. Zwei Monate nach Errichtung des Kalifats im Sommer 2014 herrschte der Anführer des Islamischen Staats, Abu Bakr al-Baghdadi, von seiner Hauptstadt Raqqa aus über ein Gebiet, das grösser ist als das Vereinigte Königreich und mehr Einwohner hat als Dänemark. In einem Gebiet, in dem der Staat vorher kaum oder überhaupt nicht präsent war, stellte er die Versorgung mit öffentlichen Dienstleistungen sicher. Witwen und ihre Kinder erhielten eine monatliche Unterstützung von hundert Dollar. Al-Baghdadi kurbelte die Ölförderung wieder an, machte die Bevölkerung steuerpflichtig und beauftragte einen promovierten Tunesier, das Telekommunikationsnetz auf den modernsten Stand zu bringen. Beide Seiten stärken und legitimieren einander in diesem militärischen Nullsummenspiel. Der islamistische Isis und, in einer erstaunlichen Namensähnlichkeit, der ägyptische General Sisi sind die beiden Seiten derselben Medaille.

Und weil es um sehr viel ging, schlossen beide Seiten die Reihen. Reiche Diktatoren unterstützten ihre ärmeren Kollegen mit Geld und Waffen. Die saudischen Herrscher schickten Truppen nach Bahrain zur Niederschlagung des



Militärische Erfolge: IS-Kämpfer auf dem Vormarsch im syrischen Raqqa, Juni 2014.

Aufstands und investierten in Jordanien. Saudi-Arabien, die Vereinigten Arabischen Emirate und Kuwait stellten General Sisi rund 20 Milliarden Dollar zur Verfügung und versprachen im August 2014, angesichts drohender Engpässe, eine weitere Tranche von 8 Milliarden Dollar in Form von Erdölprodukten. Die Vereinigten Arabischen Emirate, der viertgrösste Waffenimporteur der Welt, liessen sich von Mohammed Dahlan, dem einstigen starken Mann in Gaza, dazu bewegen, die ägyptischen Luftangriffe gegen Islamisten in Libyen zu unterstützen.

Die zunehmend unter Druck geratenen arabischen Regime suchten Unterstützung bei unerwarteten Partnern. Entschlossen, «das Projekt einer Herrschaft der Muslimbruderschaft ein für allemal zu beenden», wie es in einem Leitartikel der staatlichen ägyptischen Zeitung *al-Ahram* hiess, kooperierte Ägypten mit Israel, um die Herrschaft der Hamas in Gaza zu schwächen. Die Ägypter zerstörten die Tunnel (die Zölle für auf diesem Weg eingeführte Güter flossen in die

Kassen der Hamas), unterdrückten arabische Proteste, als Israel einen Fünfzig-Tage-Krieg begann, um das militärische Potenzial der Hamas zu zerstören, und machten sich stark für eine Wiedereinsetzung von Machmud Abbas in Gaza. Als Israel den ägyptischen Behörden Geheimdienstinformationen über die Beduinenrebellens auf dem Sinai zukommen liess, revanchierte sich

Jedes Eingreifen stärkt die Diktatoren, deren Machthunger der Grund für die Instabilität ist.

Ägypten mit Informationen über Stellungen der Hamas in Gaza. In einer Region, wo die Ökonomie der Politik folgt, bestärkten Jordanien und Ägypten ihre Beziehungen zu Israel, indem sie israelisches Gas kauften. Und Israel, das lieber Geschäfte mit zuverlässigen starken Männern macht, als die Forderungen von Demonstranten in den arabischen Ländern ernst zu nehmen, billigte die Auflösung gewählter Parlamente.

Die grossen sunnitischen Regime, die die sunnitischen Rebellen in Syrien drei Jahre lang unterstützt haben, erwägen nun eine Wiedernäherung an Assad, weil sie erkannt haben, dass seine islamistischen Gegner auch zunehmend die ihren sind. Bezeichnenderweise haben sie sich an Russland gewendet, den Verbündeten Assads. Ägypten, Saudi-Arabien und die Vereinigten Arabischen Emirate haben ihr Interesse an Waffenkäufen signalisiert. Auch Israel, mit seinen vielen russischstämmigen Einwanderern und dem russischstämmigen Aussenminister, hofierte Putin, wobei beide Seiten die Okkupationspolitik des jeweils anderen – in Palästina beziehungsweise auf der Krim – geflissentlich ignoriert haben.



Die diversen islamistischen Gruppen, die oft in geografisch schwierigem Terrain operieren, in peripheren Gebieten, wo der Staat nicht oder nur mangelhaft präsent ist, leisten einander aber moralisch-ideologischen Beistand und mitunter auch logistische Hilfe. Diese Bewegungen sind transnational, im Gegensatz zu Staaten, deren Grenzen vor hundert Jahren gezogen wurden. Sie operieren auf der Grundlage von religiösen Gemeinsamkeiten sowie grenzüberschreitenden Stammesbindungen und Handelsbeziehungen. Beduinen, die auf dem Sinai gegen die ägyptische Armee kämpften, zogen Dschihadisten aus Tunesien und Saudi-Arabien an. Von Libyen kamen Waffen aus den ehemaligen Arsenalen Gaddafis. Und die Islamisten im Gazastreifen, die mit Hilfe der Tunnel eine äusserst lukrative Schmuggelindustrie betrieben, kooperierten mit den Sinai-Beduinen.

Weisheit älterer Generationen

So konnte die Hamas ihre Waffenfabriken auf die ägyptische Seite der Grenze verlagern, wo sie geschützter waren vor israelischen Angriffen. Das Kalifat beiderseits der syrisch-irakischen Grenze hat die seit einem Jahrhundert bestehende politische Landkarte verändert. Es lockt Sunniten aus der ganzen Welt an, deren einziger gemeinsamer Nenner ihr Hass auf Schiiten oder Christen ist. Sunniten der verschiedensten Richtungen haben sich dem Islamischen Staat angeschlossen – ehemalige baathistische Funktionäre, Stammesälteste, Naqschbandi-Mystiker und frustrierte Muslime aus dem Westen –, so dass al-Baghadhi über eine Truppe verfügt, die von ursprünglich 10 000 Mann auf etwa 25 000 bewaffnete Kämpfer angewachsen ist. Im Sommer 2014 eroberte er Mosul, die zweitgrösste Stadt des Irak, jagte die irakische Armee in die Flucht und trieb sie bis vor die Tore Bagdads.

Westliche Regierungen, die grosse Angst vor einem weiteren Vordringen des IS haben, besonders in Richtung der Ölfelder in den Golfstaaten, diskutierten zum dritten Mal in dreissig Jahren über ein militärisches Eingreifen. Angesichts des wachsenden öffentlichen Drucks nach der Enthauptung zweier Amerikaner reagierte der Westen nicht viel anders als die Diktatoren der Region. Präsident Obama bezeichnete den Islamischen Staat als «Krebsgeschwür».

Vergessen war, dass frühere Interventionen, die so entschlossen begonnen hatten, rasch in Torheit umschlugen. Jedes militärische Eingreifen stärkt die autoritären Herrscher, deren Machthunger der eigentliche Grund für die Instabilität und das Blutvergiessen in der Region ist. Und weil die Islamisten sich als Opfer von Repression im eigenen Land und von westlichen Kreuzfahrern sahen, bestand die Gefahr, dass disparate sunnitische Bewegungen sich zusammenschlossen. Der Islamische Staat, ursprünglich eine fanatische Randgruppe, könnte zum Wortführer und Verteidiger des sun-

nitischen Mainstreams werden. Nun, da die Islamisten auf dem Sinai ebenfalls Enthauptungen praktizieren, ist damit zu rechnen, dass Dschihadisten von Libyen bis Gaza sich als Verbündete des IS erklären werden. Und als Reaktion auf westliche Angriffe werden militante Islamisten zurückschlagen, nicht zuletzt mit Hilfe der Freiwilligen aus dem Westen, die sich dem IS angeschlossen haben.

Wenn alle Herrscher der Region, direkt oder indirekt, in kriegerische Auseinandersetzungen verwickelt sind, lässt sich dann überhaupt noch verhindern, dass der Nahe Osten ausser Kontrolle gerät? Zum Glück sind nicht alle islamistischen Organisationen dem Weg des IS gefolgt. Die ägyptischen Islamisten, die nach dem Sturz ihres Präsidenten deutlich mehr Grund zu Unzufriedenheit hätten, haben der Versuchung einer Radikalisierung widerstanden (von den Militanten auf dem Sinai abgesehen).

Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

Gleiches gilt für die Muslimbrüder in Jordanien. Vielleicht werden sie doch noch zu den Waffen greifen. Aber vielleicht haben sie die Weisheit älterer Generationen, geduldig auf den richtigen Moment zu warten. Vielleicht haben sie auch zu Recht überlegt, dass die eigene Bevölkerung viel zu grosse Angst vor dem Chaos hat, das dann folgen könnte. Durch ihren Verzicht auf Gewalt haben sie dafür gesorgt, dass die Flamme des politischen Islam weiterbrennt und all jenen ein Wegweiser sein könnte, die bereit sind, von ihrer militanten Haltung abzurücken. Sollte der Westen eine militärische Unterstützung abhängig machen von einer Liberalisierung der bestehenden Regime, so dass Oppositionsbewegungen politisches Mitspracherecht erhielten, könnte das die Islamisten veranlassen, nicht zu den Waffen zu greifen. Der Westen könnte diese Option anbieten. Anders als bei früheren Interventionen im Irak, als der Westen eine Neuordnung

der Region versprach – 1991 eine arabisch-israelische Friedensvereinbarung, 2003 eine demokratische Morgendämmerung –, ist gegenwärtig keine Rede von einem solchen Projekt.

Der dritte Weg

Man könnte aber ein Beispiel geben. 2006 untergrub der Westen den demokratischen Prozess in Palästina, weil er das Ergebnis der von ihm selbst unterstützten Wahlen nicht akzeptierte, nachdem eine ihm nicht genehme Gruppierung gewonnen hatte. Indem die Hamas an den Wahlen teilnahm, signalisierte sie ihre Bereitschaft, am politischen Prozess mitzuwirken, doch Amerika und Europa verschärften den Boykott und setzten den politischen und militärischen Arm der Hamas auf die Liste der Terrororganisationen.

Die daraus resultierende Isolierung des Gazastreifens führte zu drei Kriegen. Wenn die Hamas nunmehr bereit ist, mit Israel über einen Waffenstillstand zu verhandeln, macht sie dem Westen abermals deutlich, dass man bereit ist, politische Lösungen über militärische Lösungen zu stellen. Die Hamas hat sich bereit erklärt, den Gazastreifen unter die Kontrolle der Palästinensischen Autonomiebehörde von Machmud Abbas zu stellen. Auch die Nachbarn demonstrieren untypische Flexibilität. Regionale Parteien signalisieren einen möglichen Abbau der Spannungen. Ägyptische Geheimdienstleute haben ihre Bereitschaft angedeutet, mit der Hamas zusammenzuarbeiten, wenn die Organisation sich gegenüber Ägypten neutral verhält. Und Israel ist bereit, die Blockade des Gazastreifens zu lockern.

Es gibt jede Menge Hindernisse. Ägyptische Geheimdienste könnten trotzdem versuchen, bei einer Wiedereinsetzung von Machmud Abbas in Gaza militärisch gegen die Hamas vorzugehen. Israel könnte die Blockade genauso gut wieder verschärfen. Und die Hamas sagt sich vielleicht, dass bei einem Verzicht auf den bewaffneten Kampf die Situation im Gazastreifen und die Forderung nach einem Ende der Blockade in Vergessenheit geraten könnte. Es hat sich aber wiederholt gezeigt, dass Gaza regionale Entwicklungen vorwegnimmt. Sieben Jahre vor Ägypten wurde hier ein islamistischer Präsident gewählt, und fünf Jahre vor Syrien hat man versucht, sich aus der Marginalisierung zu befreien. Dass die Hamas bereit ist zu einer innerpalästinensischen Versöhnung und zu einem langfristigen Waffenstillstand mit Israel, beweist, dass ein Kompromiss in einer so polarisierten Region möglich ist. Solange die islamistischen Kämpfer in Ramallah ihre martialischen Auftritte veranstalten und nicht in das Schlachtfeld ziehen, sollten westliche und regionale Mächte ernsthaft überlegen, ob es nicht einen dritten Weg gibt.

Nicolas Pelham ist Nahost-Korrespondent des *Economist* und erfolgreicher Buchautor.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

«Ich war ein Terrorist»

1998 verübte Saifo al-Kassar für al-Qaida einen Bombenanschlag auf die amerikanische Botschaft in Damaskus. Das Attentat misslang, der Kurde wurde gefasst. Im Gefängnis wendet er sich vom Terrorismus ab. Heute bildet er Rekruten im Kampf gegen die Terrorgruppe Islamischer Staat aus. *Von Kurt Pelda*

Das Trainingslager der Kurdischen Front befindet sich in einem lichten Nadelwald. Zwischen den Bäumen stehen weisse Zelte, mit rotbrauner Erde verschmiert, zur Tarnung gegen Luftangriffe. Die Kurdische Front ist Teil der Freien Syrischen Armee, einer losen Allianz von gemässigten Anti-Assad-Rebellen in Syrien. Sie ist aber auch ein Ableger der ebenfalls kurdischen Volksverteidigungseinheiten (YPG). Diese wiederum sind eng liiert mit der türkisch-kurdischen Arbeiterpartei PKK, die in der Türkei und im Westen noch immer als Terrororganisation gebrandmarkt wird.

Im Jahr vier des syrischen Bürgerkriegs wird es immer schwieriger, bei den verschiedenen Kampfgruppen und wechselnden Allianzen den Durchblick zu bewahren. Es bilden sich neue Bündnisse, vor allem auch wegen des Vormarschs des Islamischen Staats (IS). Hier kommen ganz entscheidend die Kurden ins Spiel: Sie sind zwar mehrheitlich auch Muslime, doch ist ihr Islam weltoffener. Deshalb und weil sie keine Araber sind, werden sie von den IS-Fundamentalisten als vom Islam ab-

«Ich will Al-Qaida-Taktiken anwenden, um den Islamischen Staat zu bekämpfen.»

gefallene Häretiker behandelt. Die Steinzeitislamisten, die nicht nur eine extrem rigide Variante ihrer Religion praktizieren, sondern sich auch als Araber und Nachfolger des Propheten allen anderen Menschen überlegen fühlen, kennen für Kurden nur eine Strafe: sie zu schlachten wie Tiere. Weil die Kurden aber wehrhaft sind und viel Erfahrung im Krieg gegen die Türken gesammelt haben, verteidigen sie ihre Gebiete mit Hacken und Klauen. Sie sind eine Bastion gegen den religiösen Fanatismus.

«Ich weiss, wo ihre Schwachstellen sind»

Vor diesem Hintergrund überrascht es, ausgerechnet im Trainingslager der Kurdischen Front einen ehemaligen Al-Qaida-Kämpfer anzutreffen. Scheich Munzer, wie er bei der Terrororganisation genannt wurde, leitet das kleine Camp, er trainiert derzeit fünfzehn Rekruten. Es ist keine gewöhnliche militärische Ausbildung; Munzer unterrichtet sein Team in der Kunst, den Gegner mit Bombenanschlägen zu zermürben und feindliche

Kommandanten umzubringen. «Ich möchte jene Taktik anwenden, die man mir bei al-Qaida beigebracht hat, um jetzt den IS zu bekämpfen. Ich habe mich vom Terrorismus losgesagt, ich bereue, was ich früher getan habe. Aber jetzt bedrohen diese Extremisten

mein Land, mein Volk. Und ich weiss, wie sie denken, wie sie funktionieren und wo ihre Schwachstellen sind.»

Scheich Munzer ist noch keine vierzig Jahre alt, heute nennt er sich Saifo al-Kassar. Er trägt schwarze Trainingshosen, Sandalen und einen



«Es war ein Leben fast wie im Paradies»: Ex-Terrorist Saifo al-Kassar (2. v. l.) mit Rekruten.

grauen Pullover, auf dem das Emblem der Kurdischen Front prangt: ein Adler mit zwei gekreuzten Kalaschnikows. Darum herum drei Kreise in Grün, Rot und Gelb, die Farben von Rojava (Westkurdistan), wie die kurdischen Siedlungsgebiete in Syrien genannt werden. Das Trainingslager liegt am Fuss der Hügel von Afrin, einer kurdischen Enklave in der Nähe der ehemaligen Wirtschaftsmetropole Aleppo. Saifo lässt sich von einem der Rekruten ein Päckchen syrischer Gauloises Blondes bringen. Früher, als er noch bei al-Qaida war, durfte er nicht rauchen. Anders als seine Schüler, die alle schlank und muskulös wirken, hat der Trainer inzwischen ein Bäuchlein. Saifo

trägt Bart, Schnauzer und schwarze, schulterlange Haare, die er mit Gel aus der Stirn nach hinten zwingt.

Ein Lehrgang dauert neun Monate, viel länger als eine normale militärische Grundausbildung. «Ich habe Kurden und Araber, Muslime

«Ich vermittelte Tänzerinnen und Künstler. In Wirklichkeit aber war ich ein gedungener Mörder.»

und Christen und sogar Jesiden und Alawiten trainiert», erzählt Saifo. «Es kommt nur darauf an, dass einer sein Volk und sein Land ver-

teidigen will.» Die wenigsten in seinem Team sind Anfänger, die meisten haben schon früher mit Rebellen gekämpft. Nun geht es darum, zu lernen, wie man die IS-Terroristen mit ihren eigenen Waffen schlägt. Saifos Traum ist es, eines Tages eine Sondereinheit mit 900 Kämpfern aufzustellen.

Die Odyssee durch die Lager von al-Qaida nahm ihren Anfang, als Saifos leibliche Mutter starb. Sein Vater heiratete eine neue Frau, und die mochte weder Saifo noch dessen Schwester. Mit sechzehn Jahren lief der Bub von zu Hause weg. Er schaffte es bis nach Saudi-Arabien, wo er auf der Strasse lebte. «Ich hatte kein Zuhause, keine Zukunft. Dann kamen die Rekrutierer von al-Qaida. Sie öffneten mir ihre Häuser, gaben mir zu essen. Später beschafften sie mir Frauen, es war ein Leben fast wie im Paradies. Das Wichtigste aber war, dass sie mich und die anderen Terrorrekruten ständig auf Trab hielten. Wir sollten keine Zeit haben, uns zu überlegen, was wir da tun. Wir sollten nicht denken; die Organisation dachte ja für uns.»

Disco als Tarnung

Kurz bevor Osama Bin Laden 1992 von Saudi-Arabien über Afghanistan in den Sudan reiste, wurde der junge Saifo ebenfalls an den Nil geschickt. «Im Sudan wurde ich von vier, fünf amerikanischen Muslimen militärisch ausgebildet. Später reisten wir über die Vereinigten Arabischen Emirate nach Pakistan. Danach lebte ich zwei Jahre lang in Afghanistan.» Am Hindukusch realisierten Saifos Kommandanten schnell, dass er sprachbegabt war. «Unsere Chefs beobachteten uns genau. Sie suchten Talente.»

Nach dem Afghanistan-Abenteuer kam Saifo nach Tschetschenien, um seine Glaubensbrüder gegen die Russen zu unterstützen. Dort lernte er Russisch. Familien gaben den Al-Qaida-Kämpfern ihre Töchter zur Frau, als Dank für die Hilfe im Kampf für die tschetschenische Unabhängigkeit. «Die tschetschenischen und tscherkessischen Frauen waren unglaublich schön. Aber al-Qaida benützte sie auch, um uns auszuspionieren. Es gab keine Privatsphäre. Jeder bespitzelte jeden, das war Teil der Pflicht.» Zur Begründung des Kampfs schwärmten Al-Qaida-Pamphlete vom Paradies, zu dem die Märtyrer direkten Zugang hätten. «Da wurden uns die Huris, die ewigen Jungfrauen beschrieben. Sie hätten Haare wie schwarze Seide und Brüste wie Äpfel. Man sagte uns nicht: «Du musst als Mudschahed kämpfen, um dein Volk zu befreien.» Sondern es ging immer nur darum, möglichst schnell ins Paradies einzugehen.»

Später sollte Saifo eine Al-Qaida-Zelle in Moskau aufbauen. Am Schluss hatte er dort rund zwanzig Mitstreiter. Als Tarnung diente ihm eine Disco. «Dank meiner Musikkennnisse fiel es mir leicht, im Showbusiness unterzukommen. Niemand hätte bei uns al-Qaida





Hinterhalte im «Kalifat»: Scharfschützinne der kurdischen Volksverteidigungseinheiten (YPG).

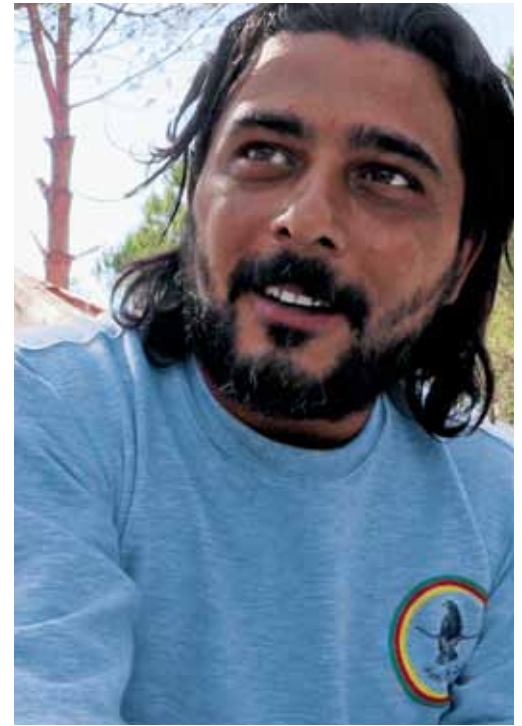
vermutet. Ich vermittelte Tänzerinnen, Künstler und Zirkusartisten. Aber in Wirklichkeit war ich ein gedungener Mörder. Wir brachten Russen um, die in Tschetschenien gekämpft hatten. Aber auch Geschäftsleute, die ihre Schulden nicht bezahlten.» Zwischen 1995 und 1997 war Saifos Team in Russland auch in den Heroinhandel verwickelt. Die Drogen kamen aus Afghanistan und wurden über Tadschikistan, Usbekistan und Inguschetien zu den Endkonsumenten geschmuggelt. «Der ganze Erlös war für al-Qaida bestimmt. Wir schickten das Geld mit einem Boten in die Vereinigten Arabischen Emirate, und der zahlte es auf ein Bankkonto von al-Qaida ein.» Da kam es auch vor, dass Saifo und sein Killer-team konkurrierende Drogenhändler aus dem Weg räumen mussten. «Wir drangen in ihre Häuser ein und erschossen zuerst den Familienvater – vor seinen Kindern. Dann waren die Kinder an der Reihe, dann die Frau. Am Schluss brannten wir alles nieder.»

«Der IS gibt ihnen Häuser, Frauen, Geld»

1998 kehrte der Kurde Saifo nach Syrien zurück. Zusammen mit sechs Mitverschwörern sollte er eine Autobombe vor der US-Botschaft in Damaskus zünden. Doch der Sprengsatz ging nicht los, die Polizei verhaftete die ganze Gruppe. «Wir wurden zum Tod verurteilt, doch dann wandelte der Richter die Strafe in 22 Jahre Haft um.» Im Gefängnis lernte Saifo Christen und andere Kurden kennen, Kämpfer der PKK. Zuerst bedachte er sie mit Schimpfwörtern, aber dann halfen ihm die PKK-Leute, als er krank war. «Langsam erkannte ich, dass es auch unter anderen Glaubensrichtungen gute Menschen gab. Und ich selber bin kein guter Mensch gewesen, sondern ein Terrorist,

der andere kaltblütig ermordete und das die natürlichste Sache der Welt fand.»

Als George W. Bush 2003 den Irak angreifen liess, änderte sich die Lage für Saifo und seine Mitgefangenen. Assads Regime schlug den islamistischen Häftlingen ein Geschäft vor: «Wir lassen euch frei, und ihr geht als Mudschahedin in den Irak und bekämpft die Amerikaner.» – «Sie stellten eine Truppe von 1300 bis 1500 Kämpfern zusammen und schickten sie ins Nachbarland. Drei meiner Freunde aus dem Gefängnis waren darunter. Sie alle kamen im Irak um. Aber ich wollte mit Terrorismus nichts mehr zu tun haben und flüchtete ins Ausland.»



«Wir brannten wir alles nieder»: Saifo al-Kassar.

Als 2011 die Demonstrationen gegen Assad in einen Bürgerkrieg ausarteten, kontaktierten die PKK-Freunde aus der Gefängniszeit Saifo wieder. «Sie sagten mir, es sei Zeit, etwas für mein Volk zu tun. Ich sollte mein bei al-Qaida erworbenes Wissen einsetzen, um der kurdi-

«Wir erschossen zuerst den Vater. Dann waren die Kinder an der Reihe, dann die Frau.»

schen Sache zu helfen. Sie gaben mir eine zweite Chance.» Seither trainiert Saifo Kämpfer, um sie hinter den feindlichen Linien bei Attentaten einzusetzen. Rebellen der Kurdischen Front legen immer wieder Hinterhalte im «Kalifat», verüben Bombenattentate und bringen IS-Kommandanten um.

«Ich weiss genau, warum junge Männer aus dem Westen und aus arabischen Staaten hierherkommen. Der IS gibt ihnen Häuser, Ehefrauen, Essen und Geld. Sie flüchten vor den Problemen in ihren Heimatländern und kommen zu uns, um neue Probleme zu schaffen.»

Saifo erinnert sich gut an seine Zeit bei al-Qaida: «Eigentlich hätte es genügt, wenn wir den Koran und die Hadithe (Überlieferung von Mohammeds Aussprüchen und Taten) gelesen hätten. Aber man gab uns eine Menge Propagandamaterial. Das war keine Religion, sondern eine Ideologie voller Hass auf alles, was anders war. Wenn es den Dschihadisten wirklich um die Beseitigung von Missständen ginge: Warum fangen sie dann nicht bei sich zu Hause damit an? In Europa, in Tunesien oder im Gazastreifen? Warum kommen sie nach Syrien und schneiden uns die Köpfe ab?» ○

Jenseits vom Kalifat

Der Iran ist nicht Teil der Koalition gegen den Islamischen Staat. Dennoch bekämpft niemand die Terror-Nomaden entschlossener und effizienter als die Elitekämpfer der Mullahs.

Von Urs Gehrig

Letzte Woche, als ich die Koffer packte, fragte meine zwölfjährige Tochter, wohin ich gehe. «In den Iran», sagte ich. «Warum musst du *dorthin*?», fragte sie mit sorgenvollem Gesicht. «Hm», dachte ich. Ich habe den Iran fünf Mal besucht, und kaum ein Volk hat mich freundlicher empfangen als die Iraner, aber aufgrund der Flut von beunruhigenden Nachrichten aus dieser Weltgegend denkt meine Tochter, die ganze Region stehe in Flammen.

Vielleicht erinnert sie sich auch an meine Erzählungen, als ich das letzte Mal von Teheran nach Hause kam. Das war im Juni 2009, als nach den Präsidentschaftswahlen Hunderttausende Wahlfälschung monierten, Sicherheitskräfte die Demonstranten niederknüppelten, verhafteten und misshandelten, bis nach Monaten schliesslich das letzte Aufmucken verstummte. Das iranische Volk war gespalten wie nie zuvor seit der Islamischen Revolution 1979.

Nichts erinnert heute mehr an die Stimmung von damals, an die brennenden Container, den Tränengasnebel und die Schlägertrupps der Revolutionsgarden. Die einzige Bedrohung kommt heute vom Himmel, von welchem die Sonne unerbittlich herunterbrennt, und vom Verkehr, der sich wie eine blecherne Boa durch die Häuserschluchten zwängt und den Menschen den Atem abdrückt.

Vor einem Jahr ist sogar wieder etwas Hoffnung aufgekeimt. Sie trägt den Namen Rohani, hat ein freundliches Gesicht mit gepflegtem Bart und frohen Augen, die glänzen vor Tatendrang. Seit Hassan Rohani im August 2013 das Präsidentenamt angetreten hat, kämpft er an zwei Fronten. Aussenpolitisch gegen die Westmächte im Atompoker. Innenpolitisch gegen die desolote Wirtschaftslage und gegen die Ungeduld im Volk, dem er mehr soziale Freiheiten verheissen hat. An beiden Fronten bewegt sich wenig, aber noch hat das Volk die Hoffnung nicht ganz begraben.

«Brandstifter an Bord»

Nichts deutet in Teheran darauf hin, dass jenseits der Grenze marodierende Horden ein Kalifat des Schreckens ausgerufen haben. Die Nachricht, dass sie dem britischen Hilfswerksmitarbeiter David Haines den Kopf abgeschnitten haben, nehmen sie mit stiller Verachtung zur Kenntnis. Furcht, dass der Terror auf den Iran übergreifen könnte, haben sie keine.

Warum der Iran nichts zu fürchten hat, weiss Hussein Scheikholeslam, Revolutionär der ersten Stunde und ehemaliger Botschafter in

Syrien. Er sieht verwittert und gewichtslos aus wie ein Haufen vom Wind zusammengewehter Blätter, aber sein Geist ist hellwach, seine Zunge scharf. Mit ironischem Lächeln kommentiert er die Werbetour von US-Aussenminister Kerry für eine Koalition gegen den Islamischen Staat (IS): «Die Amerikaner holen die Brandstifter an Bord.» Die Emirate, Katar und allen voran Saudi-Arabien sollten jetzt das Feuer löschen, das sie selbst entfacht hätten, sagt er, mit Verweis auf die Finanzierung der Dschihadisten in Syrien und dem Irak durch die Golfaraber.

Scheikholeslam hat in Berkeley studiert. Als 1979 Revolutionäre in Teheran die US-Botschaft stürmten, fungierte er als Übersetzer der Besetzer. Heute berät er den Parlamentssprecher in der Aussenpolitik. «Wir wissen, wie gefährlich diese Dschihadisten sind», sagt er, schliesslich hätten die sunnitischen Fanatiker zuerst den Schiiten den Krieg erklärt, «aber wir wissen auch, dass man sie nicht aus der Luft zerstören kann.»

Scheikholeslam bestätigt, was kaum eine offizielle Stelle zugibt: Die Iraner organisieren im Irak den Widerstand gegen den IS. Details seiner Ausführungen lässt er nicht für den Druck autorisieren, grob lässt sich aber Folgendes skizzieren: An der Seite der irakischen Armee hat man den Widerstand mit Waffen, Logistik und Know-how unterstützt, trainiert und in

den Kampf geführt. Dabei stützt man sich auf die lokalen Schiitentruppen wie die Badr-Brigade und den Dschaisch al-Mahdi, die Miliz des bulligen Muqtada as-Sadr. Die Kräfte wurden aufgeteilt. Die einen haben auf die Verteidigung Bagdads fokussiert. Die anderen auf Arbil, die Hauptstadt der irakischen Kurden. Schlüsselfigur ist Qasem Soleimani, Chef der Elitetruppen al-Quds, der bereits in Syrien erfolgreich eine Freiwilligenmiliz zur Stützung von Präsident Assad aufgebaut hat.

Der Iran hält nicht nur die Ostflanke des Kalifats dicht, er lässt die Blut-Nomaden bis ins Herz des Irak bekämpfen und trägt damit mehr zum Kampf gegen den IS bei als die USA, Europa und alle arabischen Staaten zusammen. So sieht man die Welt von der anderen Seite des Kalifats. Im Innern ist kein Widerstand zu registrieren. Die Exponenten der Reformbewegung von 2009 sitzen im Hochsicherheitsgefängnis Evin, flüchteten in die innere Migration oder haben sich mit dem Gottesstaat arrangiert. Nein, der Iran 2014 ist kein Hort der Unruhe. Er ist der stabilste Staat zwischen Mittelmeer und Indischem Ozean. Imam Chomeini würde glücken vor Stolz, sähe er seine Epigonen am Werk.

Urs Gehrig berichtet in den kommenden Ausgaben aus dem Iran. Nächste Folge: Gewinner und Verlierer der westlichen Sanktionen. Und: Wo der Revolutionsführer Chamenei frühmorgens wandern geht.



Bekämpfen die Blut-Nomaden bis ins Herz des Irak: iranische Revolutionsgarden.



Wähler von allen Seiten: AfD-Gründer Lucke.

Scheuer Revoluzzer

Niemand mischt derzeit die deutsche Politlandschaft gründlicher auf als Bernd Lucke. Seine «Alternative für Deutschland» eilt von Wahlsieg zu Wahlsieg, und ein Ende des Höhenfluges ist nicht abzusehen. *Von Wolfgang Koydl*

Eigentlich passt der Mann ja eher nach Zürich als nach Berlin, wenn auch in ein Zürich, das man inzwischen auch schon suchen muss: sehr nüchtern, sehr strikt, sehr unauffällig. Reformiert eben. Man muss nur zusehen, wie es aussieht, wenn dieser Mann sich freut. Fast scheint es ihm körperlich unwohl zu sein, dass er strahlend lächeln muss, und wenn er die Arme hochreisst vor Begeisterung, dann geschieht das mit einer Verzögerung, als ob da eine Kraft in seinem Körper wohnte, die diesen Ausbruch bremsen will.

Dabei hat Bernd Lucke allen Grund zur Freude, denn solch wohlige Torturen widerfahren ihm in letzter Zeit sogar ziemlich häufig. Gleich in drei deutsche Länderparlamente hat er in den letzten Wochen seine Partei, die Alternative für Deutschland (AfD), geführt – und nicht etwa knapp über die Fünf-Prozent-Hürde ge-

schrammt, sondern aus dem Stand gleich stattlich zweistellig in Brandenburg und Thüringen oder knapp unter den zehn Prozent in Sachsen.

Was die Gegner zur Weissglut treibt

Allmählich klingen sie denn auch hohl, die gebetsmühlenartig vorgetragenen Prognosen aus den Zentralen der etablierten deutschen Parteien und den Kommentatorenstuben der Medien: dass die AfD nur eine Eintagsfliege sei, so etwas wie die Partei der Piraten, nur eben nicht für jugendliche Computerfreunde, sondern für das angejahrte deutsche Spiessbürgertum. So wie diese politischen Freibeuter nach einem kurzen Aufflackern gleich wieder erloschen seien, so würden auch die Euro-Kritiker der AfD schon bald nicht mehr als eine blasse Erinnerung, eine Fussnote in der Geschichte der deutschen Parteienlandschaft sein.

Bernd Lucke sieht das selbstverständlich anders. Er strotzt vor Selbstvertrauen am Tag nach dem Doppelwahlsieg, soweit man als evangelisch-reformierter Norddeutscher überhaupt strotzen kann. Denn diese Menschen stellen ihr Licht lieber unter den Scheffel. So hat man es Lucke beigebracht daheim, und diese Bescheidenheit lehrt er auch seine fünf Kinder. Entscheidend ist es vielmehr, seine Pflicht zu erfüllen, und zu diesen Pflichten gehört es auch, die Welt zu verändern, wenn man sieht, wie andere gerade dabei sind, diese Welt mit Karacho an die Wand zu fahren.

Die AfD ein Strohfeuer? Lucke lächelt diese Anmutung weg mit diesem Lächeln, das Millionen von Fernsehzuschauern von seinen Auftritten in zahllosen Talkshows kennen. Es ist ein Lächeln, in dem sich Nachsicht und Süffisanz auf eine Weise mischen, die Luckes Gegner

zur Weissglut treibt und seine Anhänger aufjubeln lässt. Denn damit demonstriert der Professor, dass er Bescheid weiss, wo andere – Politiker zumal – nach ihrer und nach Luckes Meinung oft nur dumm daherreden. Der Vorwurf der Besserwisserei trifft ihn augenscheinlich nicht. Stimmt es etwa nicht, dass er es besser weiss?

«Wir sind eine kleine Volkspartei», betont der Neu-Politiker, der erst seit anderthalb Jahren bundesweit politisch tätig ist. Im April 2013 hob er die Alternative für Deutschland aus der Taufe. Der Name war ein Protest gegen den Ausspruch Angela Merkels, dass es zu ihren Rezepten zur Euro-Rettung keine Alternative gebe. «Eine kleine Volkspartei auf dem Weg zu einer mittleren Volkspartei», betont Lucke nun erneut.

Nichts erschreckt die Parteigranden in CDU und SPD mehr als diese Behauptung. Wie kommt ausgerechnet dieser Parvenu dazu, ihnen, den alten Volksparteien, diesen Rang streitig machen zu wollen? «Volksparteien üben eine gleichmässige Anziehungskraft auf alle Schichten der Gesellschaft aus», versucht Lucke die Furcht der etablierten Parteien vor seiner neuen Bewegung zu erklären. «Und sie kann tendenziell gross werden. Hinzu kommt, dass wir Themen ansprechen, die sich die anderen Parteien nicht mehr anzusprechen trauen.»

Da hat er recht. Die AfD trifft einen Nerv der Zeit, und sie trifft ihn quer durch alle Schichten, bei allen Bürgern, egal, auf welcher Seite des politischen Spektrums sie ursprünglich angesie-

«Die Werteorientierung ist enorm wichtig, und diese Werte vermisse ich bei anderen Parteien.»

delt waren. Bei den jüngsten Landtagswahlen holte sie Stimmen von Konservativen und Sozialdemokraten, von der Linken und von der moribunden FDP. Sogar Tausende von Nichtwählern, die sonst nicht an die Urne gegangen wären, mobilisierte sie. Von der Wählerstruktur her ist die Alternative für Deutschland also durchaus schon eine Volkspartei, auch wenn Interviewer Lucke auch diesmal wieder, zum abertausendsten Mal, vorhielten, dass er sich seine Unterstützung am rechten, braunen Rand abhole. Darauf antwortet Lucke dann meist mit einem gequälten: «Ach, wissen Sie», bevor er wie ein Lehrer einem besonders begriffsstutzigen oder gar renitenten Schüler abermals eine längst abgehakt geglaubte Lektion wiederholt.

Erstmals trat Lucke ins Bewusstsein der Bundesbürger, als die Bundeskanzlerin in marathontypischen Nachtsitzungen in Brüssel den Euro rettete und dabei mit immer grösseren Summen die deutschen Steuerzahler in die Pflicht nahm. Der knabenhaft wirkende Professor für Makroökonomie stellte die richtigen Fragen – und beantwortete sie zudem auch gleich. Er gab den Zweifeln in der Bevölkerung ein Gesicht und eine Stimme. Inzwischen ist die AfD

längst keine monothematische Anti-Euro-Partei mehr. Sie stellt auch andere Fragen, die die Wähler beschäftigen: nach der unkontrollierten Zuwanderung etwa, nach der inneren Sicherheit oder dem Bildungssystem. «Vor allem geht es uns um Werte», betont der Parteisprecher. «Die Werteorientierung ist enorm wichtig, und diese Werte vermisse ich bei anderen Parteien.»

Das Tonband lief mit

Seit einiger Zeit hat sich Luckes Leben enorm beschleunigt. Für die Familie, die ihm nach eigenen Worten enorm wichtig ist, hat er immer weniger Zeit. «Das tut weh», gibt er zu. Gerade ist er in Strassburg eingeflogen, wo diese Woche das Europaparlament tagt, dem er seit Juli angehört. Er nimmt sich kurz Zeit, gleich muss er ins Plenum, wo er auf der Rednerliste steht. Es geht um die Folgen, die das russische Importverbot von europäischen Früchten für Europas Bauern haben kann. Die üblichen Verdächtigen treten an das Mikrofon und verlangen das übliche Heilmittel: staatliche Entschädigungen für die Landwirtschaft.

Am Morgen hatte der AfD-Chef noch in Berlin Interviews gegeben, eine Übung, die er als notwendiges Übel betrachtet, dessen er sich aber mit gewohntem Pflichtbewusstsein entledigt – und mit einer erstaunlichen Routine. Lucke antwortet mittlerweile nicht weniger glatt wie jene anderen Berufspolitiker, die er kritisiert. Er misstraut Journalisten, früher hat er selbst ein Tonband mitlaufen lassen, wenn er interviewt wurde, man kann nie wissen.

Das Misstrauen ist nicht ganz unberechtigt, denn ein Grossteil der deutschen Medien schiebt Lucke mit Nachdruck in die rechte Ecke. So mancher merkwürdige Zungenschlag von manchen Parteimitgliedern lässt zusammenzucken. Die *Süddeutsche Zeitung* witterte denn auch am Tag nach den Wahlerfolgen in Ostdeutschland «ein Sammelbecken wabender Unzufriedenheit, deutschnational aufgeladen». Als ernstzunehmende politische Kraft sieht man hier die AfD freilich immer noch nicht – als ob Unzufriedenheit der Bürger eine vernachlässigenswerte Grösse wäre.

Das Wochenmagazin *Cicero* ist da weiter – und klüger. Ein «Fuchs im Wollpullunder» sei Lucke, der dafür bekannt ist, dass er sparsam die Kleidung seines Vaters aufträgt. Das wirkt ein wenig schrullig, ebenso wie die Tatsache, dass die Luckes kein Auto und keinen Fernseher haben. Aber gerade deshalb, so *Cicero*, dürfe man ihn nicht unterschätzen. Denn er komme auf «Kreppsohlen» ganz leise und verstohlen daher, «ohne offenkundigen Hauttout, ein bisschen tümelnd und ziemlich spiessig, latent xenophob, ein bisschen homophob auch. Sehr deutsch also. Und deshalb erfolgreich.»

Den Vorwurf der Deutschtümelei weist Lucke von sich, auch wenn das eine oder andere Parteimitglied mehr deutsche Schlager im Radio verlangt. «Wir sind eine proeuropäische Partei»,

betont er, und er ergänzt, dass ihn diese Grundhaltung erst in die Politik geführt habe: «Denn durch die Euro-Krise wurde Europa in seine schwerste Krise getrieben.» Mit Misstrauen verfolgt er jedoch alle Versuche, die Europäische Union in einen Bundesstaat zu verwandeln, und besonders argwöhnisch betrachtet er die ersten Schritte des neuen Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker. «Sein nächstes Etappenziel scheint die Bildung einer europäischen Wirtschaftsregierung zu sein», vermutet Lucke. «Gerechtfertigt wird das mit der Euro-Krise, und der erste praktische Schritt wurde mit der Berufung von Moscovici getan.» Der ehemalige französische Finanzminister gilt als Feind des Fiskalpaktes, mit dem auch widerständigen EU-Ländern Haushaltsdisziplin beigebracht werden soll.

Die Zeit ist um, Lucke muss ins Plenum. Disziplin ist wichtig für ihn, vor allem Selbstdisziplin. Als kompetent und prinzipientreu wurde er von Leuten beschrieben, die ihn gut kennen. Aber auch als akribisch, regelversessen und moralisch rigoros. Vor allem ist er geduldig. Er ist sich sicher, dass seine Zeit erst begonnen hat. Dass ihn die anderen Parteien – noch – mit Verachtung strafen, kümmert ihn nicht: «Je mehr sie uns schneiden», sagt er, «desto besser schneiden wir bei Wahlen ab.» ○



Schweizerzeit

Der IS-Genozid an Andersgläubigen - wird der Islam missbraucht oder ist er die Ursache?

Lesen Sie es in der aktuellen «Schweizerzeit»!

Gratis-Probenummern:
«Schweizerzeit»
Postfach 23, 8416 Flaach
Tel. 052-301 31 00, Fax 052-301 31 03
abonnement@schweizerzeit.ch
www.schweizerzeit.ch

Europameister der Integration

Madeleine Albright und Estée Lauder stammen aus der früheren Tschechoslowakei. Auch in der Schweiz liessen sich nach dem Prager Frühling tüchtige Tschechen und Slowaken nieder. Was haben sie richtig gemacht? Warum sollte uns das heute interessieren? *Von R. James Breiding*

Es gibt diese zentrale Szene in Milan Kunderas bekanntem Roman «Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins», als sowjetische Panzer 1968 in Prag einrollen. Im Geheimen vertauschen dissidente Fotografen sieben Filmrollen, die ihren Weg in den Westen finden: Grausame Bilder, wie Panzer unglückselige Zivilisten niederschossen, deren Körper verstümmelt und mit blutgetränkten Tüchern bedeckt werden.

Viele Menschen flohen in den folgenden Monaten aus der Tschechoslowakei und zerstreuten sich an verschiedene Orte, wo immer sie willkommen waren, denn – in Kunderas Worten – «in einer Welt leben, wo niemandem vergeben wird und wo alle hoffnungslos bleiben, ist dasselbe wie in einer Hölle leben». Sie verloren Beruf und Besitz, sie mussten ihre Familien und Freunde verlassen. Das Wenige, das sie noch besaßen, war die eine oder andere Telefonnummer und die Kleider, die sie trugen. Aber die russischen Panzer konnten ihnen nicht ihre Seele und Würde nehmen. Tschechoslowakische Einwanderer hatten immer wieder auf der ganzen Welt ihre Fähigkeit bewiesen, umzuziehen und in fremden Ländern Erfolg zu haben. Der Filmregisseur Milos Forman, Estée Lauder, durch ihr Kosmetikimperium berühmt geworden, die erste US-Staatssekretärin Madeleine Korbelová Albright und der bekannte Harvard-Ökonom Joseph Schumpeter sind einige Beispiele dieses Fundus an vertriebenen Talenten.

Etwa 30 000 von ihnen fanden ihren Weg in die Schweiz. Ich durfte einmal als Gast einer schweizerisch-tschechischen Gruppe an einem jährlichen gesellschaftlichen und sportlichen Treffen teilnehmen und habe Tschechien zum ersten Mal besucht. Aus den harten, bescheidenen Verhältnissen von 1968 ist eine ganze Palette von Erfolgsgeschichten hervorgegangen: etwa einer der führenden Kniechirurgen der Schweiz, ein Seniorpartner eines globalen Wirtschaftsprüfers, ein ehemaliger Eishockey-Profi, der nun die Vertretung für Budweiser-Bier in der Schweiz leitet, ein Maschineningenieur bei ABB und ein Konzertmeister (also erster Geiger) an der Zürcher Tonhalle.

Sie mussten sich von ihrer Vergangenheit lösen und konnten sich selbst befreien, indem sie neue Identitäten aufbauten. Sie vertrauten allein auf ihre Leistung. Aber ich habe auch ein paar verdeckte «Kosten» ihres Erfolgs gespürt. Die meisten dieser Gruppe fühlten eine gewis-

se Reue gegenüber dem Land, das sie verlassen hatten. Und das Mass ihres schlechten Gewissens schien mir proportional zu ihrem Erfolg. Kundera definierte, dass Liebe «die Sehnsucht nach der verlorenen Hälfte in uns selbst» sei. Jedes Jahr besucht diese Gruppe nun am 1. August Tschechien, um ihre beiden Hälften in sich zu vereinen. Auch wenn ihre Namen für uns schwierig auszusprechen sein mögen, diese Diaspora heimatloser Flüchtlinge brachte eine gute Ausbildung mit, eine fein ausgeprägte Sozialkompetenz sowie einen starken Willen, Erfolg zu haben.

Das Paris Mitteleuropas

Es ist nirgends leicht heutzutage, ein Immigrant zu sein. Doch dieser Mikrokosmos erinnert uns daran, welch beachtlicher Teil des Schweizer Wohlstands auch ihnen zu verdanken ist. Im Verlauf der Recherchen für mein

Buch über erfolgreiche Schweizer Unternehmen stiess ich immer wieder auf Einwanderer, die für den Firmenerfolg entscheidend waren. Die Hugenotten halfen, die Uhren- und die Pharmaindustrie entstehen zu lassen, die Gründer von Brown Boveri & Cie. waren ein Engländer und ein Deutscher, Nicolas Hayek war ein Libanese, Henri Nestlé und Hans Wilsdorf (Rolex) waren Deutsche, der polnische Jude Leo Sternbach entdeckte Valium für Roche, der Nobelpreisträger Tadeus Reichstein, ebenfalls ein polnischer Jude, synthetisierte zum ersten Mal Vitamin C, Albert Einstein entwickelte seine Relativitätstheorie, als er auf dem Patentamt in Bern arbeitete. All diese Persönlichkeiten steigerten die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz.

Dies ist übrigens kein schweizerisches Phänomen: Sergey Brin, einer der Gründer von Google, ist Russe, Eduardo Saverin von Face-



Sie verloren Beruf und Besitz: sowjetische Panzer gegen den Prager Frühling, 1968.

book Brasilianer, Amazon-Gründer Jeff Bezos' Vater Kubaner. Pierre Omidyar von Ebay ist Franzose mit orientalischem Hintergrund und Jerry Yang von Yahoo stammt aus Taiwan.

Als der Westfälische Friede 1648 in Kraft trat, war das habsburgische Österreich auf einem neuen Gipfel der Macht, und Prag war eine seiner wichtigsten Vorzeigestädte. Es war eine Zeit, als die Macht von Reichen (und ihrer Monarchen) an ihrer Grösse, der Anzahl Soldaten und ihren Bodenschätzen gemessen wurde. Kultur, Musik, Literatur und Künste waren die bevorzugten Mittel, um die Wichtigkeit und Macht eines Landes zu zeigen. Prag stand auf dem Zenit und galt als das Paris Mitteleuropas.

Die Schweiz steht heute zuoberst in der Rangliste der wettbewerbsfähigsten Länder – nicht weil sie gemäss diesen traditionellen Massstäben gut abschnitte, sondern weil sich die Regeln geändert haben und weil sie gemerkt hat, dass Erfolg heute von überdurchschnittlichem Talent und von Handel abhängt. Wir sind mitten im härtesten Wettbewerb um Talente und Löhne, den die Menschheit je gesehen hat. Die Welt schwimmt in Kapital, weil es momentan fast gratis ist. Die Fähigkeit der Schweiz, talentierte, motivierte und bezahlbare Menschen anzuziehen – wie es diese tsche-

choslowakischen Einwanderer waren –, wird entscheidend für unseren Wohlstand sein.

Diese Debatte über die Einwanderung zu führen, ist sehr wichtig für die Zukunft der Schweiz. Meistens aber fokussiert sie quantitativ darauf, wie viele Immigranten die Schweiz verträgt, statt qualitativ darauf, welche Immigranten die richtigen sind. Dabei ist das Einwandererspektrum sehr breit – mit den Asylbewerbern auf der einen Seite und den Shania Twains und Michael Schumachers dieser Welt auf der anderen. Dazwischen befinden sich beispielsweise die Einwanderer, welche Tätigkeiten ausüben, die kein Schweizer machen will. Zudem auch unsere tschechischen Freunde, motivierte und qualifizierte Ärzte am Kinderspital und ETH-Professoren, dann «Söldner» aus aller Welt, auf welche die globalen Schweizer Firmen angewiesen sind. Die Qualität der Debatte und ihr Ergebnis hängen davon ab, wie sehr sich die Beteiligten von wohlabgewägter Analyse oder von Gefühlen leiten lassen.

Wir dürfen nicht vergessen, dass 57 Prozent der Forscher in Schweizer Laboratorien Ausländer sind und 25 Prozent des Schweizer Bruttoinlandsprodukts auf multinationale Firmen zurückgehen, die ihre Leute, Anlagen, Technologie und ihr Kapital wie auf dem Schachbrett

verschieben können, wenn ein Standort mehr verspricht. Ohne diese Ausländer wäre die Schweiz viel weniger wettbewerbsfähig.

Aber wir sollten auch nicht vergessen, wie mir Hans-Jörg Rudloff einst sagte, dass «ein Brady Dougan sich nie um die Schweiz kümmern wird wie ein Rainer Gut». Und ebenso wenig, dass multinationale Firmen zwar auf internationalen Hochzeiten tanzen, dass sie

Mir fällt auf, dass Tschechen offenbar eine Art Behagen aus tragischen Erlebnissen schöpfen.

aber auf nationaler Ebene leiden und sterben, wenn sie in eine Krise geraten wie kürzlich die ABB, die UBS oder die Swissair. Risiken werden immer asymmetrisch verteilt bleiben zwischen uns und den internationalen «Söldner-Managern». Das ist auch kein Wunder in einem System mit Anreizen, das kurzfristige Profite belohnt, aber höchstens kleine Konsequenzen für den Fall des langfristigen Scheiterns androht.

Anpassungsfähig, risikofreudig

Aber lassen wir diese nüchterne Analyse nun wieder beiseite, und kehren wir wieder zu meinen tschechischen Einwandererfreunden zurück: Ihre verschiedenen Lebensgeschichten sind sehr ermutigend. Gemeinsam waren ihnen Beharrlichkeit, Anpassungsfähigkeit, Risikofreudigkeit und der Wunsch, ihre Träume wahr zu machen – kurz: ein erfülltes Leben.

Viele Schweizer sind offenbar mit der gegenwärtigen Situation unzufrieden, und die politische Debatte über mögliche Wege ist polarisiert. Genau jetzt wäre es ein guter Augenblick, sich daran zu erinnern, was in der Vergangenheit gut funktioniert hat. Es scheint mir, dass diese 1.-August-Reise der Tschechen, die jeweils ihre beiden Hälften vereinigen, ein sehr gutes Beispiel einer gelungenen Integration darstellt.

Wenn ich ihre Geschichten höre und Kundera oder Kafka lese, fällt mir auf, dass Tschechen offenbar eine Art Behagen aus tragischen Erlebnissen schöpfen. Es erinnert mich an eine Geschichte über deutsche Filmemacher in den 1950er Jahren, die das Ende ihrer Filme anpassten: Für die Amerikaner gab es ein Happy End, für die Tschechen einen tragischen Schluss. Aber diese Geschichte hat definitiv ein glückliches Ende – sowohl für die tschechischen Einwanderer als auch für die Schweiz.

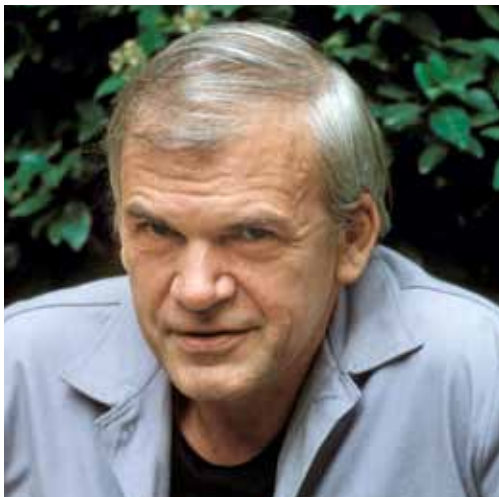
R. James Breiding ist Autor des Buchs «Swiss Made. The Untold Story Behind Switzerland's Success». Für seine Forschung über die sozioökonomische Geschichte der Schweiz nahm ihn das Center for International Development der Universität Harvard als Fellow auf.



Kosmetik-Unternehmerin Lauder, 1989.



Regisseur und Oscar-Preisträger Forman, 1985.



Star-Schriftsteller Kundera, 1984.



Damalige US-Aussenministerin Albright, 1997.



«Die Gottes- sowie die Nächstenliebe bis schier zum physischen Zusammenbruch»: Uriella mit ihren Anhängern beim Beten, 1992.

Warten auf die Apokalypse

Mit dem Geld ihres zweiten Ehemannes wird Erika Bertschinger zur bekanntesten und schillerndsten Sektenführerin Europas. Weder die Justiz noch die spottenden Massen können sie aufhalten: Sie wird zum Medienstar, baut sich ein Imperium auf. Die Uriella-Story, Teil 2. *Von Rico Bandle*

Er muss es schwer gehabt haben. «Sein mit Dornen übersätes Leben war erfüllt mit Fleiss, Tatendrang und Pflichtbewusstsein», heisst es 1982 in der Todesanzeige von Max Bertschinger. Was genau an Unglück der Industrielle erfahren musste, ist unbekannt. Aber wie so viele Menschen, die harte Schicksalsschläge zu ertragen hatten, ist auch er anfällig für spiritistische Heilsbotschaften. Er, der 1952 seine Textilmaschinenfirma in Wallisellen an den Rieter-Konzern verkaufte, sucht sein Glück bei Endzeitpropheten in den USA, vor allem aber verhilft er einer Frau dazu, zur bekanntesten Sektenchefin Europas aufzusteigen: Erika Bertschinger, die später als Uriella berühmt wurde.

Die beiden lernen sich 1970 in der Geistigen Loge in Zürich kennen. Der Industrielle im Ruhestand ist noch mit einer anderen Frau verheiratet, aber bereits scheint er die spirituellen Ambitionen Uriellas zu beflügeln. 1971 gibt sie ihren Job als Direktionssekretärin und Dolmetscherin auf und macht sich als Geistesheilerin selbständig (*Weltwoche* Nr. 37/14) – gut möglich, dass sie da schon von ihrem zukünftigen Ehemann finanziell unterstützt wird. Ihre heilsicheren Fähigkeiten erlangt Uriella zwei Jahre später, typischerweise nach traumatischen Erlebnissen: Erst wird ihr Vater von einem rückwärtsfahrenden Lastwagen tödlich überrollt, dann erleidet sie bei einem Reitunfall eine

schwere Hirnverletzung. Als sie aus dem Koma erwacht, sieht sie Engel und glaubt, direkt von Jesus Christus ein Sprachrohr erhalten zu haben, in dem «alle göttlichen Gaben verankert» sind. Die erste Offenbarung in Volltrance empfängt sie nach eigenen Angaben 1975.

An Weihnachten 1978 heiraten Erika und Max Bertschinger. Ein Ehepaar im klassischen Sinne sind die beiden aber nicht, sondern ein «Dual», geistig verbunden, nicht aber körperlich. Bertschinger ist seiner 27 Jahre jüngeren, exzentrischen Frau hörig. Die beiden ziehen in eine grosszügige Villa an der Sonnenhofstrasse 1 in Egg bei Zürich, die rasch zum Anziehungspunkt für Menschen wird, die sich

von Uriellas Jesus-Botschaften, ihren Heilversprechen und ihrem Hang zu üppigen Inszenierungen angesprochen fühlen.

Uriella findet Uriello

1980 gründet Uriella im Untergeschoss der Villa in Egg den Orden Fiat Lux – im Auftrag von Jesus Christus persönlich, wie sie sagt. Immer mehr Anhänger fahren in die Zürcher Gemeinde, vorwiegend Deutsche, wie Nachbarn berichten. Nach ein paar Stunden kommen jeweils alle mit einem Wasserkanister wieder aus der Villa. Die Behälter enthalten «Athrumwasser», das Uriella in ihrer Badewanne zubereitet, indem sie kniend während 21 Minuten normales Leitungswasser mit einem Silberlöffel mit Linksdrall quirlt, also mit göttlichen Strahlen auflädt. Es soll über wundersame Heilwirkung verfügen, gemäss Sektenbroschüre hilft es bei Fusspilz ebenso wie bei Herzbeschwerden oder Gasvergiftungen – mit anderen Worten: bei allem.

In Egg beobachtet man das Treiben mit Verwunderung, pflegt aber ein gutes Verhältnis zu den eigenartigen Zuzüglern. «Uriella hat jeweils unsere Katze gefüttert, als wir in den Ferien waren», sagt ein Nachbar, «sie war immer sehr freundlich.» So richtig los geht es mit Fiat Lux aber erst nach dem Tod Max Bertschingers 1982. Uriella findet im katholischen Pfarrer Kurt Warter rasch ein neues «Dual», das sie im Dezember 1983 heiratet.

Uriello, wie sich Warter nennt, gibt für den Orden seine Pfarrstelle in der süddeutschen Gemeinde Hausen auf, die er 22 Jahre lang innehatte. Sein abrupter Abgang geht nicht ohne Turbulenzen vor sich. Warter wird vorgeworfen, er habe 150 000 Mark an Spendengeldern für eine Krippenausstellung auf ein Schweizer Konto zugunsten Uriellas abgebzwängt. Der Bischof enthebt ihn von allen seinen Ämtern, Warter kommt gar einige Tag in Haft, bis ihn Uriella mit der Bezahlung einer Kautions von 60 000 Mark freibekommt. Der Konflikt kann mit einem Vergleich beigelegt

werden – Uriello feiert dies wie einen Sieg, eine weisse Fahne schwenkend, fährt er triumphal mit dem Auto durch seine ehemalige Gemeinde. In Egg erleben die Nachbarn Warter als humorvollen, geselligen Mann – doch mit ihm hält der Wahnsinn Einzug in der Sekte, sofern er nicht bereits vorher da war.

Von Uriello stammt ein grosser Teil des theologischen Konstrukts von Fiat Lux, einer Mischung aus Esoterik, Pseudowissenschaft und Ufologie, verpackt in eine kindliche Prinzessinnenwelt. Er systematisiert gewinnbringend Uriellas Offenbarungen. In seinen endlosen öffentlichen Vorträgen bezeichnet er die Bibel als Fälschung, nur die via Uriella erlangten Jesus-Offenbarungen zählten. Über seine geliebte Frau schreibt er:

«Meine Gattin übt und lebt die Gottes- sowie die Nächstenliebe bis schier zum physischen Zusammenbruch, ohne sich zu schonen oder je einmal in einem Urlaub sich zu erholen. Und dies seit 16 Jahren! Fast rund um die Uhr, mit nur sehr wenigen Stunden Schlaf (2–4) verzehrt sie sich im Dienst am Mitmenschen, stellt Diagnosen genauer als jeder Arzt und immer absolut treffsicher, [...] heilt mit dem göttlichen Athrumstrahl schwerkranke Menschen, die meist von der herkömmlichen Medizin aufgegeben wurden, [...] isst höchstens zweimal, oft nur einmal am Tag, fastet jeden Freitag und zweimal jährlich während 9 bis 12 Tagen voll, ohne jede Nahrungsaufnahme.»

In Egg empfängt Uriella einmal im Monat Randständige und Drogensüchtige, sie fahren mit der Forchbahn aus der Stadt Zürich in das Dorf, die Sektenchefin verteilt vor der Villa an jeden lächelnd ein Brot und eine Zwanzigernote. In den Zeitungen schaltet Fiat Lux Insetrate für Veranstaltungen im Zürcher Kongresshaus, an denen das Publikum live miterleben kann, wie Uriella in Volltrance Botschaften von Jesus Christus und Maria erhält.

Fiat Lux expandiert rasch. Im österreichischen Sittersdorf (Kärnten) und im süddeutschen Strittmatt bei Waldshut erwirbt der

Orden Häuser und Grundstücke, in denen sich ein Teil der Anhänger in klosterähnlichen Gemeinschaften niederlassen. In Schwellbrunn (Appenzell Ausserrhoden) eröffnet Uriella ihre Naturheilpraxis. Das Geld für die Immobilien dürfte grösstenteils aus dem Erbe Max Bertschingers stammen; doch zunehmend sprudelt das Geld auch durch die Sektentätigkeit. Neben den «Darlehen» und «Spenden» von Anhängern (dazu später) ist die Heiltätigkeit die wichtigste Einnahmequelle. Uriellas Fähigkeiten scheinen grenzenlos zu sein. «Durch die Bilokation bin ich in der Lage, im Energiefeld eines Patienten auch über grosse Entfernungen die tatsächliche Krankheit mit 100prozentiger Genauigkeit festzustellen, selbst dann, wenn die Schulmedizin keinen Befund erbringen kann. Ein Irrtum ist gänzlich ausgeschlossen», sagt sie. Mit ihrer «Apotheke Gottes», über die sie ihre Mittelchen verkauft, setzt sie jährlich Hunderttausende von Franken um, in ihren besten Zeiten sogar Millionen.

Den Tod vorausgesehen

Ein Unglück verleiht der Sekte zusätzlichen Schwung. Am Ostermontag 1988 stirbt Kurt Warter bei einem Autounfall in Österreich, mit ihm kommen auch drei weibliche Ordensmitglieder ums Leben. Sie habe das Unglück vorausgesehen, sagte Uriella einige Tage später im *Blick*. Weshalb sie ihre Jünger dann nicht von der Fahrt abgehalten hat, bleibt ihr Geheimnis. Die Tragödie stärkt den Zusammenhalt unter den Gläubigen, die Loyalität zu Uriella ist so stark wie nie. «Das Bild der Uriella, die für uns und die Welt unendlich leidet, wurde dadurch bestärkt. Alle haben bedingungslos zu ihr gehalten», sagt ein ehemaliges Fiat-Lux-Mitglied.

Ein Ersatz für Uriello ist rasch bestimmt: Uriella ernennt Eberhard Eicke, genannt Icordo, zu ihrem neuen «Dual» und ihrem vierten Ehemann. Eicke ist diplomierter Kaufmann und Marketingexperte, war vorwiegend in der Kosmetikindustrie tätig. Erst ein halbes Jahr vor dem Tod Warters ist er in den Orden ein-



Brot und Zwanzigernoten: Sektenvilla in Egg.



Auf allen Kanälen: in Viktor Giacobbos «Spätprogramm», 1997.

getreten; nach eigenen Angaben hat er dafür eine leitende Position bei einer internationalen Unternehmensberatung aufgegeben.

Höhepunkt bei Giacobbo

Der blondgelockte Icardo ist theologisch weniger beschlagen als sein Vorgänger, dafür der gewiefere Geschäftsmann. Er weiss Uriella perfekt zu vermarkten; an seiner Seite wird sie zum Medienstar, die präsent ist auf allen Kanälen. Wo sie mit ihrer schwarzen Perücke und dem Hochzeitskleid auftaucht, schnellen die Einschaltquoten nach oben: ob in der Polit-Sendung «Arena», in Viktor Giacobbos Satire-Sendung oder in der Talkshow von Roger Schwinski. Vor allem Schwinski weiss von ihr als Publikumsmagnet zu profitieren; sie allein halte den Sender Tele 24 am Leben, wird mancherorts gespottet. Wie sie den Medienpionier jeweils liebevoll anlächelte und mit ihrer hohen Stimme «liebä Roschee» sagte, bleibt unvergessen. Ebenso ihr Auftritt in «Viktors Spätprogramm», wo sie dem Junkie Fredi Hinz alias Viktor Giacobbo Red und Antwort stand («Gäll, du bisch wie dMartina Hingis vom Ross gheit?»). Das Video findet sich auf Youtube unter den Stichworten «Uriella» und «Fredi Hinz» – es ist ein Höhepunkt der Schweizer Fernsehunterhaltung.

Uriella, die sich als wiedergeborene Maria Magdalena sieht, sagt in regelmässigen Abständen globale Katastrophen voraus. So auch im Sommer 1998. In einer Mitteilung von Fiat Lux heisst es: «Im August 1998 werden der Mord an einem wichtigen Regierungsoberhaupt, der Weltbörsencrash mit dem anschliessenden Weltwirtschaftszusammenbruch, infolge Computerviren, sowie der Einmarsch der Russen in Deutschland erfolgen. Nach 3 Monaten wird ein Meteorit in die Nordsee fallen. Die davon betroffenen Küstenländer werden für immer im Meer verschwinden.» Aber nichts passiert. Die Sekte erklärt in einer Mitteilung: «Kurzer Aufschub für die allerletzte Reinigungsphase der Erde von Gott gewährt. Uriella ist eine wahre Prophetin.» Jesus Christus gibt via Uriella zuweilen auch Abstimmungsempfehlungen ab. Zum EWR sagt sie 1992, dass die Schweiz bei einem Ja zu «einem versklavten abhängigen Kleinstbezirk in der freimaurerischen, weltlichen Wüstenplanung der Technokraten Europas» würde.

Die Prophezeiungen spülen viel Geld in die Kasse. Angesichts der bevorstehenden Apokalypse verkaufen Anhänger ihre vermeintlich überflüssig gewordenen Häuser, den Ertrag übergeben sie Uriella. Das grosszügige neue Ordenszentrum in Ibach (Schwarzwald) zeugt vom Reichtum. Zeitweise machen Fiat-Lux-Anhänger zehn Prozent der Stimmberechtigten Ibachs aus. Icardo nutzt das aus und lässt sich für eine Legislatur in den Gemeinderat wählen, wo er sich sehr unauffällig verhält. Immer wieder steht die Sektenchefin vor Gericht: wegen



«Apotheke Gottes»: Athrumwasser, 1992.

**Die Stimme Gottes
an die Menschheit**

vernehmen Sie am
Donnerstag, 8. September 1988, 19.30 Uhr
Kongresshaus Zürich
Eingang K Gartensaal
über die Volltrance-Mittlerin Erika Bertschinger-Warter

Sie empfangt seit 1975 direkt von **Jesus Christus**
Offenbarungen, die sowohl auf Tonband als
auch schriftlich festgehalten sind. **Jesus Christus**
wird Sie über sein Sprachrohr **Uriella** einführen
in:

**Das wahre
Geistchristentum**

VGX795705E

Live-Botschaften von Jesus: NZZ-Inserat, 1988.

Verstössen gegen das Heilmittelgesetz, wegen Schmuggels, wegen Steuer- und anderen Gelddelikten oder wegen fahrlässiger Tötung. Vom Vorwurf, am Tod zweier Anhängerinnen mitschuldig zu sein, die anstatt auf Schulmedizin auf Uriellas Heilkraft vertrauten, wird diese mangels Beweisen freigesprochen.

2002 erwirkt ein ehemaliges Fiat-Lux-Mitglied vor Bundesgericht die Rückzahlung von zinslosen Darlehen in der Gesamthöhe von 625 000 Franken, die es dem Orden einst gewährte. Die abtrünnige Frau war 1981 in Zusammenhang mit der Krebserkrankung ihres Sohnes mit Fiat Lux in Kontakt getreten, trat dem Orden bei, zog sogar nach Egg, in die Nähe von Uriella. «Das ist typisch. Viele Anhänger finden aus Verzweiflung zu Fiat Lux, oft aufgrund einer Krankheit in der Familie, bei der die Schulmedizin nicht helfen kann», sagt ein ehemaliger Fiat-Lux-Anhänger, welcher der *Weltwoche* bereitwillig aus dem Innenleben des Ordens erzählt. Man schotte sich ab, habe kaum mehr Kontakt zu Leuten ausserhalb von Fiat Lux, sehe sich selbst als auserwählt. «Je länger man zuwartet, desto schwieriger wird es, sich einzugestehen, dass man falschliegt.»

Ist Uriella eine brillante Schauspielerin? «Ich bin mir hundert Prozent sicher, dass sie alles

glaubt, was sie sagt und macht», sagt der Mann, der über zehn Jahre lang Mitglied des Ordens war. Nicht sicher sei er bei Icardo. «Er ist in erster Linie ein Geschäftsmann, er übt Druck aus, droht, lässt Leute, die ihm gefährlich werden, auf üble Weise fallen. Uriella hingegen gibt sich immer als liebevolle Ordensmutter.»

Und sie lebt noch immer

Nach der Jahrtausendwende geht es langsam bergab mit der Sekte. Kostspielige Niederlagen vor Gericht, falsche Prophezeiungen und Austritte machen Fiat Lux zu schaffen. Die Anzahl Offenbarungen Uriellas nimmt ab, oft erreichen Offenbarungen die Gläubigen nur noch per Tonband. Uriella zieht sich zurück, Gerüchte über eine schwere Krankheit von Gottes Sprachrohr machen die Runde. Um die Gläubigen zu disziplinieren, stösst Uriellas Christus zunehmend Drohungen aus gegen die offensichtlich zunehmende Anzahl von «Judassen», also Verrätern in den eigenen Reihen: «Jetzt ist die absolute Endphase erreicht. Wer keinen Gehorsam übt, muss mit Konsequenzen rechnen», heisst es zum Beispiel. Insider vermuten, dass Icardo hinter solchen Offenbarungen steht. 2009 geht eine verzweifelt klingende «Kurzbotschaft von Jesus Christus» an die Gläubigen: «Für Gottvater und mich ist es zutiefst erschütternd, dass 90 Prozent aller Ordensträger [...] sich weigern, einen Auftrag ordnungsgemäss auszuführen! [...] Wer auf eine Amnestie Gottes spekuliert, lebt in einer gewaltigen Täuschung!»

Beobachter interpretieren solche Drohungen als Anzeichen dafür, dass sich die Sekte in den letzten Zügen befindet. Genährt wird die Diagnose durch den Umstand, dass Fiat Lux im selben Jahr die millionenteure Bertschinger-Villa in Egg veräussert.

Doch Uriella und ihr Orden leben bis heute. Eine Nachbarin in Ibach meint gar zu beobachten, dass in letzter Zeit wieder mehr Autos an den Wochenenden ins Sektenzentrum fahren. Wie es der hochbetagten, mittlerweile 85 Jahre alten Sektenführerin wirklich geht, ob sie, wie von ihr selbst angeordnet, auf Schulmedizin verzichtet, ist unklar. In Ibach, Sittersdorf und Strittmatt leben noch immer einige Dutzend Anhänger, weiss gekleidet, nach strengen Ordensregeln, ohne Sex, ohne Fleisch- und Medienkonsum, hinzu kommt eine unbestimmte Anzahl Gläubige, die privat wohnen. «Wenn Uriella nicht mehr ist, werden die für sich etwas Neues finden, woran sie glauben können, einfach auseinanderbrechen wird das nicht», glaubt der Fiat-Lux-Aussteiger.

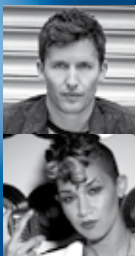
Dass wieder jemand mit derselben Strahlkraft, demselben Inszenierungswillen und demselben skurril-sympatischen Charme auftaucht, ist aber sehr unwahrscheinlich. Uriella ist, wenn nicht das Sprachrohr Jesu, so doch eine Ausnahmeerscheinung. ○

Baloise session

24. OKT. – 11. NOV. 2014

JAMES BLUNT ■ BUTTERSCOTCH

FREITAG, 24. OKTOBER, 20 UHR CHF 130/110/90



OPENING NIGHT

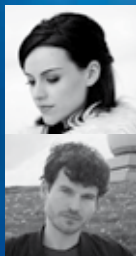
Abheben! James Blunt und ButterScotch singt nach «You're Beautiful» an, die Beatbox-Weltmeisterin absolviert alleine mit ihrem Mundwerk einen spektakulären Überflug zwischen den Stilen. Bühne frei für die beiden Durchstarter.

TICKETS VERGRiffEN



AMY MACDONALD ■ JAMES GRUNTZ

SONNTAG, 26. OKTOBER, 20 UHR CHF 130/110/90



STORYTELLERS

Sie Autorität. Amy MacDonald und James Gruntz sind zwei Basler mit Bache. Die beiden Musiker spielen an der Jazzschule Zürich. Beide schreiben Lieder, die dem Ohr schmeicheln und das Herz erwärmen. Diese beiden aussergewöhnlichen Storytellers beweisen: In der Musik spielen Ausbildung und Herkunft keine Rolle, wenn sie Seele hat.

TICKETS VERGRiffEN

LISA STANSFIELD ■ MATT BIANCO

MONTAG, 27. OKTOBER, 20 UHR CHF 130/110/90

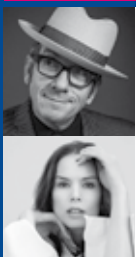


BACK TO THE EIGHTIES

So herrlich schön und schwelgerisch, als hätten die Achtziger gerade eben angefangen. Matt Bianco melden sich zurück mit ihrem geschmeidigen Latin-Pop – Lisa Stansfield singt nach zehn Jahren im Filmbusiness endlich wieder ihren hinreissenden White Soul.

ELVIS COSTELLO SOLO ■ REBEKKA BAKKEN

DIENSTAG, 28. OKTOBER, 20 UHR CHF 130/110/90



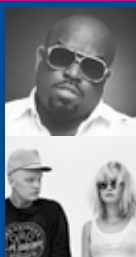
CHAMELEONS

Elvis Costello schreibt Songs und Rebekka Bakken singt Songs. Beide zeigen dabei ihr Innerstes, und beide kleiden ihre Kunst immer wieder in neue Farben. Wie Chamäleons! Trotzdem sind sie immer sich selbst und sofort erkennbar: zwei wunderbare musikalische Geschichtenerzähler!



CEELO GREEN ■ THE ASTEROIDS GALAXY TOUR

DONNERSTAG, 30. OKTOBER, 20 UHR CHF 110/90/70



GET UP AND DANCE

Spätestens, wenn CeeLo Green, das Schwergewicht des Nu Soul zum Gnarls-Barkley-Superhit «Crazy» ansetzt, wird den Tanzfans ganz leicht ums Herz. Derweil The Asteroids Galaxy Tour mit ihrer intergalaktischen Mischung aus Funk, Soul und Elektronik-Beats jedes Konzertlokal zum Dancefloor verwandeln.

BRYAN FERRY ■ SCHILLER

FREITAG, 31. OKTOBER, 20 UHR CHF 150/130/100

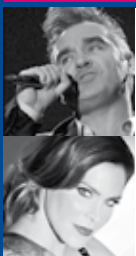


SOUND INVENTORS

Bryan Ferry, der bestangezogene Mann der Welt, erfindet die Klassiker von Roxy Music neu im heiter beswingenen Jazzstil der 1920er Jahre. Derweil bleiben die musikalischen Weltreisen des Klangtufflers Schiller ein Erlebnis für die Sinne und lösen Glücksgefühle aus.

MORRISSEY ■ BETH HART

MONTAG, 3. NOVEMBER, 20 UHR CHF 130/110/90

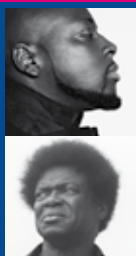


CHARACTERS

Morrissey teilte schon bei The Smiths hart aus – und ist bis heute so geistreich wie kaum ein anderer Musiker. Beth Hart dagegen packt ihr spektakuläres Leben in kräftigen, treibenden Bluesrock. Zwei so starke Charaktere auf derselben Bühne: Das ist nur für starke Gemüter!

WYCLEF JEAN ■ CHARLES BRADLEY AND HIS EXTRAORDINAIRES

DIENSTAG, 4. NOVEMBER, 20 UHR CHF 110/90/70



URBAN HYMNS

Wyclef Jean und Charles Bradley erzählen ihre Geschichten aus der Grossstadt: Wyclef von seinem Leben nach den Fugees und als Fast-Präsident von Haiti – Charles von Schicksalsschlägen als trampender Koch und James-Brown-Imitator. Was die beiden vereint: Sie spielen intensive Stadtmusik.

FOREIGNER ■ KROKUS

DONNERSTAG, 6. NOVEMBER, 20 UHR CHF 140/120/100



ROCK LEGENDS

Dieser Session sind zwei Rocklegenden im Gespräch. Dieser Session sind zwei Rocklegenden im Gespräch. Dieser Session sind zwei Rocklegenden im Gespräch. Dieser Session sind zwei Rocklegenden im Gespräch.

TICKETS VERGRiffEN

LEONA LEWIS ■ PEGASUS

SAMSTAG, 8. NOVEMBER, 20 UHR CHF 130/110/90

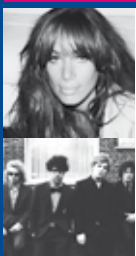


CHART BREAKERS

Eine Königin der Soulpop. Eine Königin der Soulpop. Eine Königin der Soulpop. Eine Königin der Soulpop.

TICKETS VERGRiffEN

FATOUMATA DIAWARA, ROBERTO FONSECA, OMARA PORTUONDO & MAYRA ANDRADE

MONTAG, 10. NOVEMBER, 20 UHR CHF 110/90/70



FACE TO FACE

Völkerverbindende Musik von drei Sängerinnen zwischen dreissig und achtzig: Fatoumata Diawara aus Mali, Mayra Andrade von den Kapverden und Omara Portuondo aus Kuba singen Lieder aus zwei Kontinenten und der Welt dazwischen. Und Roberto Fonseca am Klavier schafft die transatlantische Brücke.

DR. JOHN FEAT. ARTURO SANDOVAL & SARAH MORROW ■ MONTY ALEXANDER

DIENSTAG, 11. NOVEMBER, 20 UHR CHF 120/100/80



BORDER CROSSER

Dr. John auf den Spuren Louis Armstrongs und Monty Alexander auf denjenigen Bob Marleys, zwei Meister spielen sich durch die farbige musikalische Welt der Karibik, durch Jazz, Blues, Calypso und Reggae. Und beide bewegen sich dabei längst auf Augenhöhe mit ihren grossen Kollegen!



LA ROCHE 1787



BALOISESESSION.CH

ORT: EVENT HALLE MESSE BASEL TICKETS: BALOISESESSION.CH ODER TICKETCORNER.CH, TEL. 0900 800 800 (CHF 1.19/MIN., FESTNETZTARIF)



Vor dem grossen Wurf

Antibiotika helfen immer seltener im Kampf gegen gefährliche Bakterien. Die Resistenzbildung gehört zu den drängendsten medizinischen Problemen. Jetzt könnte Hilfe kommen. Zwei Schweizer haben ein Rezept gegen resistente Keime gefunden. *Von Alex Reichmuth und Lucian Hunziker (Bild)*



«Wie Schritte auf dem Mond»: Forscher Tigges (l.) und Gitzinger.

Marcel Tigges und Marc Gitzinger sind zwar erst Mitte dreissig. Trotzdem haben die beiden Biotech-Wissenschaftler eine intakte Chance, in die Annalen der medizinischen Forschung einzugehen: Sie haben einen vielversprechenden Ansatz, wie man eines der weltweit wichtigsten Gesundheitsprobleme lösen könnte: die Resistenzbildung von Bakterien.

Als der Schotte Alexander Fleming vor dem Zweiten Weltkrieg mit Penicillin das erste Antibiotikum entwickelte, war das ein Meilenstein der Medizingeschichte. Fortan hatten die Ärzte ein wirksames Mittel gegen gefährliche oder sogar tödliche Bakterien zur Hand. Doch dieser Durchbruch ist bedroht: Antibiotika werden heute mehr und mehr wirkungslos. Grund dafür ist die Resistenzbildung von Keimen. Dass Bakterien mit der Zeit immun gegen ursprünglich abtötende Mittel werden, ist im Prinzip ein normaler, natürlicher Vorgang. In letzter Zeit haben sich aber vermehrt sogenannte Multiresistenzen ausgebildet. Bakterienherde sind nicht nur gegen ein Antibiotikum immun, sondern gegen viele – oder, im Extremfall, gegen alle. Immer häufiger stehen Mediziner bei multiresistenten Keimen ohne Gegenmittel da und müssen machtlos zuschauen, wie Patienten darben oder sogar sterben. Warum es vermehrt solche «Super-Keime» gibt, ist nicht ganz klar. Vermutlich treibt der übermässige Einsatz von

Antibiotika die Resistenzbildung voran, eventuell auch deren teilweise masslose Verwendung in der Tierzucht.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) zählt die Bakterienresistenz jedenfalls zu den drängendsten Problemen der Gegenwart. Im Gegensatz zu Krankheiten wie Ebola, das derzeit die Schlagzeilen beherrscht, können multiresistente Keime überall zuschlagen und jeden treffen. «Die Menschheit steht kurz davor, die Wunderwaffe Antibiotikum zu verlieren», mahnte WHO-Chefin Margaret Chan 2012. Im letzten Frühling wiederholte die Weltgesundheitsorganisation ihre Warnung. «Ohne dringende und koordinierte Aktionen der Beteiligten steuert die Welt auf eine Nach-Antibiotika-Ära zu», sagte WHO-Vize Keiji Fukuda.

Ein Ansatz von «bestechender Eleganz»

Auch wenn man den Warnungen der WHO mit Vorsicht begegnen muss – erinnert sei an die überzogene Hysterie vor der Schweinegrippe, die die Organisation 2009 mitverantwortete –, scheint der Alarm diesmal durchaus berechtigt. Alleine in Europa infizieren sich jährlich über vier Millionen Menschen mit resistenten Keimen. Gemäss offiziellen Zahlen enden 37 000 dieser Infektionen tödlich. Für die Schweiz gibt es kaum Statistiken zu Fällen von Multiresistenzen. Dass sie deswegen kein Problem dar-

stellen, wäre aber ein Fehlschluss. Gemäss Fachleuten fordern Spitalinfektionen in der Schweiz jährlich etwa 2000 Tote. Ein Teil davon dürfte auf resistente Bakterien zurückzuführen sein.

Ein wesentlicher Beitrag zur Lösung des Resistenzproblems könnte aus dem Technologiepark Basel kommen, einem schmucklosen Zweckbau in der Nähe des Rheinhafens. Hier haben sich Marc Gitzinger und Marcel Tigges mit ihrer Firma Bioversys niedergelassen. Die beiden Forscher, die sich vor zehn Jahren an der Abteilung Biotechnologie der ETH Zürich kennengelernt haben, arbeiten an der Entwicklung von Substanzen, die die Resistenzbildung von Keimen ausschalten. Antibiotika, die unwirksam geworden sind, könnten so wieder eingesetzt werden. «Unser Fernziel ist, dass man in Zukunft Antibiotika einen Wirkstoff beimischen kann, der verhindert, dass die Resistenzbildung aktiviert wird», sagt Marc Gitzinger. Wissenschaftliche Kommentatoren billigen dem Ansatz der beiden Forscher eine «bestechende Eleganz» zu.

Tigges und Gitzinger sind ihrem Ziel schon nahegekommen. Bereits haben sie eine Substanz, die bei Tuberkulose-Erregern wirken soll, an Mäusen testen lassen. Im Mai konnten die beiden Forscher zudem einen wichtigen Durchbruch feiern: Der britische Konzern Glaxo Smith Kline (GSK), eines der grössten Pharmaunternehmen der Welt, ging mit ihnen eine Kooperation ein. GSK will Substanzen zur Behandlung von Tuberkulose marktfähig machen, die von Bioversys entwickelt wurden. Das Potenzial ist gross, denn pro Jahr erkranken neun Millionen Menschen an Tuberkulose. Der Einstieg von GSK bedeutet, dass das kleine Start-up-Unternehmen mit seinen zwölf Mitarbeitern fortan vom Know-how des Konzerns profitieren kann und ihm auch mehr Mittel für seine möglicherweise bahnbrechende Innovation zur Verfügung stehen.

Schon zuvor war das aufstrebende Basler Unternehmen aufgefallen. Als typisches Spin-off-Projekt 2008 lanciert, heimsten Bioversys und seine beiden Gründer bald Fördergelder und Start-up-Preise ein. So erhielten Gitzinger und Tigges 2011 den Swiss Technology Award und 2012 den Jungunternehmerpreis der Region Basel. Das Institut für Jungunternehmen führte sie 2013 auf seiner Rangliste auf Platz zwei der besten hundert Schweizer Start-ups. Dieses Institut wird vom Bund mitgetragen.

Gitzinger und Tigges sind voll des Lobes für die Schweiz und ihre Start-up-Förderung.

«Besonders die Schulung und die Begleitung junger Unternehmer sind hier vorbildlich», sagt Marcel Tigges. «Wir haben auch dem Standort Basel als Zentrum für Pharma und Biotechnologie viel zu verdanken», ergänzt Marc Gitzinger. «Die Infrastruktur und das grosse Know-how sind sehr gut.» Die beiden Gründer verstehen ihr Unternehmen darum durchwegs als Schweizer Firma – obwohl sie beide nicht aus der Schweiz stammen. Tigges kommt ursprünglich aus München, Gitzinger aus Luxemburg. Beide haben in Deutschland Biotechnologie studiert und sind erst für ihr Doktorat in die Schweiz gekommen.

Server anschliessen und Müll entsorgen

Viele aufstrebende Forscher verfolgen entweder eine Hochschullaufbahn oder lassen sich in der Industrie anstellen. Marcel Tigges und Marc Gitzinger haben mit ihrem Spin-off-Projekt eine Art dritten Weg gewählt. «Die Bereitschaft, ein grosses Risiko einzugehen, ist die Voraussetzung für die wirtschaftliche Selbständigkeit», macht Gitzinger klar. Die Firmengründer mussten sich von Wissenschaftlern zu Allroundern weiterentwickeln. «Es ergeben sich dabei immer neue Anforderungen und Aufgaben», so Gitzinger. «Was ansteht, wird gemacht, heisst bei uns die Devise», stimmt Marcel Tigges zu. «Mit Investoren reden, Server anschliessen oder sogar Müll runterbringen –

das gehört alles dazu.» Kompletzt überfordert vom Unternehmer-Sein hätten sie sich aber noch nie gefühlt, versichern beide.

Offenbar waren die Vorbereitungen zur Gründung von Bioversys vorbildlich. Sie hätten während der Entstehung des Unternehmens intensiv und ausführlich über ihre Ziele, Vorstellungen und Pläne diskutiert, erinnern sich Gitzinger und Tigges. Denn nichts ist unschöner, als eines Tages feststellen zu müssen, dass der Geschäftspartner eigentlich ganz andere Ideen hat, als man glaubte.

Bei allem Enthusiasmus, den die beiden Partner für ihr Start-up-Unternehmen ausstrahlen: Ihr langfristiges Ziel ist der Ausstieg aus der Firma. In einigen Jahren wollen sie einzelne Lizenzen oder sogar Bioversys als Ganzes verkaufen, idealerweise an ein grosses Unternehmen, das ihre Innovationen weiter vorantreiben kann. Warum? «Spätestens wenn unsere Substanzen in grossen Studien am Menschen getestet werden müssen, können wir als Kleinunternehmen das nicht mehr selber stemmen», argumentiert Marc Gitzinger. Solche Versuche seien sehr kostenintensiv, und entsprechend sei viel mehr Kapital und Know-how nötig. «Eine Substanz am Ende zur Marktreife zu führen, schafft darum nur eine grosse Firma», so Gitzinger.

Dass Start-up-Firmen auf die «Exit-Strategie» setzen, ist im Bereich Biotechnologie normal. Das aufgebaute Unternehmen nach eini-

gen Jahren in grössere Hände zu übergeben, gilt als Zeichen des Erfolgs, nicht des Misserfolgs. Im besten Fall ist ein solcher Verkauf auch finanziell lukrativ. In den letzten Jahren wurden Biotech-Start-ups zum Teil für mehrere hundert Millionen oder sogar für mehr als eine Milliarde Franken übergeben.

Nicht jeder Jungunternehmer steht am Ende aber mit einem schönen oder sogar sehr schönen Batzen da. Das Risiko, zu scheitern, droht ständig. Doch die Chefs von Bioversys scheinen wenig Angst zu haben, am Ende mit leeren Händen dazustehen. «Es ist wissenschaftlich schon nachgewiesen, dass unser Ansatz funktioniert», sagt Marcel Tigges. Von daher sei mit dem Interesse der Biotech-Industrie an ihrer Entwicklung auf jeden Fall zu rechnen. «Offen ist natürlich, ob sich unsere Wirkstoffe am Ende wirklich am Markt durchsetzen können.»

Noch aber ist der Exit bei Bioversys Zukunftsmusik. Die Firmengründer sind täglich voll damit befasst, ihr Können als Forscher und Unternehmer zum Nutzen der Menschen einzusetzen. Es sei eine faszinierende Aufgabe, hält Marcel Tigges fest: «Wir entdecken jeden Tag etwas, was noch nie jemand gesehen hat – wie wenn man Schritte auf dem Mond macht.» Tigges und Gitzinger sind überzeugt: Der ganz grosse Wurf gegen Antibiotikaresistenzen liegt drin. Dass dies nicht einfach Zweckoptimismus ist, glaubt man ihnen gern. ○

OPTIMALE KRANKENKASSE FINDEN!

Sie möchten bei Unfall und Krankheit optimal versichert sein? Mit dem unabhängigen Krankenkassenrechner von MyLibery berechnen Sie einfach und schnell die Grundversicherungsprämien. **Vergleichen Sie neu auch die Leistungen der Zusatzversicherungen aufgrund Ihrer Bedürfnisse.** So finden Sie die Krankenkasse, die wirklich zu Ihnen passt.

Interessieren Sie sich für andere Themen? Gerne berät Sie MyLibery auch zu den Themen Vorsorge, Wohnen und Steuern.



«Alle bewundern die Schweiz»

Alles, was Rolf Knie im Leben anpackte, wurde zum Erfolg. Ein Gespräch mit dem Clown, Maler und Zirkusunternehmer über die Knie-Dynastie, seine Heimat sowie die Bekanntschaft mit Charlie Chaplin und Michael Jackson. *Von Rico Bandle, Roger Köppel und Oliver Bartenschlager (Bild)*

Herr Knie, Sie sind eben 65 Jahre alt geworden und blicken auf einen erfolgreichen Lebensabschnitt zurück. Fangen wir von vorne an: Was ist das Wichtigste, das Ihnen in Ihrer berühmten Zirkusfamilie auf den Weg gegeben wurde?

Das oberste Gebot meines Vaters lautete: «Tu dem Namen Knie keine Schande an.» Das hat er uns immer eingetrichtert.

Was bedeutete das konkret?

Wir mussten noch korrekter, noch sauberer sein als alle andern. Wenn jemand am Sonntag die Wäsche aufhängte, schnitt der Vater mit der Schere die Wäscheleine durch. Er sagte immer: «Die Leute beobachten uns genau, wir sind Fahrende, man betrachtet uns als Zigeuner.» Auch war es Familienmitgliedern verboten, teure Autos zu fahren. Was sollen die Leute denken, wenn der Knie-Junior mit dem Porsche oder dem Maserati vorfährt? Wir waren hyperkorrekt, und das war auch richtig so.

Man hat ja als Aussenstehender gewisse romantische, frivol-glamouröse Vorstellungen vom Zirkus- und Artistenleben.

Das ist alles falsch. Gehen wir noch weiter zurück. Sie kennen «Katharina Knie», das grosse Stück von Carl Zuckmayer von 1928. Zuckmayer fragte die vierte Generation Knie, ob er das Stück so nennen dürfe. Nachdem sie das Buch gelesen hatten, gaben ihm meine Vorfahren eine Absage, da im Stück die Katharina Knie Heu stiehlt für die Tiere. Sie sagten: «Eine Knie klaut nicht.» Sie reisten dann an die Uraufführung nach Berlin, waren dort so gerührt, dass sie Zuckmayer nachträglich die Erlaubnis doch noch gaben. Die Knies waren immer um ihr Image besorgt. Zu Recht.

Demnach wäre die Selbstdisziplin, die totale Korrektheit das grosse Erfolgsgeheimnis Ihrer Familie?

Die Grundlage des Erfolgs liegt woanders. Die meisten Familienunternehmen scheitern, weil sie sich zerstreiten. Die Familie Knie hat bei allen Zwistigkeiten immer eine Lösung gefunden. Immer haben die Familienmitglieder gemerkt, dass sie ohne den Zirkus Schwierigkeiten hätten, das auszuleben, was sie wirklich wollten.

Wie sind Sie als Zirkuskind aufgewachsen? Als misstrauisch beäugter Aussenseiter oder als Sohn berühmter Leute?

Beides: Einerseits wurde man bewundert und bestaunt. Andererseits kam ich ein-

mal in eine neue Schulklasse, und das Erste, was der Lehrer sagte, war: «Auch wenn du Knie heisst – du musst genau gleich arbeiten wie alle andern.» Das war wie eine Ohrfeige. Ich sah mich nie als etwas Besseres, wollte immer gleich sein wie alle andern.

Hat man die Knies in der gehobenen Gesellschaft akzeptiert?

Wir waren immer die Exoten. Zwar wurden wir oft eingeladen an gesellschaftliche Anlässe, ich hatte aber das Gefühl, am liebsten hätten sie einen Käfig um uns herum bauen wollen, um uns ausstellen zu können. Bei den jungen Damen hatten wir einen Bonus, auch weil sie wussten, dass wir nach vierzehn Tagen wieder weg sind.

Wurden Sie mit einem strengeren Sittenkodex belegt als Ihre Schulkollegen?

Aber sicher. Selbst als ich mit meiner ersten Frau verlobt war, durfte ich ihr im Betrieb nicht die Hand geben. Als Mitarbeiter des Circus Knie war es verboten, mit sogenannten Fremden herumzulaufen oder sie anzusprechen. Ich musste als Beispiel vorangehen, vor der Hochzeit durfte ich auch nicht mit ei-

«Die Thronfolge war geregelt wie in einer Monarchie.»

ner Frau im selben Wohnwagen schlafen. Natürlich wusste ich genau, wann mein Vater kontrollieren kam und wann ich rüberschleichen konnte.

Trotz seiner strengen Art: Sie sprechen mit einer ausgesprochenen Hochachtung von Ihrem Vater, Fredy Knie senior.

Er ist mein grosses Vorbild. Es ist schade, dass er nicht mehr sehen kann, was ich alles erreicht habe. Ich bin meinen Weg ausserhalb des Zirkus gegangen, kann aber als Verwaltungsrat doch stark Einfluss nehmen im Knie. Mein Vater war weltweit der «Mr Circus». Wo man hinkam, wurde er bewundert. Er hat seine Prinzipien immer vorgelebt, das rechne ich ihm hoch an. Der Zirkus ist eine Ansammlung von Wahnsinnigen, wobei der Zeltarbeiter immer einen Komplex gegenüber dem Star in der Manege hat. Da muss man als Chef zeigen, dass alle gleich viel wert sind, denn ohne aufgebautes Zelt kann der Star seine Nummer nicht machen. Mein Vater konnte das, er hatte die Menschen gern.

Einerseits bewundern Sie Ihren Vater, andererseits wurden Sie auch gedemütigt, indem Ihr Bruder Fredy junior die Pferdedressur übernehmen konnte, obschon Sie wahrscheinlich talentierter gewesen wären.

Diese Demütigung kam aus der Tradition heraus, da mache ich dem Vater keinen Vorwurf. Die Thronfolge war geregelt wie in einer Monarchie, das Leistungsprinzip spielte keine Rolle. Damit konnte ich mich nicht abfinden. Ich hätte gerne auch mal das Programm gestaltet, das durfte ich aber nicht, dafür war Fredy zuständig. Mir war es ein Anliegen, die Aufgaben unter den damals vier Junioren aufgrund ihrer Fähigkeiten aufzuteilen, bin aber damit gescheitert.

Sie waren der Rebell, der sich nicht mit den gegebenen Strukturen abfinden wollte.

Ich wollte etwas verändern, schwamm gegen den Strom, deshalb hatte ich auch am meisten Auseinandersetzungen mit dem Vater. Schliesslich war dies auch der Grund, weshalb ich 1983 den Zirkus verliess: Ich hatte gemerkt, dass ich nicht durchkomme. Intern wurde ich manchmal gebüsst, wenn ich etwas machte, was den anderen nicht passte.

Sie, der Co-Direktor, wurden gebüsst?

Ja, ich erhielt mehrere Geldbussen und Lohnkürzungen.

Wenn Sie was gemacht hatten?

Ein banales Beispiel: Am Morgen musste ich jeweils die ganze Post aufmachen, abstem-peln und verteilen. Ich fand, das könne auch eine Sekretärin machen – dafür wurde ich gebüsst. Mein Onkel, der das früher selber gemacht hatte, fühlte sich beleidigt. Auch als ich in einem Winter mit dem Chef des fahrenden Zoos ein paar Tiere verschenkte, die nicht artgerecht zu halten waren, gab es eine Busse. Ich konnte an der Geschäftsleitungssitzung nur noch lachen.

Wenn ein Knie, der sich so sehr über den Zirkus definiert, den elterlichen Betrieb verlässt, was empfindet er da? Wut? Fühlten Sie sich verkannt?

Den einzigen, wirklich enttäuschenden Moment erlebte ich nach meiner allerletzten Vorstellung in Bellinzona. Nach dem Finale ging ich noch einmal in die Manege, ich wollte einmal noch die Atmosphäre spüren. Dann ging ich in die Garderobe, dort waren mein Bruder und meine Cousins – sie sagten kein Wort. Weder wünschten sie mir viel Glück, noch fragten sie mich, wie ich mich fühle. Das hat mich lange beschäftigt. Aus-



«Der Circus ist eine Ansammlung von Wahnsinnigen»: Clown und Maler Rolf Knie.



Mit Charlie Chaplin: Franco, Rolf, Louis und Fredy Knie, 1964.



«Die Kunstszene kommt an mir nicht vorbei»: Atelier auf Mallorca, 2013.

ser meinem Vater ist später auch nie jemand meine Theaterstücke schauen gekommen. Obschon ich im Zürcher Schauspielhaus Premiere hatte.

Wie erklären Sie sich diese Kälte?

Das habe ich nie herausgefunden. Ursprünglich wollte ich ja nur zwei Jahre Pause machen. Eigentlich würde man erwarten, dass nach einer gewissen Zeit jemand fragt: «Kommst du zurück? Sollen wir Clowns engagieren, oder wirst du wieder in der Manege stehen?» Aber ich hörte nichts. Vielleicht ist diese emotionale Zurückhaltung einfach ein Wesensmerkmal unserer Familie.

Sie waren Clown, erst im Zirkus, dann auf der Bühne. Was ist die wichtigste Eigenschaft, die ein Clown mitbringen muss?

Eine positive Grundeinstellung. Das Klischee, dass hinter der Clownmaske eine traurige Person steckt, ist völliger Blödsinn. Wenn man in einem Duo oder Trio arbeitet, ist entscheidend, dass jeder seine klare Rolle spielt. Hält sich jemand nicht daran, fällt alles auseinander. Oft passiert dies auf dem Zenit des Erfolgs, viele Clowns werden dann grössenwahnsinnig.

Das Trio, bestehend aus Ihnen und Gaston und Pipo, war sehr erfolgreich. Die meisten Lacher erhielt immer Gaston, ein fantastischer Clown. Wie neidisch waren Sie?

Gar nicht! Ehrlich. Er hatte die sympathischere Rolle, ohne mich hätte das alles aber nicht funktioniert. Man muss sich gegenseitig den Ball zuspielen – fast immer hat dabei einer die dankbarere Rolle als der andere. Meine Aufgabe war es auch, die Truppe zusammenzuhalten. Am Schluss ist mir das nicht mehr gelungen, obschon wir in allen grossen Fernsehunterhaltungssendungen in Deutschland spielten. Gaston wollte in den Circus Nock, obschon er wusste, dass ich als Knie da nicht mitkonnte. Das war das Ende.

Die Schweizer stehen eigentlich nicht im Ruf, besonders lustig zu sein. Trotzdem

stammen einige der weltweit bekanntesten Clowns von hier: Grock, Pic, Gaston, Pio Nock und viele mehr. Was ist der tiefere Grund?

Der Schweizer ist vielleicht etwas kühler und berechnender als der Südländer – umso mehr gibt es Leute, die ausbrechen wollen. Heute noch würde ich behaupten, wir haben in der Schweiz die besseren Komiker als Deutschland. Die Deutschen gehen auf die Bühne und erzählen Witze. Das beherrscht der Schweizer nicht, deshalb sind bei ihm die Mimik, die Situationskomik wichtiger. Der Schweizer Humor ist abgründiger, absurder. Das sieht man vor allem bei Emil Steinberger, dem mit grossem Abstand besten Komiker der Schweiz. Er spielt Charaktere, spielt ganze Geschichten, erzählt nicht einfach einen Witz. Die Umstände für Komiker sind heute aber viel schwieriger als früher. Clownlegenden wie Grock oder Charlie Rivel führten dreissig Jahre lang dieselbe Nummer auf. Heute, mit dem Fernsehen, muss man dauernd Neues bringen. Deshalb haben die meisten Fernsehkomiker Gagschreiber. Das ist schlimm, da liest man die Sache nur noch runter.

War Ihr gutes Aussehen ein Nachteil?

Auf jeden Fall. Gaston hatte einen klaren Vorteil mit seinem Ohrfeigengesicht. Der musste gar nichts machen, und die Leute fanden es lustig.

«Wir haben in der Schweiz die besseren Komiker als Deutschland.»

Sie feierten grosse Erfolge auf der Bühne, auch als Schauspieler, dann plötzlich ergab sich eine neue Karriere: die Malerei. Wie kam es dazu?

Eine alte Geschichte. Schon meine Schulbücher habe ich alle vollgekritzelt. In der Pubertät gab es dann so eine Phase, in der ich aufreizende Frauen malte, für mich selber, damals gab es noch kein Playboy. Im Zir-

kus hatten wir oft Besuch von grossen Künstlern, Kokoschka, Chagall oder Miró. Mit ihnen hatte ich guten Kontakt, aber auch mit lokalen Malern wie Hanny Fries oder Hans Falk. Sie haben mich viel gelehrt. 1980 sagte mir dann ein Professor, ich solle doch eine Ausstellung machen. Etwa dreissig skizzenartige Bilder konnte ich zu meinem Erstaunen für 200 bis 600 Franken verkaufen. Da wurde mir klar: Ich kann auch etwas erreichen ohne das grosse «K» auf dem Rücken.

War das bereits der Durchbruch?

Nein. Ich hatte als Knie natürlich eine riesige Aufmerksamkeit, unverdienterweise. Das war wohl auch der Ärger der Kunstkritiker, die mich damals zum Teil auch berechtigt auf den Boden heruntergeholt haben. Heute sind die allerdings grösstenteils verstummt.

Sie haben mit Kunst ein Vermögen verdient. Hätten Sie das je für möglich gehalten?

Nein, man darf bei der Kunst auch nicht ans Geld denken. Für mich war das Malen eine Befreiung, eine Meditation. Ich habe auch nicht alles auf eine Karte gesetzt. Von 1977 bis 1983 habe ich intensiv gemalt, war aber noch im Zirkus, danach ging ich bis 1990 ins Theater, hatte viele Fernsehauftritte. Als ich dann in Mallorca in unserem Garten meine Frau und meinen Sohn fragte, ob ich mich ganz auf die Malerei konzentrieren sollte, ich könne schliesslich davon leben, sagten sie: «Ja, wenn das dein Wunsch ist.» Ich riss mir dann mein Toupet vom Kopf, ich habe es nie mehr angezogen.

Weniger bekannt ist, dass Sie Ende der neunziger Jahre in Orlando für Walt Disney gearbeitet haben. Auch hier offenbar mit einem für uns Normalsterbliche fast schon beängstigenden Erfolg.

(Lacht) Es gibt eben immer auch glückliche Zufälle im Leben. Mein Freund Jean Miguel, der frühere Direktor des «Moulin Rouge», arbeitete damals in der Disney-Zentrale. Er trug jeweils eine Krawatte von mir, und die gefiel Disney-Chef Michael Eisner so gut,



«Ich wollte etwas verändern»: Rolf Knie, 1969.



«Dauernd Neues bringen»: mit Gregory (l.) im Salto Natale, 2010.

dass er ihn bat, mich mit ihm bekannt zu machen. 1995 habe ich dann das Plakat für das Montreux Jazz Festival gemalt, Miguel und Eisner waren regelmässige Festival-Besucher, also haben wir uns dort getroffen. Ich sagte: «Ich arbeite für euch, wenn ihr meinem Sohn Gregory ein Volontariat anbietet, er möchte in Orlando studieren.» Eisner willigte ein. Also flogen wir nach Orlando. Die Studios waren gewaltig. Zwei Jahre habe ich dort gearbeitet, während Gregory studiert hat.

Was war genau Ihre Aufgabe?

Ich habe Figuren für «Animal Kingdom» kreiert, den grössten Disney-Freizeitpark.

«Auch bei Disney wird nur mit Wasser gekocht.»

Zweimal pro Tag gab es dort einen grossen Umzug dieser Figuren, den habe ich neu konzipiert.

Es soll zu einer legendären Präsentation vor dem Disney-Chef gekommen sein.

Das war ein richtiges Affentheater. Drei Tage haben wir für unsere Präsentation geprobt, eine Riesensache. Für das Team stand wahnsinnig viel auf dem Spiel. Ich war gelassener, ich hätte gut damit leben können, mit einer tollen Erfahrung wieder zurück nach Hause zu fahren. Der Parkverantwortliche begann dann zu präsentieren, nervös wie ein Spastiker, es war furchtbar. Mitten in der Präsentation meldete ich mich dann zu Wort, was gänzlich gegen die Sitten versties. Ich übernahm spontan die Präsentation, schon nach fünf Minuten sagte Michael Eisner. «That's fantastic, very European. We take it.» Ich sagte: «Nein, erst zeige ich Ihnen alles.» Ich kam richtig in Fahrt.

Sie konnten den Auftrag umsetzen.

Wenn Michael sagt: «Das nehmen wir», dann kann man verlangen, was man will.

Die hätten mir den Kaffee in einem goldenen Becher serviert, wenn ich das verlangt hätte.

Was waren Ihre wichtigsten Erkenntnisse bei Disney?

Auch dort wird nur mit Wasser gekocht. Die besten Leute waren nicht die Amerikaner, sondern jene, die sie aus aller Welt hergeholt haben. Für mich persönlich war die Zeit in Orlando eine grosse Bestätigung.

Empfinden Sie sich als Glückskind? Oder leiden Sie unter dem Stress, immer der Beste sein zu wollen?

Ich will mir selber immer wieder beweisen, dass ich etwas kann. Deshalb ging ich ja auch vom Zirkus weg. Dafür nahm ich gerne in Kauf, einige Jahre auf dem Existenzminimum zu leben. Der Wille, etwas zu erreichen, ist ebenso wichtig wie Glück.

In Ihrem neuen Buch veröffentlichen Sie auch unbequeme Tatsachen: zum Beispiel einen Brief Ihres früheren Bühnenpartners Gaston, der Ihnen Vorwürfe macht und Sie kritisiert, oder eine Erklärung des früheren Direktors des Zürcher Kunsthauses, Felix Baumann, weshalb Ihre Bilder keine hochstehende Kunst seien. Was ist die Absicht dahinter?

Vor dreissig Jahren hätte ich so etwas noch nicht veröffentlicht. Heute weiss ich genau, was ich kann und was ich nicht kann. Ich bin nicht perfekt. Das Buch sollte authentisch sein.

Aus der Kunstszene mussten Sie besonders viel Verachtung und Häme hinnehmen.

Nehmen Sie beim Wort «Verachtung» das «Ver-» weg. Ich habe Achtung, einfach noch mit einem «Ver-» davor. Die Kunstszene kommt an mir nicht vorbei in der Schweiz. Es ist ja auch unterhaltsam, wenn jemand im Feuilleton über mich herzieht, das ist schon in Ordnung.

Die «Ver-»Achtung ist durchaus gegenseitig. Im Buch machen Sie sich genussvoll über die moderne Kunst lustig.

Ich verachte die moderne Kunst nicht, ich belächle sie. Wobei ich für die Künstler

durchaus Respekt habe: Wer es wie Fontana schafft, ein paar Schlitze in eine Leinwand zu schneiden und dann jemanden zu finden, der 1,6 Millionen Franken dafür bezahlt, so ist das doch genial. Der Tubel ist der Käufer. Man kann die Mechanismen der Kunstszene fragwürdig finden, aber insgeheim möchte man von diesen Snobs anerkannt werden. Das ist doch auch bei Ihnen so.

Nicht mehr. Jetzt stehe ich darüber. Jean Tinguely hatte mir schon gesagt, ich müsse mich nicht um die angeblichen Experten kümmern, die brauchte ich nicht. Das Volk, die Leute, denen meine Kunst gefällt, seien entscheidend. Er hatte recht.

Ihre Bilder zeigen Tiere, Zirkusszenen, aber auch eine geradezu obsessive Beschäftigung mit nackten Frauen. Was hat es damit auf sich?

Die Frau ist für sehr vieles in unserem Leben die Triebfeder. Hier liegt auch der Grund für die Strebsamkeit von so vielen kleinen Männern, die von ihrem Aussehen her nicht ge-

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Radio- und TV-Gesetz**
KGV-Spitzen vereint gegen neue Mediensteuer
- **SwissSkills**
Die nationale Berufsschau ist in vollem Gang
- **Baugewerbe**
Berner Kampf um Image und Nachwuchs



www.gewerbezeitung.ch



Im Zirkuswagen: Fredy junior, Pierette, Erica, Rolf und Fredy Knie, 1969.



Mit Michael Jackson: Gregory, Rolf und Erica Knie, Oona Chaplin, 1988.

rade bevorzugt sind. Sie wissen: «Erfolg macht sexy.»

Mit Ihrem Namen und Ihrem Aussehen hätten Sie vermutlich nicht malen müssen, um die Frauen zu beeindrucken.

Das wollte ich auch nicht. Das Malen war für mich der Ort des Rückzugs..

Was hält eigentlich Mann und Frau zusammen? Nur der Sex?

Mein Vater sagte immer, man solle bei einer Frau nicht einfach das Körperliche, das Sexuelle betonen, man lebe schliesslich sehr lange zusammen und irgendwann würden andere Interessen wichtiger. Ich bin nicht sicher, ob er recht hatte. Sex ist nicht alles, aber man kann sehr viele Probleme über den Sex lösen. Bonobo-Affen haben im Durchschnitt 24-mal Sex pro Tag, kreuz und quer, die haben keine Konflikte. Das ist vielleicht unser nächster Verwandter. Wenn man zu Hause schon drei Tage lang einen Taubstummenumzug hat, dann löst Sex den Knopf. Durch unsere intellektuelle Sicht auf die Welt wird diese Tatsache oft unterschätzt. Sex ist ein unglaublich mächtiges Kommunikationsinstrument. Wenn die Stimmung schlecht ist, muss man als Mann halt einfach mal die eigene Frau packen.

Sie haben bedeutende Persönlichkeiten kennengelernt. Insbesondere Charlie Chaplin stand Ihnen sehr nahe.

1952, während der McCarthy-Ära, wurde er aus den USA ausgewiesen. Sechs Monate war er dann in London, bevor er in die Schweiz kam und schliesslich in Vevey ein Anwesen kaufte. Jedes Jahr kam er dann in den Circus Knie. Wir besuchten ihn immer zu Hause, er war für mich so etwas wie ein Onkel. Chaplin hatte drei grosse Lieben: das Boxen, den Zirkus und die Frauen. Einmal hat uns Chaplin nach der Vorstellung zu sich nach Hause eingeladen, um in seinem Privatkino einen noch unveröffentlichten Film zu schauen: Es war «Rocky I» von Sylvester Stallone.

Was für ein Mensch war Chaplin?

Er war sehr streng. Seinen Kindern musste ich oft aus der Patsche helfen. Wenn sie wegwollten, was ihnen nicht erlaubt war, baten sie mich, ihren Vater anzurufen und ihm vorzulügen, sie seien bei uns im Zirkus. So streng er auch war, er hatte ein wunderbares Verhältnis zu seiner Frau Oona, mit ihr war er sehr sanft. Die schönsten Paarbeziehungen, die ich kenne oder gekannt habe: jene zwischen meinem Vater und meiner Stiefmutter, zwischen Emil Steinberger und Niccel sowie zwischen Charlie Chaplin und Oona. Bei allen besteht oder bestand ein Altersunterschied von dreissig Jahren.

Chaplin war noch strenger als Ihr Vater.

Ja. Drei seiner Kinder sind ja auch über Nacht von zu Hause abgehauen, eine seiner Töchter mit einem Zirkusartisten.

Mehrmals haben Sie auch Michael Jackson getroffen.

Er war eine sehr fragile Person, sehr sensibel. Wie ihn die Medien als Sonderling dargestellt haben, darunter hat er sehr gelitten.

«Die Frau ist für sehr vieles in unserem Leben die Triebfeder.»

Bevor er für ein Konzert nach Australien flog, sagte er mir verzweifelt, die Medien dort würden schon jetzt vom «umgebauten Monster» schreiben. Er wisse nicht, was er mit diesen Leuten reden solle. Er stand vor mir, und ich habe kein Monster gesehen, sondern einen liebenswürdigen Menschen.

Wie oft haben Sie ihn gesehen?

Vier oder fünf Mal. Kennengelernt habe ich ihn 1988 durch Geraldine Chaplin, die mich bat, Michael Jackson das Haus ihres Vaters zu zeigen, das sei sein Wunsch. Als Jackson in Basel war, rief ich seinen engsten Betreuer, Bill Bray, an. Eine halbe Stunde später klingelte mein Telefon, Michael Jackson persönlich war am Apparat. Und so arrangierte

ich den Besuch in Vevey. Um drei Uhr hatten wir vor Chaplins Haus abgemacht, um halb vier war er noch immer nicht da. Oona sagte schon: «Den lasse ich nicht mehr rein. Das ist unanständig.» Es stellte sich heraus, dass Bray und Jackson sich verirrt hatten, ein Butler holte die beiden dann an einer Tankstelle ab. Ganz schüchtern kam Jackson in das Haus, entschuldigte sich hundert Mal. Später, nach dem Konzert in Lausanne, konnte ich zum ersten Mal sehen, was dieser arme Mensch alles durchmachte. Hinter dem Stadion hatte es genauso viele Leute wie drinnen, die stürzten sich wie ein Bienen-schwarm auf ihn. Oona und ich fuhren mit meinem alten Rolls-Royce hinter ihm her, die Leute stiegen auf die Kühlerhaube, waren nicht mehr zu bremsen. Da erstaunte es mich nicht mehr, dass man einen Laden schliessen musste, wenn er einkaufen ging.

Bemerkenswert: Sie hatten beide einen Affen als Haustier.

Wir haben lange über unsere Affen gesprochen. So skurril, wie die Leute das darstellen, war ein solcher Affe nun auch wieder nicht. Ich nahm meinen ab und zu mit ins Zürcher «Mascotte». Wenn am übernächsten Tisch eine hübsche Frau sass, sagte ich jeweils: «Tata, geh mal zu ihr und trink ihren Orangensaft aus.» So kam ich an ihre Adresse ran. So etwas könnte man heute natürlich nicht mehr machen.

Sprechen wir über Ihr Verhältnis zur Schweiz. Was bedeutet das Land für Sie, wohin entwickelt es sich?

Erst einmal finde ich es grossartig, dass wir einen Christoph Blocher haben. Sein Einsatz ist Gold wert. Wenn man sich so oft in Europa aufhält wie ich, wird man immer stolzer auf die Schweiz, die wir unbedingt als Schweiz erhalten müssen. Alle beneiden uns, dass wir nicht in der EU sind und dass wir die direkte Demokratie haben. In Spanien konnten sich die Leute nicht vorstellen, dass die Schweiz freiwillig in einer Volksabstimmung auf eine zusätzliche Ferien-



«Wir machen Spass»: Theaterauftritt mit Gaston Häni (r.), 1984.



Ohne grosses «K» auf dem Rücken: mit Gattin Belinha auf Mallorca, 2013.

woche verzichtet. Da bewundern uns alle. Wenn Politiker sagen, das Volk sei überfordert, ist das kompletter Blödsinn. Weshalb geht es uns so gut? Weil wir nicht übers Ziel hinausschiessen. Mein Dank an mein Land ist, dass ich meine AHV, die ich seit einem halben Jahr beziehe, einer Person gebe, die es nötiger hat als ich.

Sind Sie zuversichtlich für die Schweiz?

Sehr, ja. Das Hirn ist im Volk. Wir sind zum Glück nicht von den Politikern abhängig.

Was kann die Schweiz vom Circus Knie lernen?

Dass man miteinander und nicht immer gegeneinander arbeitet.

Ist es gut oder schlecht, dass die Schweiz Mühe hat mit dominierenden Figuren wie dem von Ihnen erwähnten Christoph Blocher?

Sie spielen auf Machtmissbrauch an, schlechte historische Erfahrungen. Natürlich ist es gut, dass wir eine gewisse republikanische Skepsis haben. Auf der anderen Seite sind Neid und Missgunst keine Schweizer Spezialität. Gegenkräfte bilden sich immer bei dominanten Figuren. Bei Michael Jackson war das so, bei Charlie Chaplin, überall in der Politik. Die einen finden dann, man müsse den anderen runterholen vom Podest. Ich weiss nicht, ob ich das immer gut finden soll. Die beste Regierungsform ist doch die Monarchie. Wenn der König gut ist, dann ist er ein Patron, der etwas bewegen kann, mit allen Risiken. (Lacht)

Kommen wir zurück zum Circus Knie. Was sind die Herausforderungen?

Dass es immer mehr Normen und Bestimmungen gibt, oft von der EU übernommen, die das Geschäft verteuern. Wir verlangen keine Subventionen, aber ein Entgegenkommen der Behörden. Für vier Wochen auf dem Sechseläutenplatz bezahlen wir 600 000 Franken. Wir werden geschröpft, während andere kulturelle Institutionen üppig subventioniert werden.

Jetzt kommt die siebte Generation ans Ruder. Wie kann man in der Familie den Biss aufrechterhalten?

Die Generation meines Vaters hatte es noch ziemlich einfach. Der Zirkus war einzigartig – wenn er ins Dorf oder in die Stadt kam, war das ein Ereignis. Meine Generation konnte lange davon profitieren. Das läuft aber langsam aus. Die heutige Zuschauer- generation hat nicht mehr die Jugenderinnerungen wie die vorangegangene. Das Un-

«Erst einmal finde ich es grossartig, dass wir einen Christoph Blocher haben.»

terhaltungsdenken hat sich völlig verändert. Die siebte Generation ist stark gefordert, muss sich bewegen. Sie muss den Zirkus wieder zum Ereignis machen.

Wie ist das möglich?

Jährlich vierzig Städte zu besuchen, ist bald nicht mehr zu bewältigen, die Transportkosten sind zu hoch. Schon jetzt rentieren einige Orte nicht mehr, da sind wir nur noch aus Goodwill.

Und inhaltlich?

Man muss das Programm sanft erneuern. Bei Salto Natale mache ich ein modernes Programm, das wäre für den Circus Knie aber nicht das Richtige, dort wollen die Leute traditionellen Zirkus sehen. Das Programm aber etwas entstauben, das Ambiente im Eingangsbereich schöner gestalten, das ist sicher nötig.

Manchmal hat man im Circus Knie das Gefühl, der Esprit sei etwas verlorengegangen. Allein das Sätzchen, das bei der Verabschiedung gesagt wird, ist seit Jahren immer exakt dasselbe, freudlos heruntergeleiert.

Sogar mein Vater hat dieses Sätzchen schon genau so gesagt. Als ich noch im Zirkus war, habe ich die Absagen origineller gestaltet. Das muss einem aber gegeben sein, das können nicht alle. Und wie schon erwähnt: Es

ist nicht einfach, im Circus Knie etwas zu ändern.

Braucht der Zirkus einen charismatischen Direktor?

Der Cirque du Soleil beweist, dass dies nicht nötig ist. In der Schweiz mit ihren Familienunternehmen schätzt es aber das Publikum, wenn der Direktor am Schluss noch in die Manege kommt. Wie in einem Restaurant, wo man den Wirt sehen möchte. Im Salto Natale haben Gregory und ich einmal darauf verzichtet, uns beim Publikum persönlich zu verabschieden, das wurde uns dann angekreidet. Sie wären ein guter Repräsentant im Circus Knie. Wird Ihre Rückkehr von der Familie verhindert?

Ich möchte gar nicht zurück.

Hat Ihre Familie Mühe mit Ihrem Erfolg?

Franco überhaupt nicht, mit ihm komme ich ganz gut aus. Bei meinem Bruder Fredy ist das schwieriger, unsere Beziehung ist geprägt von gegenseitigem Respekt, der verhindert, dass wir uns allzu nahe kommen. Ich begreife das auch. Fredy ist eher introvertiert, ich extrovertiert, wir geben daher nach aussen ein unterschiedliches Persönlichkeitsbild ab.

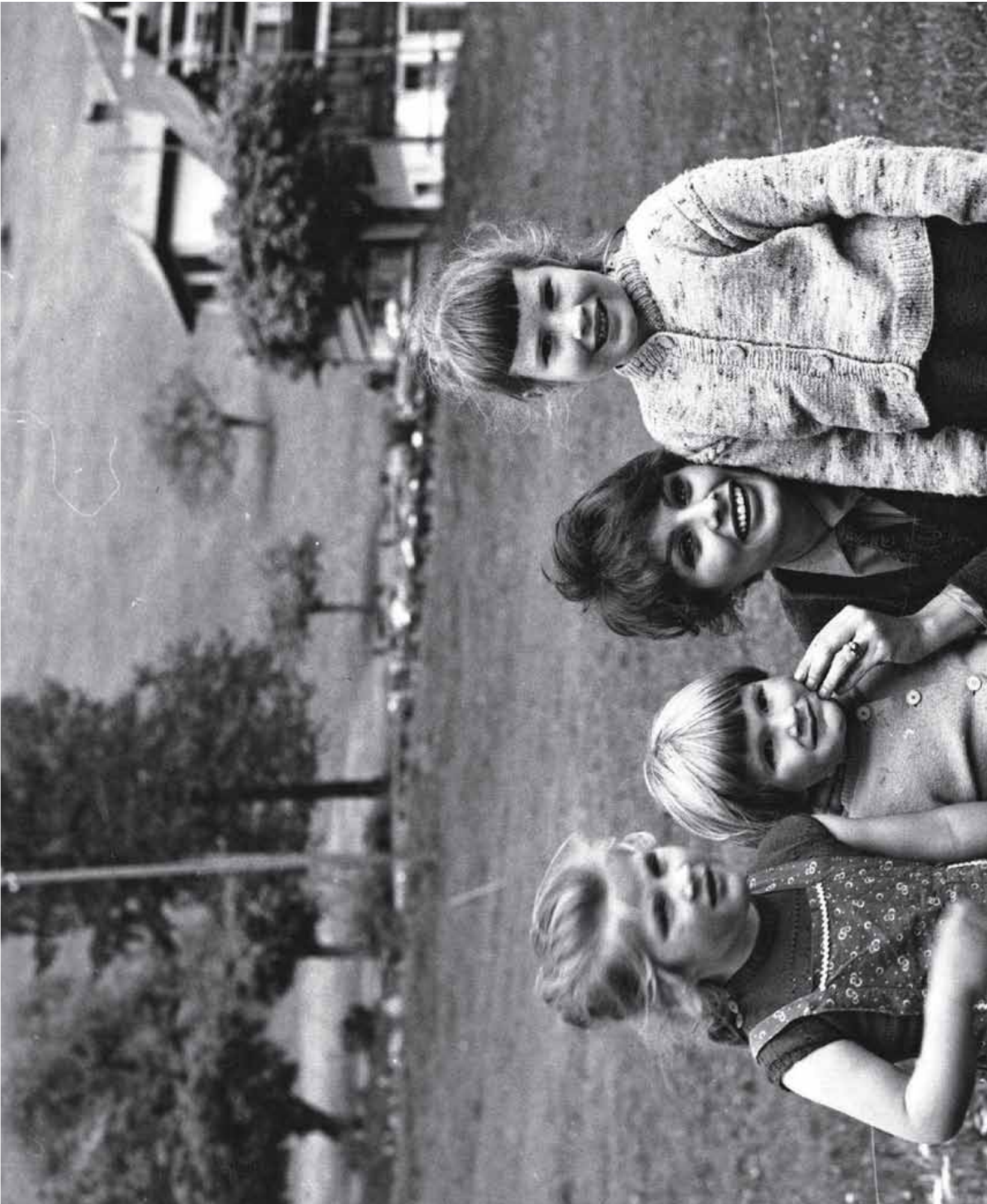
An den unterschiedlichen Persönlichkeiten scheitert auch, dass der Circus Knie und Ihr Unternehmen, Salto Natale, fusionieren? Sie schreiben im Buch, dass dies eigentlich sinnvoll wäre.

Ja. Irgendwann kommt aber die nächste Generation, die sieht das dann vielleicht anders. Oder der wirtschaftliche Druck zwingt sie, über den eigenen Schatten zu springen.

Rolf Knie. Ungeschminkt: Buch von Thomas Renggli. 408 S., Fr. 69.90. Ab 19. September erhältlich auf www.rolfknieshop.ch

Retrospektive: 20. September bis 19. Oktober, Air Force Center, Dübendorf.

Ohlala: Erotische Zirkus-Show von Rolf und Gregory Knie. Ab 22. September in Dübendorf. www.circusohlala.ch



Die Exotin und die Eingeborenen: Sophia Loren auf dem Bürgenstock.



Denkmal, gepflegt

Von Daniele Muscionico

Was hat Sophia Loren mit dem Bürgenstock zu tun? Denn ja, dieses Bild entstand auf dem Bürgenstock. Und ja, das ist Sophia Loren oder war Sophia Loren, bevor sie sich entschied, für immer jung zu bleiben. Dennoch wird sie diesen Samstag achtzig Jahre alt, es lässt sich nicht ändern. Operativ lässt sich der Zahn der Zeit zwar ziehen, doch auch zahnlos gehen die Jahre ins Land.

Hier, auf diesem Bild, feiert man noch die Jugend, die Unschuld, man schreibt ein unbekanntes Jahr in den Schweizer Bergen, es werden die späten Fünfziger gewesen sein: Drei Wollstrumpf-Mädchen wissen nicht, was ihnen geschieht. Doch sie werden sich zeitlebens an den Moment erinnern, als sich eine Dame mit spitzen Knien für einen Fotografen zu ihnen herunterbeugte. Eine Filmgöttin der Herzen im Herzen der Schweiz, mythenumwobene Diva im mythenumwobenen Urlaubsparadies.

Die Loren auf dem Bürgenstock. Der Erhabenheit des Ortes verfielen alle, Richard Wagner, Rachmaninow, Nehru oder der alte Aga Khan. Nach dem Zweiten Weltkrieg und dank dem Alpenkönig Friedrich Frey-Fürst kamen die neuen Idole dazu, Audrey Hepburn und Mel Ferrer, und im Nachbarchalet die Loren. Sie kam, um sich hier auszuschlafen, begleitet vom Filmproduzenten Carlo Ponti, ihrem Förderer und ihrer Liebe. Ponti wählte den Bürgenstock als sein Exil, Italien hatte ihn der Bigamie beschuldigt, seine Heimat anerkannte die neue Verbindung mit der ehemaligen Miss Rom vor dem Gesetz nicht.

Sophia, nach eigener Aussage ein Produkt italienischer Pasta und Selbstdisziplin («Alles, was Sie hier sehen, verdanke ich Spaghetti», lässt sie sich punkto Schönheit zitieren), zählt zu den vielen Liebhaberinnen der Schweiz. Sie lebt heute in einer Villa am Genfersee, zudem hält sie einen Alpensitz, beides nette Abwechslungen zu der kalifornischen Ranch, dem römischen Palazzo und ihrem Appartement im New Yorker Trump Tower.

Der Bürgenstock, die Loren, zwei alterslose Denkmäler, untrennbar mit der Schweiz verbunden. Natürlich ist die Vergangenheit immer besser, als es die Zukunft je sein kann. Doch Dankbarkeit ist keine schlechte Haltung. Dankbarkeit dafür, dass dieses Land zwar weniger ewigjunge Filmdiven zur Welt bringt als Italien, doch dafür mit einer sexy Natur punktet und mit hypnotischen Steuergesetzen. *Auguri, Signora Loren.*

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 2 (4) **Bernhard Schlink:** Die Frau auf der Treppe (*Diogenes*)
- 3 (2) **Guillaume Musso:** Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 4 (3) **Charles Lewinsky:** Kastelau (*Nagel & Kimche*)
- 5 (–) **Petra Ivanov:** Hafturlaub (*Appenzeller*)
- 6 (5) **Karin Slaughter:** Bittere Wunden (*Blanvalet*)
- 7 (7) **Daniel Glattauer:** Geschenk (*Zsolnay*)
- 8 (–) **Stephen King:** Mr. Mercedes (*Heyne*)
- 9 (–) **Fredrik Backman:** Ein Mann namens Ove (*Fischer Krüger*)
- 10 (6) **Wolf Haas:** Brennerova (*Hoffmann und Campe*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (–) **Guinness World Records 2015** (*Hoffmann und Campe*)
- 3 (2) **Brigitte Trümpy-Birkeland:** Sternenkind (*Wörterseh*)
- 4 (3) **Colleen Dorsey:** Rubberband-Schmuck (*Scorpio*)
- 5 (5) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 6 (4) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 7 (–) **Peter Scholl-Latour:** Der Fluch der bösen Tat (*Propyläen*)
- 8 (–) **Charlotte Link:** Sechs Jahre (*Blanvalet*)
- 9 (9) **Hans Küng:** Glücklich sterben (*Piper*)
- 10 (6) **Carla Bardi, Rachel Lane:** Die runden Bücher: Kuchen und Tartes (*Moewig*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Plagiat

Zu einer ernstzunehmenden Buchlancierung gehört ein Plagiatsvorwurf. Der neueste, aufgeworfen vom Nachrichtenmagazin *Spiegel*, betrifft Robert Seethalers Roman «Ein ganzes Leben». Allerdings ist der Journalist wenig überzeugt von der Sache, am Schluss negiert er gar den eigenen Verdacht. «Kurios ist der Fall trotzdem», rechtfertigt er sich. Seethaler kann das egal sein. Erstens gibt es gemäss Filmemacher Pedro Almodóvar ohnehin nur zwei Sorten von künstlerischen Erzeugnissen: Autobiografie und Plagiat. Zweitens ist Seethalers Buch über einen introvertierten Bergler, der von der Weltgeschichte und dem technischen Fortschritt durchs Leben gerissen wird, so berührend, dass man es als Leser hinnehmen würde, wenn er sich dafür anderswo hätte inspirieren lassen. (rb)

Robert Seethaler: Ein ganzes Leben. Hanser. 154 S., Fr. 26.90

Krimi

Die Angst reist mit

Erstaunliches aus Skandinavien: «Der Schwimmer» von Joakim Zander verzichtet auf Gewaltexzesse. Dafür ist er umso spannender. *Von Wolfram Knorr*



Albtraumhaftes Ambiente: Autor Zander.

Mit der sukzessiv steigenden Zahl skandinavischer Krimi-Autoren dreht sich auch die Gewaltspirale in den Plots. Die Malträtiierungen, die Lisbeth Salander, Punk-Heldin aus Stieg Larssons «Millennium»-Trilogie, über sich ergehen lassen musste, wirken angesichts jüngster Bestialitäten wie Schulhofscherze. Den jüngsten Verrohungshöhepunkt bietet das Schweden-Gespann Jerker Eriksson und Håkan Axlander Sundquist mit «Das Krähenmädchen». Da türmen sich die Zerstückelungen. Angesichts dieses Grausamkeitswettbewerbs verblüfft das Roman-Debüt «Der Schwimmer» von Joakim Zander: Es kommt, man mag's nicht glauben, ohne physische Abscheulichkeiten aus, und serviert im Eilzugstempo ausschliesslich Spannung. Noch abwegiger: Man fühlt sich dabei an alte Meister wie John Buchan («Die neun- unddreissig Stufen») erinnert oder auch an Robert Ludlum («Die Bourne-Verschworung»).

Spiel mit der Ahnungslosigkeit

Im Mittelpunkt stehen die junge schwedische EU-Referentin Klara Walldéen und der EU-Lobbyist George Löow, die sich nur flüchtig kennen. Während Klara observiert und verfolgt wird, ohne zu wissen, warum, wird George erpresst, an der Verfolgung aktiv mitzuwirken. Auch er kann sich keinen Reim auf seine Rolle machen. Ein Ich-Erzähler öffnet

eine dritte Perspektive auf das mysteriöse Geschehen. Schritt für Schritt kristallisiert sich heraus, dass er als CIA-Agent im Irak und in Afghanistan aktiv war und bei einem Bombenanschlag seine Frau verlor; nur ihre gemeinsame kleine Tochter konnte er retten und zu den Grosseltern nach Schweden bringen. Wer aber ist der Drahtzieher der Hatz? Die ominöse Firma, die George erpresst und Klara jagt? Oder gibt es noch andere, die Enthüllungen vermeiden wollen?

Zanders Erzählung ist kunstvoll gesponnen, und vielleicht ein wenig zu kunstvoll. So werden noch andere Figuren wie ein Ex-Freund Klaras und ein französischer Geliebter hineingewoben, die zum verzwickten Verlauf der Story wenig beitragen. Der Spannung tut das keinen Abbruch. Die totale Ahnungslosigkeit des Personals (und des Lesers), mit der Zander spielt, schafft ein albtraumhaftes Ambiente, einen Druck, dem man sich kaum entziehen kann und der bis zum Finale aufrechterhalten wird. Da ist Zander jenen Autoren nahe, die gerne unbescholtene Bürger ins politische Inferno schicken und zum Spielball übler Intrigen werden liessen, wie Eric Ambler («Die Angst reist mit»). Alfred Hitchcock («North by Northwest») liebte das Motiv besonders. Über weite Strecken gelingt das auch Zander recht routiniert.

Nur schwächt das allzu kunstvolle Geflecht – die alten Meister wussten das – die Identifikation. Denn gerade im reinen Suspense-Genre ist die emotionale Einbindung über eine Figur das A und O, um den Leser nicht vom Haken zu lassen. Wenn ein Freund von Klaras Ex-Freund Mahmoud verfolgt wird, dann danach auch noch Mahmoud und Klaras Geliebter nebulös mitwurschteln, hemmt das die Identifikation mit Klara. Da wird zu viel hineingeheimnist. Trotzdem ist Zander ein rasanter Verfolgungsroman gelungen – für ein Erstlingswerk sowie so –, und eine Aufforderung für den Film ist das Debüt auch. Aber das Verblüffendste bleibt, dass Roman-Einsteiger Zander, der für die europäischen Kommissionen in Brüssel tätig war und Erfahrungen sammeln konnte, auf die branchenübliche Gewaltspirale verzichtet. Das kann nicht genügend gelobt werden.



Joakim Zander: Der Schwimmer. Rowohlt. 431 S., Fr. 29.90

Sitzendes Monument

Peach Weber hat sich 20 000 Karteikarten mit Gag-Ideen angelegt. Als Lebensversicherung. Er wird sie nie brauchen. Von Rico Bandle

Wir nehmen Platz in einem Zürcher Strassenkaffee direkt gegenüber dem Theater am Hechtplatz. Dort spielen üblicherweise jene Kabarettisten, die auch vom Feuilleton geschätzt werden. Peach Weber gehört nicht zu ihnen. Er tritt an diesem Abend im Restaurant «Weisser Wind» auf, einer alten, urchigen Bierkneipe im Zürcher Niederdorf mit einem heruntergekommenen Festsaal. «Dort passe ich besser hin», sagt er.

Seit 38 Jahren ist Weber als Komiker unterwegs, für ganze Generationen ist er ein Held der Kindheit, dessen Kassetten mit Hits wie «Borkenkäfer», «Überall hets Pilzli dra» oder «Guguseli» man rauf und runter hörte. Dass er nie einen Kabarettpreis gewinnt oder dass ihn Kritiker als Schenkelklopf-Humoristen abtun, stört ihn längst nicht mehr. Im Gegenteil, er zelebriert seinen Status, zieht genüsslich über die sogenannte Hochkultur her («Oper wird überschätzt») oder schmunzelt über griesgrämige Journalisten, die schreiben, er sei überhaupt nicht lustig, nachdem sie in einer Vorstellung sassen, in der sich 500 Leute kaum mehr halten konnten vor Lachen.

Weshalb Tiere aus Fleisch sind

Aktuell zieht er mit seinem vierzehnten Programm, «Gäxbomb», durchs Land; oft sind die Vorstellungen ausverkauft, so auch an diesem Abend in Zürich. Jung und Alt sind gleichermaßen vertreten; würde sich Weber mit seiner Dächlikappe und dem bunten Hawaiihemd unter die Zuschauer mischen, er würde nicht auffallen.

Weber betritt unter dem Jubel des Publikums die Bühne, setzt sich hinter zwei Notenständer, wo er seine Gedichte und Liedtexte abgelegt hat. Er habe versucht, ein schlechtes Programm zu machen, sagt er, leider sei ihm das missraten. Weber bleibt immer sitzen, einen roten Faden gibt es nicht, er erzählt in flottem Tempo seine «Gäx» und singt Lieder.

Es ist ein minimalistischer Auftritt, fast ohne Requisiten – und doch hält der Komiker die Zuschauer problemlos volle zwei Stunden bei der Stange. Webers Komik hat sich in den Jahren nicht verändert: Sie ist direkt, ungekünstelt, geht zuweilen auch unter die Gürtellinie, allerdings ohne anzüglich zu sein. Er fragt: «Wenn man Tiere nicht essen soll, weshalb sind sie dann aus Fleisch?», singt anstatt «O mein Papa» «O mein Gaggaa» oder erzählt, dass man in seinem Alter beim Sex manchmal nicht mehr wisse, ob das nun eine Erektion sei oder bereits Totenstarre.



«Oper wird überschätzt»: Komiker Weber.

Im Saal herrscht Festzeltatmosphäre, es wird viel und laut gelacht, eine nicht mehr ganz zurechnungsfähige Frau ruft ständig dazwischen. Weber reagiert sofort: «Nächstes Mal bezahle ich dir ein Kineticket», sagt er, das Publikum johlt. Die Frau ist nicht aufzuhalten, kreischt immer wieder durch den Saal. Er sei sich ja einiges gewohnt, aber so etwas habe er in den letzten 38 Jahren noch nie erlebt, sagt Weber nach der Vorstellung.

Bis 2027 möchte Weber weitermachen, bis zum Tag nach seinem 75. Geburtstag. Dann geht sein Hallenstadion-Auftritt über die Bühne, für den er schon 7000 Karten verkauft hat und der als längster Vorverkauf Einzug ins Guinness-Buch der Rekorde gefunden hat. Bis dahin dürfen sich seine Anhänger noch auf einige Programme freuen.

Um auch für eine allfällige Ideenknappheit gewappnet zu sein, notiert Weber jeden Einfall, der ihm für ein zukünftiges Bühnenprogramm nützlich sein könnte, auf einen Zettel. 20 000 Karteikarten mit Gags hat er mittlerweile angelegt – sie sind seine Lebensversicherung. Bisher musste er noch nie darauf zurückgreifen. Wenn man so mit ihm redet, wird rasch klar: Er wird es wohl auch nie tun müssen.

Peach Weber: Gäxbomb.
Tourneepplan: www.peachweber.ch

Umwege zum Einfachen

Von Peter Rüedi

Christian Muthspiel, geboren 1962, ist als Posaunist, Pianist, Komponist und Dirigent in vielen Gegenden zu Hause und einer jener Grenzgänger, denen im sogenannten klassischen Fach nicht nur der Applaus der Jazzkenner und als Improvisator nicht allein derjenige aus der notierten Musik sicher ist. Hüben wie drüben geniesst er die Wertschätzung der jeweils Sachkundigen. Er hat die Bildung eines Enzyklopädisten, eine, die über die Musik hinausreicht in die Literatur und Malerei. Wenn er also sein jüngstes Album, ein Duo mit dem E-Bassisten Steve Swallow, «Simple Songs» nennt, so verbietet sich der Kurzschluss, dies sei ein «naives» Unternehmen. Eher ist die Einfachheit das Ergebnis langen Nachdenkens, der Endpunkt eines Gangs um die Welt herum.

Christoph Ransmayr hat dazu schöne *liner notes* voll von Kindheitserinnerungen geschrieben, die er «Albumblatt» nennt. Sie enden mit dem Satz: «Denn wer das Einfache als das zu begreifen, ja hörbar zu machen versucht, was es ist, ein Grundstein nämlich unserer Welt und Wirklichkeit, muss ein Virtuose sein, wenn er einen dieser Steine zum Klingen bringt.» Ein Virtuose? Eher ein Magier, wie ihn die berühmten orphischen Eichendorff-Zeilen beschwören: «Schläft ein Lied in allen Dingen, / Die da träumen fort und fort, / Und die Welt hebt an zu singen, / Triffst du nur das Zauberwort.»

Klingt zugegeben tiefsinniger als Muthspiel/Swallows Zwiegespräche, in denen dann doch wohlthuend einiger Witz, ja Ironie funkelt, sozusagen als Pathosbremse. Die Travestie auf Schuberts triumphales «Mein!» aus der «Schönen Müllerin» (sie heisst bei Muthspiel «Mein! Yours?») ist dafür nur das sprechendste Beispiel. Der Posaunist ist abwechselnd am Piano, E- oder Toy-Piano zu hören und auf verschiedenen Flöten; am zauberlichsten (im eichendorffschen Sinn) klingt er aber auf seinem angestammten Horn, mit viel Luft und auch in den schwarz vertieften Kontrabasslagen glühender Poesie. Und Steve Swallow? «The king can do no wrong.» Bei kaum einem Bassisten atmet der elektrische Bass so organisch. Wie von der Natur selbst erfunden.



Christian Muthspiel & Steve Swallow: Simple Songs
In+Out Records
IOR CD 77120-2

Die Welt durch die Lupe

Lydia Davis hat die Spitzfindigkeit zur Kunstform erhoben. Eine Begegnung mit der amerikanischen Autorin, deren Geschichten nun endlich auch Nichteingeweihte entdecken. *Von Sacha Verna*

Fische sind ein moralisches Problem», sagt Lydia Davis. Sie sitzt auf den Stufen der presbyterianischen Kirche an der Hauptstrasse von Hudson, einem manikürten Städtchen zweieinhalb Zugstunden nördlich von New York City. Über Fische hat die 67-Jährige viel nachgedacht. Über ihre Glubschaugen und das Auf und Zu ihres Mundes. Darüber, dass manche Leute kein Fleisch essen, aber Fisch mit dem Argument, Fische würden keinen Schmerz spüren: «Das ist natürlich Unsinn.» Und darüber, dass, wer wie sie selber Fisch isst, dies eigentlich nur noch mit Hilfe eines Führers tun kann, der über die Arten informiert, die nicht durch Überfischung gefährdet sind.

Wie häufig Fische in ihren Geschichten auftauchen, ist der Schriftstellerin allerdings erst vor kurzem aufgefallen. Ihr neues Buch enthält zum Beispiel die folgende Kurzerzählung mit dem Titel «Alte Frau, alter Fisch»: «Der Fisch, der mir den ganzen Nachmittag im Magen gelegen hat, war, als ich ihn zubereitete, so alt, dass es mich nicht zu wundern braucht, dass mir unwohl ist – eine alte Frau, die einen alten Fisch verdaut.»

«Meist geschätzte Unbekannte»

«Kanns nicht und wills nicht» ist Lydia Davis' siebter Band mit Erzählungen, er wurde 2013 mit dem internationalen Man-Booker-Preis ausgezeichnet. 2009 erschienen in den USA «The Collected Stories of Lydia Davis». Diese «Gesammelten Geschichten» weckten das schlafende Publikum. Bis dahin hatte Lydia Davis als «stille Gigantin» gegolten, als «meist geschätzte Unbekannte», von der Bestsellerautoren wie Jonathan Franzen und Dave Eggers schwärmten und die Kritik sowieso. Jetzt kennen die Gigantin auch die Nichteingeweihten. Sie schwärmen von Lydia Davis' Geschichten, die im klassischen Sinn oft gar keine sind. Den meisten von ihnen fehlt eine eigentliche Handlung. Die kürzeste in «Kanns nicht, wills nicht» heisst «Haushaltsführungskontrolle» und ist zwei Zeilen lang: «Unter all diesem Schmutz / ist der Boden wirklich sehr sauber.» Die längste umfasst 34 Seiten. In allen betrachtet die Erzählerin die Welt durch die Lupe.

«Es beginnt mit etwas, was mir auffällt oder einfällt», erklärt Lydia Davis. «Das halte ich in einem Notizbuch fest, das ich stets bei mir trage. Manchmal bleibt es bei der Notiz, manchmal wird irgendwann etwas Grösseres daraus.» Ein Mädchen in einem Bauernkostüm flitzt um die Ecke in Richtung des Friedhofs hinter der Kirche. «Ich habe die Tendenz, mich von mei-

ner Umgebung absorbieren zu lassen, und kann anderen und anderem sehr lange beim Sein zuschauen.» Ein zweites Mädchen kommt aus der Kirche und sprintet dem ersten hinterher. «Meine Geschichten basieren auf einem Gefühl oder einem Eindruck, aber sie beziehen sich immer auf etwas sehr Konkretes in der Welt.» Lydia Davis rückt ihre Sonnenbrille zu-recht und blickt den Mädchen nach.

Dass das Gespräch vor dem örtlichen Gotteshaus, Baujahr 1875, stattfindet, liegt an der Geburtstagsgesellschaft, die eine Unterhaltung in dem italienischen Restaurant, das eigentlich für das Treffen vorgesehen war, massiv erschwerte. Öffentliche Sitzgelegenheiten sind in Hudson rar. Lydia Davis hatte die «Ravioli della

Die Ichs von Lydia Davis beharren unerbittlich auf Kleinigkeiten und haben feste Ansichten.

Casa» bestellt und einen Cappuccino. Sie bestellt immer die «Ravioli della Casa» und einen Cappuccino im «Ca' Mea», wenn sie alle paar Wochen in Hudson ist, um sich, wie später an diesem Tag, die Haare schneiden zu lassen.

Mit ihrem Mann, dem Künstler Andrew Cote, wohnt Lydia Davis in der grünen Einöde des Hudson River Valley in einem ehemaligen Schulhaus ein wenig ausserhalb eines Dorfes mit knapp 600 Einwohnern. Ihren Unterricht an der Universität von Albany hat sie auf ein Minimum reduziert. Von ihrem Küchenfenster aus sieht sie auf weidende Kühe: «Jeder neue Tag, an dem sie aus dem hinteren Teil des Stalls hervorkommen, ist wie der nächste Akt oder der Beginn eines gänzlich neuen Stückes.» So beginnt die Geschichte «Die Kühe». Darauf



folgt ein Krimi für Koma-Patienten, voller Wiederkäuerdramatik und subversiver Bukolik.

Sie spiele in ihren Geschichten die Rolle der Erzählerin, sagt Lydia Davis, sie sei aber nicht mit ihr identisch: «Was ich als Lydia Davis sage oder sehe, entwickelt ein Eigenleben, sobald ich darüber schreibe.» Wie gut es ihr gelingt, sich selber zu vergessen, zeigt ihr Renommee als Übersetzerin. Lydia Davis hat unter anderem Marcel Prousts «In Swanns Welt» und Gustave Flauberts «Madame Bovary» ins Englische übertragen und dafür viel Lob geerntet. «Es bereitet mir grosses Vergnügen, als Proust lange, komplizierte Sätze zu schreiben oder wie Flaubert abgehackter und schärfer.»

Mit dem Übersetzen hat Lydia Davis in den siebziger Jahren angefangen. Damals verbrachte sie mit dem Schriftsteller Paul Auster, ihrem ersten Ehemann und Vater ihres älteren Sohnes, einige Jahre in Frankreich. Die Arbeit an ihren eigenen Texten war eine Qual. Zunächst verfasste sie Gedichte, dann Geschichten, die sie endlos zusammenstrich und wieder ergänzte. Ihr bisher einziger Roman entstand unter ähnlichen Schwierigkeiten. «Das Ende der Geschichte» (1995) wuchs schliesslich aus zwei Geschichten zusammen. In der einen erinnert sich eine Frau an eine Liebesaffäre. In der anderen versucht eine Frau, die sich an eine Liebesaffäre erinnert, darüber zu schreiben. Das sei ziemlich verwirrend geworden, so Lydia Davis: «Ich ärgerte mich über den Verlust eines Notizzettels und schrieb gleich darauf, wie die Figur in meiner Geschichte sich über den Verlust eines Notizzettels ärgert.»

Der literarische Reklamationsbrief

Ob eine Idee zum Dreizeiler gedeiht oder zum Epos, ist für Lydia Davis eine Frage der Angemessenheit. «Die Länge und der Ton ergeben sich aus der Geschichte selbst heraus.» Wie in «Bloomington»: «Nun, da ich mich hier seit kurzem aufhalte, kann ich mit Sicherheit sagen, dass ich noch niemals hier war.» Damit ist in dieser Sache alles gesagt.

Die Ichs von Lydia Davis beharren unerbittlich auf Kleinigkeiten und haben feste Ansichten. Der literarische Reklamationsbrief ist deshalb eine ideale Gattung, die Lydia Davis vielleicht nicht erfunden, ganz bestimmt aber perfektioniert hat. Niemand beklagt sich eloquenter über die unattraktive Abbildung auf einer Packung Tiefkühlerbsen als Lydia Davis' Tiefkühlerbsen-Konsumentin in ihrem Schreiben an den Produzenten. Auf ihre eigene Beschwerde hin hatte man der richtigen Lydia



Gespaltenes Verhältnis zu Fischen: Autorin Davis.

Davis ein paar Gutscheine für eine andere Sorte Tiefkühlerbsen geschickt, was sie ärgerte: «Auf mein Anliegen ist die Firma überhaupt nicht eingegangen. Dabei wird die Abbildung auf der Packung den appetitlichen Erbsen wirklich in keiner Weise gerecht.»

«Ich bin ein Freund von Jesus»

Lydia Davis hat die Obsession zur Kunstform erhoben und die Sublimation des Alltäglichen zur ihrer Spezialität gemacht. Humor und Melancholie prägen ihre Geschichten, ob sie über die Angst vor dem Tod im Flugzeug schreibt oder auf «Die Sprache der Telefongesellschaft»

achtet: «Das Problem, das Sie unlängst gemeldet haben, funktioniert jetzt tadellos.»

Zu Fischen wird Lydia Davis vermutlich weiterhin ein gespaltenes Verhältnis haben. Als kleines Mädchen besuchte sie ein Jahr lang die Klosterschule der Ursulinen in Graz, während ihre Eltern in Wien ihren Forschungen nachgingen. Alle waren nett zu ihr, aber sie hatte Heimweh. Unwahrscheinlich, aber möglich, dass «Hausübung, zweite Schulstufe» auf diese gemischten Gefühle zurückgeht: «Mal diese Fische an. Schneide sie aus. Stanze in jeden Fisch oben ein Loch. Zieh ein Band durch alle Löcher. Binde die Fische zusammen. Nun lies, was auf

den Fischen geschrieben steht: «Jesus ist ein Freund. Jesus versammelt Freunde um sich. Ich bin ein Freund von Jesus.»»

Jesus hätte nur wenige Meter entfernt in der presbyterianischen Kirche von Hudson noch Termine frei. Aber Lydia Davis verzichtet. Sie muss jetzt zum Friseur.



Lydia Davis: Kanns nicht und wills nicht. Stories. Droschl. 300 S. Fr. 34.90

Dank den Jesuiten

Der Jesuitenorden wurde von den Bourbonen, den Schweizern, von Stalin, von Hitler sowie von der eigenen Kirche verboten. Mein Leben haben die Jesuiten enorm geprägt. *Von Heiner Geissler*

Es ist eine weltgeschichtliche Erfahrung, dass Andersdenkende am besten ausgeschaltet werden, wenn man sie der Verschwörung bezichtigt. Die Christen als Brandstifter durch Nero, die Hexen als Konkubinen des Teufels, die Juden als Gottesmörder und Blutsauger durch Reformatoren und Nazis, Oppositionelle und Kritiker als westliche Agenten durch Putin und Erdogan – die Skala der Beispielen ist nach oben offen.

Zu den beliebtesten Verschwörern gehören Freimaurer und Jesuiten, der Orden Letzterer wurde jahrzehntelang polizeilich verboten von Lichtgestalten wie den Bourbonenkönigen, Kaiser Wilhelm, Adolf Hitler und Josef Stalin und den Vätern der Schweizer Verfassung – ins Bockshorn gejagt von den Angstneurosen der eidgenössischen Volksseele – und schliesslich, vor nicht allzu langer Zeit, wurden sie in der eigenen Kirche verfolgt als marxistisch indoktrinierte Befreiungstheologen durch die Päpste Wojtyla und Ratzinger.

Inzwischen ist ein Jesuit Papst geworden. Auch das Produkt einer Verschwörung von anonymen Kardinälen? Oder hat sich vielleicht der Heilige Geist des Kardinalskollegiums bemächtigt, weil der Mehrheit der Anwesenden klar war, dass es mit der Kirche so nicht weitergehen konnte? Es waren ja schliesslich nicht die Jesuiten, welche die Kirche Jesu Christi immer mehr den geistig aufgeschlossenen Menschen entfremdeten. Die römische Kurie und die Päpste der jüngsten Zeit tragen die Verantwortung für die für Lateinamerika folgenschwere Diskriminierung der Theologie der Befreiung, für das Verbot von Kondomen selbst bei der Aids-Bekämpfung, das sture Festhalten am Zölibat, die Aussperrung von Frauen von den Weiheämtern, für die Disziplinierung grosser Theologen wie Hans Küng, Leonardo Boff, Henri de Lubac und Teilhard de Chardin, für die Rehabilitierung der antisemitischen Pius-Brüder.

Schwerste Kirchenstrafen

Der evangelischen Kirche wurde die Eigenschaft als Kirche Christi abgesprochen, das gemeinsame Abendmahl von evangelischen und katholischen Christen verboten. Die Wiederverheiratung Geschiedener und Homosexualität wurden als schwere Sünde bezeichnet. Der Vatikan verhinderte die Seligsprechung der von Rechtsextremisten ermordeten sieben salvadorianischen Jesuiten und des Erzbischofs Romero, hat dafür aber den ultrakonservativen

Gründer des Opus Dei, Josemaría Escrivá, zur Ehre der Altäre erhoben. Lange Zeit wurden die schweren sexuellen Missbrauchsfälle unter das *Secretum Pontificium*, das päpstliche Schweigebot unter Androhung schwerster Kirchenstrafen, gestellt. Das alles waren Entscheidungen, unter denen viele Jesuiten besonders gelitten hatten.

Ich war sieben Jahre bei den Jesuiten als Schüler und Student, bin indes aus dem Orden wieder ausgetreten, weil ich von den drei Gelübden Armut, Keuschheit, Gehorsam zwei nicht halten konnte. Es war nicht die Armut. Verschwörer habe ich bei den Jesuiten nicht getroffen. Ich wurde zur geistigen Unabhängigkeit und Furchtlosigkeit erzogen und lernte, was mir als Minister sehr geholfen hat: mich im Zweifel immer für die Menschen und nicht für den Buchstaben des Gesetzes zu entscheiden.

Raus aus den Palästen, leben wie das Volk

Das Charakteristikum der jesuitischen Ausbildung war und ist neben der Theologie die Wissenschaft. Jeder Jesuit hat ein zusätzliches universitäres Studium. Die gesamte Ausbildung dauert zwölf Jahre. Ich erkannte, dass Wissen Macht ist, Überlegenheit und damit Sicherheit

Nicht die Sexualmoral ist für die Jesuiten das Wichtigste – Hochmut ist für sie die schlimmste Sünde.

verschafft. Ich glaube, dass von daher der Hass der Jesuitengegner rührt, die sich, typisch für Rechtsradikale, nur durch persönliche Angriffe, Verleumdungen und Verschwörungstheorien zu helfen wissen.

Die Ausbildung ist an sich faszinierend genug, aber das eigentlich Charakteristische kann man an dem neuen Papst erkennen. Die Jesuiten verstehen sich als Gefährten von Jesus, so heissen sie: *Societas Jesu* (SJ), das Evangelium ist ihre Mitte, sie wollen sein wie Jesus – *Jesu ita*: gehen und wohnen, so der neue Papst, wie die einfachen Menschen. Raus aus den Palästen, leben wie das Volk, in der Vatikankantine essen, das Hotelzimmer an der Réception selber bezahlen. Für die Jesuiten ist nicht die Sexualmoral das Wichtigste. Der Hochmut ist für sie die schlimmste Sünde des Menschen, das Sakrileg des Lucifer, sagt Ignatius von Loyola.

Millionen Menschen haben die selbstsichere Bescheidenheit des neuen Papstes auf der Loggia des Petersdomes nach der Bekanntgabe des

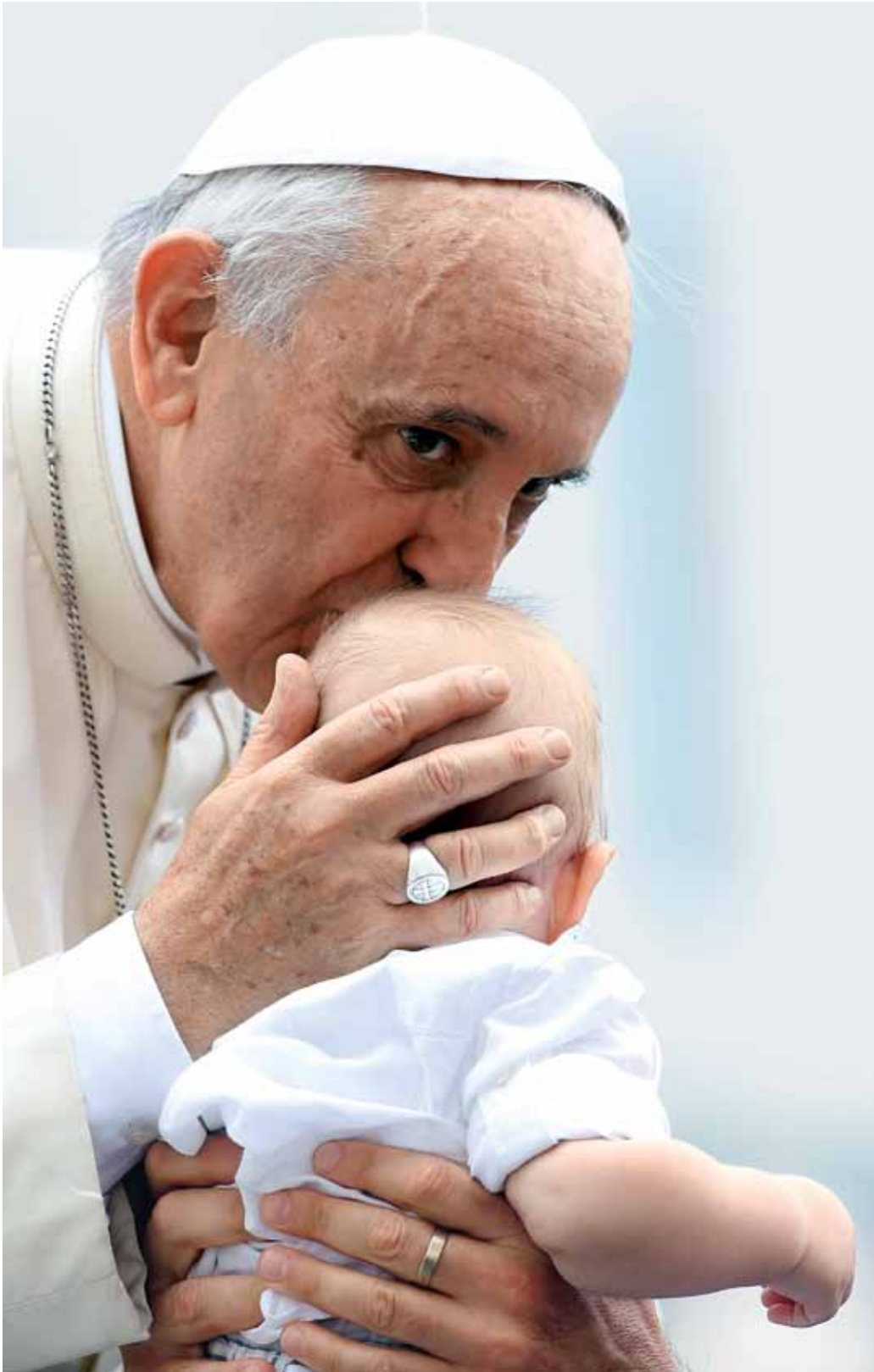


Ordensgründer von Loyola (1491–1556).



Papst Clemens XIV. verbietet den Orden, 1773.

Konklaves erkennen können: nicht religiöses Brimborium und sakraler Byzantinismus mit roten Schuhen und Hermelinbesatz, sondern «Guten Abend», «Gute Nacht» und dazwischen das Beten füreinander. Der Jesuit Franziskus ist eine Provokation für viele Prälaten und die Kurie und eine Herausforderung für eine satt gewordene und bürokratisch erstarrte Amtskirche. Er verkörpert eine Erneuerung des Selbstverständnisses der katholischen Kirche als Volkskirche, wie vom Zweiten Vatikani-



Selbstsichere Bescheidenheit: Franziskus, der erste Jesuiten-Papst.

schen Konzil beschlossen, und eine Absage an die von seinem Vorgänger betriebene Spiritualisierung des Evangeliums, an das Ausblenden, ja sogar die Missachtung der Gleichwertigkeit der Nächstenliebe und der Gottesliebe. Dies zu korrigieren, ist kein Linksruck, sondern eine Rückkehr zur Mitte des Glaubens.

Das Verbot der Jesuiten 1773 auf Druck der Bourbonen führte zur Zerstörung des wichtigsten Intelligenzpotenzials der Kirche und infolgedessen zu den bis auf den heutigen Tag folgen-

schweren Irrtümern wie der Verdammung der demokratischen Freiheitsrechte durch Pius IX. und dem totalen Versagen gegenüber der aufkommenden Arbeiterfrage. Der für diese epochalen Fehler verantwortliche Unfehlbarkeitspapst wurde von Papst Johannes Paul II. auch noch seliggesprochen. Seine Heiligsprechung konnte Franziskus nicht mehr verhindern.

Die Jesuiten haben auf ihren Generalkongregationen 1975 und 1985 den Charakter der Kirche als eine solche der Armen und als wich-

tigste Aufgabe den Einsatz für Glauben und Gerechtigkeit proklamiert, in einer Zeit, als im Vatikan die Vorstellung einer Volkskirche der Armen noch als Häresie deklariert wurde. Die Theologie der Befreiung ist heute anerkannt. In den letzten vierzig Jahren wurden 49 Jesuiten, zuletzt Frans van der Lugt in Syrien, ermordet – Märtyrer für Glauben und Gerechtigkeit, wie der einzige Überlebende des Massakers von San Salvador, Pater Jon Sobrino, sagt. Es waren Jesuiten, zum Beispiel Oswald von Nell-Breuning, die die katholische Sozial-

Von Loyola: «Für mich wäre es eine grosse Gnade, wenn ich ein Jude wäre.»

lehre entwickelten, die zu einer Säule der sozialen Marktwirtschaft wurde – der erfolgreichsten Wirtschafts- und Sozialphilosophie der Wirtschaftsgeschichte. Heute ist sie als internationale ökosoziale Marktwirtschaft die einzig denkbare humane und ökonomisch vernünftige Alternative zum Kapitalismus.

Das Faszinierendste

Es waren Jesuiten, die nach der Reformation eine neue Bildungslandschaft schufen, die wie Friedrich von Spee das System der Hexenverfolgung zum Einsturz brachten, die den Tyrannenmord unter bestimmten Bedingungen theologisch rechtfertigten, die ethische Grundlage zum Beispiel für die Bombe Stauffenbergs unter dem Kartentisch des sogenannten Führers; Jesuiten schufen in Südamerika eigene Indiostaaaten, um die Indios vor der Sklaverei zu retten. Und es waren Jesuiten wie Klaus Mertes, die in der schwersten Krise der Kirche die sexuellen Missbrauchsfälle, auch die wenigen im eigenen Orden, aufdeckten und die oberhirtliche Strategie der Vertuschung beseitigten.

Aber am faszinierendsten für mich ist eine kleine, fast unbekannte Geschichte: Der Gründer der Jesuiten, Ignatius von Loyola, sagte eines Tages bei Tisch, so berichtet Pater Pedro de Ribadeneira: «Für mich wäre es eine grosse Gnade, wenn ich ein Jude wäre, wenn ich von Juden abstammte, es wäre für mich etwas Einzigartiges, ein Verwandter des Juden Jesus und der Jüdin Maria zu sein.» Er sagte dies in einer Zeit der Judenpogrome und Judenhetze auch deutscher und Schweizer Theologen und Reformatoren.

Ich bin dankbar, dass Jesuiten mein Leben geprägt haben.



Heiner Geissler war deutscher Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit sowie Generalsekretär der CDU.

Top 10

Knorr's Liste

| | | |
|------------------------------|------------------------------|-------|
| 1 | Il capitale umano | ★★★★★ |
| Regie: Paolo Virzi | | |
| 2 | Class Enemy | ★★★★★ |
| Regie: Rok Bicek | | |
| 3 | Boyhood | ★★★★★ |
| Regie: Richard Linklater | | |
| 4 | The Wind Rises | ★★★★☆ |
| Regie: Hayao Miyazaki | | |
| 5 | Monsieur Claude und seine... | ★★★★☆ |
| Regie: Philippe de Chauveron | | |
| 6 | Guardians of the Galaxy | ★★★★☆ |
| Regie: James Gunn | | |
| 7 | The Railway Man | ★★★★☆ |
| Regie: Jonathan Teplitzky | | |
| 8 | Lucy | ★★★★☆ |
| Regie: Luc Besson | | |
| 9 | Jimmy's Hall | ★★★★☆ |
| Regie: Ken Loach | | |
| 10 | Der Koch | ★★★★☆ |
| Regie: Ralf Huettner | | |

Kinozuschauer

| | | |
|--|-------------------------------|--------|
| 1 (-) | Sex Tape | 32 081 |
| Regie: Jake Kasdan | | |
| 2 (2) | Qu'est-ce qu'on a fait au ... | 20 456 |
| Regie: Philippe de Chauveron | | |
| 3 (3) | Guardians of the Galaxy | 9127 |
| Regie: James Gunn | | |
| 4 (1) | Hercules: 3-D | 8940 |
| Regie: Brett Ratner | | |
| 5 (4) | Lucy | 7460 |
| Regie: Luc Besson | | |
| 6 (-) | Maya the Bee Movie | 6445 |
| Regie: Alexs Stadermann, Simon Pickard | | |
| 7 (6) | Der Koch | 4670 |
| Regie: Ralf Huettner | | |
| 8 (-) | As Above, So Below | 4602 |
| Regie: John Erick Dowdle | | |
| 9 (5) | The Expendables 3 | 3416 |
| Regie: Patrick Hughes | | |
| 10 (9) | The Hundred Foot Journey | 2443 |
| Regie: Lasse Hallström | | |

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

| | |
|--------|--|
| 1 (-) | The Amazing Spider-Man 2 (Sony) |
| 2 (1) | Noah (Rainbow) |
| 3 (2) | Divergent (Ascot Elite) |
| 4 (4) | Sabotage (Impuls) |
| 5 (-) | House of Cards – Season 2 (Sony) |
| 6 (3) | The Return of the First Avenger (Disney) |
| 7 (5) | The Lego Movie (Warner) |
| 8 (-) | True Detective (Warner) |
| 9 (7) | Die Schadenfreundinnen (Fox) |
| 10 (8) | Vaterfreuden (Warner) |

Quelle: Media Control



Leichtfüssige Verstrickung von Fiktion und Wirklichkeit: «Gemma Boverly».

Kino

Das Reizhunger-Gesicht

Die französische Komödie «Gemma Boverly» ist ein Vergnügen – dank des Schauspielers Fabrice Luchini.
Von Wolfram Knorr

Immer hiess es, die Bildermedien, allen voran das Kino, seien gefährlich für labile Gemüter, würden zur Nachahmung verführen, könnten Unheil anstiften. Auch die Literatur? Ein Klassiker wie Gustave Flauberts «Madame Bovary»? Heiliger Bimbam! 1857 wurde er tatsächlich für sittenwidrig und gefährlich gehalten. Aber heute? Natürlich nur im Kino; dort wird die «Madame Bovary» einem Flaubert-Fan, der sich zwischen Fiktion und Wirklichkeit komplett verheddert, zum Verhängnis.

Martin Joubert (Fabrice Luchini), ein heftiger Literaturfreund, hat sich enttäuscht aus dem Pariser Verlagsleben zurückgezogen und in Bailleville, in der Nähe von Rouen, die väterliche Bäckerei übernommen. Mit seiner Frau und dem halbwüchsigen Sohn fristet er dort ein beschauliches, aber ereignisarmes Dasein. Selbst beim Teigkneten träumt er sich in die schöne Welt der Literatur, ganz besonders in Flauberts «Madame Bovary», jenes Meisterwerk über die Provinz und den Ehebruch. Als ein junges britisches Ehepaar namens Boverly in die Nähe zieht und der Gatte auch noch Charlie (Jason Flemyng) heisst und seine Frau Gemma (Gemma Arterton), kann er es nicht fassen; auch wenn Flauberts Heldin nur Emma heisst. Das G schmälert Martins Erregung nicht. Wird hier Literatur Wirklichkeit? Martin fängt an, nicht nur den Teig, sondern auch

seinen Traum in Form zu bringen und hat nur noch Augen für die Boverlys, vor allem für die schöne Gemma. Erst ist er glühender Voyeur, dann reicht ihm das nicht mehr. Emma ging ja fremd, weshalb er die Nähe Gemmas sucht. Er will sich buchstäblich in die Beziehung hineinkneten, Literatur backen.

«Gemma Boverly» von Anne Fontaine («Coco Chanel»), nach einer Graphic Novel von Posy Simmonds (Drehbuch Pascal Bonitzer), ist eine wunderbar leichtfüssige Komödie über die Verstrickung von Fiktion und Wirklichkeit, die vor allem Fabrice Luchini (63) zum Blühen bringt. Es ist sein Film. Der hierzulande kaum so richtig wahrgenommene Mime ist die authentische Verkörperung des modernen Flaneurs, der das Leben botanisiert. «Der Beobachter», schrieb Baudelaire, «ist ein Fürst, der überall im Besitz seines Inkognitos ist.» Daran hat sich wenig geändert, und Luchini wirkt wie ein ängstliches Ich, das sich in einem Körper versteckt und verwundert aus einem Gesicht in die Welt hinaus-schaut, zwischen Betätigungshemmung und Betätigungsdrang eingeklemmt, und das Gesicht wird zu einem Reizhunger-Gesicht.

Es ist noch nicht so lange her, da sorgte Luchini in einer anderen «Schildkröten»-Rolle, nach aussen gepanzert, im Innern von verzehrender Glut, für Heillosigkeit: in François Ozons «Dans la maison» als frustrierter Lehrer,

der das Vertrauen eines Schülers missbraucht. Als Bäcker Joubert sucht er das Interesse der schönen Gemma, doch die hat nur Augen für den blonden Adelsspross Hervé de Bressigny (Niels Schneider), und so beginnt Martin das Geschehen zu manipulieren – mit bösen Folgen. Aber immer bleibt er samtpfötig in seinem Sommernachtstraum. Die Schlusspointe mit einem neuen Nachbarn ist hinreissend. Bei aller bezaubernden Schönheit von Gemma Arterton – Luchini prägt den Film und macht ihn zu einem sinnensfrohen Vergnügen. ★★★★★

Weitere Premieren

Sin City 2: A Dame to Kill for — Man kann es mit *noir* auch übertreiben, bis nur noch Schund übrigbleibt. In der Fortsetzung von Frank Millers und Robert Rodriguez' Comic-Verfilmung, deren Reiz in der extremen Stilisierung mit Comic-Elementen bestand, mit ironischen Versatzstücken der Film-noir-Klassik, haben die beiden das Spiel derart auf die Spitze getrieben, dass den Brutalo-Szenen, dem hohlen Dialog-Gequatsche – Marke: düster, rau, Sandpapier – und der statuarischen Handlung jede Ironie ausgetrieben wurde. Hier ist alles nur noch gigantischer Kitsch, geprägt von Frank Millers wenig appetitlicher Neigung zu Überlegenheits-Wucht-Getue von Tat und Kraft. Stämmige Kerle, düstere Strassenschluchten, flackernd-unreine Kaschemmen mit den drahtig-stach-



Oberdiabolisch: «Sin City 2».

ligen Ladys und den oberdiabolischen *bad guys*. In den USA flopte das Sequel, was wieder mal beweist, dass das Publikum nicht so doof ist wie gerne angenommen. ★☆☆☆☆

Der Kreis — Eine tolle Story – und was für eine Vorlage für einen handfesten Spielfilm! Aber leider wurde aus dem Stoff wieder einer dieser un-



Gut gemeint: «Der Kreis».

säglichen Doku-Spielfilme, die früher Matinee-Filme genannt und von den Schülern, die sie sich ansehen mussten, gehasst wurden – und das völlig zu Recht. An dieser sterilen Art, mit der die jeweiligen Themen (kulturell wertvoll, versteht sich!) abgearbeitet werden, hat sich nichts geändert. Wieder werden in den nachgespielten Szenen Wandtafelsätze abgesondert, wieder wird demonstrativ volkshochschulhaft erläutert, damit auch jeder Depp begreift, worum's geht. Und es geht um eine Schwulenorganisation in Zürich, eine avantgardistische Truppe, die sich «Der Kreis» nannte, eine Zeitschrift mit Illustrationen herausgab (Fotos waren verboten) und natürlich heftigen Repressionen ausgesetzt war. Das ist eine unglaublich spannende Geschichte, vor allem mit dem «Schwulenregister» der Zürcher Polizei und den Morden im «Stricher-Milieu» im Hintergrund, die dem «Kreis» heftig zusetzten. Stefan Haupts Film ist gut gemeint. Das Dramaturgie-Konzept von Dokus und nachgespielten Szenen treibt ihm jedoch jede Vitalität und alle Emotionen aus. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Ich bin Fan der dänisch-schwedischen TV-Serie «Die Brücke – Transit in den Tod» mit der unglaublichen Sofia Helin als frostiger Ermittlerin Saga. Nun gibt es die US-Version – «The Bridge» mit Diane Kruger –, die mich aber enttäuscht. Hätte man da nicht auch ihre Rolle ändern sollen? A. B., Zofingen



Das US-Pendant spielt mit dem *culture clash*-Konflikt zwischen Mexiko und den USA, am Beispiel eben der Brücke, die die Länder verbindet und auf der eine Leiche gefunden wird. Ein

Mordfall, der beide Ermittlerseiten zur Zusammenarbeit zwingt. Die Rechte einer solchen Serie setzen auch gewisse Bedingungen voraus. Dass es in der US-Version nicht nur um die Spannungen zwischen den zwei Ermittlern gehen kann (wie im Original), leuchtet angesichts des brisanten Verhältnisses zwischen Mexiko und den USA ein. Gleichzeitig soll auch in der Figurenkonstellation das schwierige Auskommen beider Länder emotionalisiert werden.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Radio-Kritik

Kostenlose Werbeplattform

Von Christoph Landolt

Seit 25 Jahren ist die wöchentliche Talkshow «Focus» im Programm von Radio SRF 3, gemäss Eigenbeschreibung «kein mediales Kurzfutter, sondern ein 60-minütiges Gespräch, in dessen Verlauf der Gast an Konturen gewinnt».

Zu Gast war diese Woche die Aargauer Regierungsrätin Susanne Hochuli. Den Anlass dazu lieferten zwei Artikel in der *Weltwoche* (Nr. 36 und 37/14), die der grünen Sozialdirektorin eine ungeschickte Asylpolitik sowie unsaubere Auftragsvergaben vorwarfen.

Hochuli gewann durch das Gespräch kaum an Konturen. Das lag zum einen an der Politikerin selbst, die bisher jeden (männlichen) Fragesteller charmant ins Leere hat laufen lassen. Es lag aber auch daran, dass es Moderator Dominic Dillier nicht einmal ansatzweise mit kritischen Fragen versuchte. Seine Bemerkungen waren nur notdürftig als Fragen getarnte rhetorische Vorlagen. Zum politischen Kampf gegen die Aargauer SVP sagte der Moderator: «Sie blockieren sich gegenseitig, dabei denkt man sich, man wählt die Leute doch, damit sie zusammenarbeiten.» – «Ja, das finde ich auch.» Zur Anzeige wegen Amtsgeheimnisverletzung, welche Hochuli als Reaktion auf den *Weltwoche*-Artikel eingereicht hatte, sagte Dillier: «Es ist auch ein Protest von Ihnen gegen den politischen Stil, der sich in der Schweiz breitmacht.»

Die Kritik an Hochulis Amtsführung kam nicht zur Sprache. Stattdessen plauderten Dillier und Hochuli über ihre politischen Gegner, die, da war man sich einig, finstere Absichten hegen. Nicht die grüne Politikerin, sondern der SRG-Mann war es, der sich zur Behauptung verstieg, dass der SVP-Plan, die Menschenrechtskonvention zu kündigen, darauf hinauslaufe, dass «Homosexuelle nicht mehr schaffen dürfen».

Zu reden gab nach der Sendung Susanne Hochulis Aussage, sie bezahle keine Billag-Gebühr. Womit sie zeigte: Diese Werbeplattform war für sie völlig kostenlos.

Focus: Radio SRF 3, Montag, 15. September, 20 Uhr.

Flirt in Lederhosen

Oktoberfest in der Autowaschanlage; Literatur im Zunfthaus; Sport-Ethik auf dem Zürichberg. *Von Hildegard Schwaninger*



Frauenüberschuss enorm: Shawne Fielding mit Begleiter Patrick Schöpf.

«O'zapft is!», hiess es Samstagabend im «Meylenstein», der Party-Lounge neben Zürichs populärster Autowaschanlage. Zum 6. Mal wurde das Oktoberfest gefeiert, der Dresscode «In der Tracht liegt die Macht!» wurde vorbildlich eingehalten. Dirndl, Lederhosen, Trachtenhüte; wer nur ein kariertes Hemd zur dunklen Hose trug, fühlte sich wie im falschen Film. Sehr viele junge Leute, die Preise waren demokratisch. Fünfzig Franken pro Person in Konsumationsgutscheinen. Wer sich mit Bier und Weisswürsten zufriedengab, bekam da sehr viel Spass für wenig Geld.

Bayrische Musik spielte, die Leute tanzten auf den Sitzbänken, Hände in die Höh, die Kellnerinnen, auch im Dirndl, schleppten Bierhumpen und rannten mit Hendl, Brezn, Schweinshaxn durchs Lokal; es war eine Bombenstimmung. Frauenüberschuss enorm, Flirtfaktor hoch. Man fragte sich, wo alle diese tollen Dirndl herhatten. Man sah die ganze Bandbreite vom Ackermann-Online-Shop und Almstyle bis zu Sportalm oder Lanz. Ellen Meyerstein, die Dame des Hauses, sah super aus in einem brandneuen tannengrünen Dirndl von Lodenfrey, München. Die Familie Meyerstein hatte etwas zu feiern. Tochter **Janine Meyerstein** hat ihre Zwillinge zur Welt gebracht: **Nina** und **Elena**.

Im Trubel ein paar interessante Männer gesichtet: Fussballstar **Ciriaco Sforza** (FC Woh-

len), Neurochirurg **René Bernays**, der mit Hausherr **Beat Meyerstein** am Tisch war, Pianist **Wolfgang Hammerschmid**, Sohn des Komponisten und Musikers **Hans Hammerschmid** (hat Lieder für **Hildegard Knef** geschrieben, darunter «Für mich soll's rote Rosen regnen»), umgeben von aufregenden Frauen: **Cora Ionesco**, Unternehmensberaterin **Alexandra Tschopp** (Cepax Sustainable Solutions) und **Antoinette Williams** (ihr Mann, Royalton-Investor **Nigel P. Williams**, konnte nicht kommen; hatte eine Segelregatta auf dem Vierwald-



Bombenstimmung: Bernays (l.), Meyerstein.

stättersee). Am Nebentisch: **Shawne Fielding**, kaum erkennbar mit ums Haupt geschlungenem Julia-Timoschenko-Zopf. Die schwedische Sopranistin **Malin Hartelius**, die letztes

Jahr im Dirndl so fesch war, fehlte. Sie hatte an dem Abend Premiere in der Oper Göteborg, als Gräfin in Mozarts «Hochzeit des Figaro».

Erst morgen werden wir wissen, wie glücklich wir heute waren.» Der Satz stammt von **Peter Licht**, Künstler zwischen Text und Sound, der an der Saisonöffnung des Literaturhauses Zürich im «Zunfthaus zur Saffran» las. (Danach dislozierte man ins Literaturhaus, wo ein reichhaltiges Büffet auf die Gäste wartete.) Ein stimmiges Fest. **Gesa Schneider**, die neue Leiterin, ist eine erfrischende Frau (trotz Dissertation über **Franz Kafka**), die im Kampfanzug erschien; der neue Präsident ist **Christoph Wittmer**, der sich bei der ZKB bedankte, die als grossherziger Sponsor wirkt. Erfrischend auch **Hazel Brugger**, die 20-jährige Slam-Poetin und Philosophiestudentin, die eine freche Glosse aus der Schweizer Kleinbürgerwelt vortrug. **Beatrice Stoll**, Gesa Schneiders Vorgängerin, war auch anwesend (von Kopf bis Fuss in Zykamen-Pink); sie ist jetzt Gymnasiallehrerin für Deutsch. Gesa Schneiders Vorsatz als Leiterin des Literaturhauses: «Ich will meinen Enthusiasmus kommunizieren.» Das Literaturhaus am Limmatquai ist eine wunderbare Einrichtung für Zeitungsleser und Freunde von Büchern: täglich (auch am Sonntag) geöffnet bis 21.30 Uhr. Im schönsten Lesesaal Europas trifft man alles: von strahlend schönen Studenten/-innen bis zum lesefreudigen Rentner.



Freche Glosse: Hazel Brugger.

Das dürfte ein Anlass mit weltweiter Ausstrahlung werden! Der «World Summit on Ethics in Sports» findet im Hauptsitz der Fifa am Zürichberg statt. Co-Founder des Gipfeltreffens ist der Zürcher Kommunikationsberater **Peter Marti** (Smart Ideas), der «wie so oft im kreativen Chaos eine Idee hatte, die jetzt realisiert wird». Veranstalter ist das «World Forum for Ethics in Business» (Brüssel), interessante Redner sind angekündigt, CNN, Sky News und Sony TV sind mit Kamerateams dabei. Und Fifa-Präsident **Joseph Blatter** *himself* wird die Gäste in seinem Reich willkommen heissen.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Schlachtfeld Sofa

Die Journalistin Stefanie Luxat, 37, wurde als Bloggerin berühmt. Die Intimitäten aus dem Zusammenleben mit der anderen Spezies erträgt Ehemann Christian kommentarlos.



«Ruhe bewahren»: Ehepaar Luxat.

Keine Komfortzone: Ich sage immer: Wir haben emanzipatorisch vielleicht viel erreicht, aber der Kampf der Geschlechter geht weiter, insbesondere wenn man mit einem Mann unter einem Dach lebt. Christian lernte ich bei einer Recherche zu einem Artikel über männliche Singles kennen. Ich sah ihn, wir verliebten uns, und wenig später waren wir verheiratet.

Freier Wille: Im Zusammenleben geht es mehrheitlich darum, dem Mann gewisse Dinge begreifbar zu machen. Meist liebt er klare Worte nicht, denn diese empfindet er als Befehl, Übergriff oder Einschränkung seiner Freiheit. Wie vermittele ich ihm also, dass seine Möbel nicht so hübsch sind, dass er schnarcht und es mir auch nicht passt, dass er alles herumliegen lässt und technische Geräte kauft, die nie jemand benutzen wird? Zuerst muss man sich darüber klarwerden, dass es bei solchen Kalamitäten immer um das Territorialverhalten geht. Darum meckert der Partner auch rum, wenn die Frau die Wände im Farbton Puderrosé streichen lassen will oder sämtliche Regale im Bad mit Tiegeln und Töpfen verstellt. Was ich eigentlich sagen will: Man lässt ihm zuerst seinen Willen. Im Fall seiner hässlichen Möbel durfte er zum Beispiel alle in die gemeinsame Wohnung stellen. Danach sorgt die Frau dafür, dass sie irgendwann ent-

fernt werden. Das ist viel einfacher, als man denken könnte, denn die wenigsten Männer bemerken, wenn in der gemeinsamen Bleibe Dinge verschwinden.

Blindfisch: Viele Frauen bringen manche Probleme im Alltag zur Weissglut. Man kocht zusammen, oder er muss sonst eine Aufgabe erledigen, die ihm aufgetragen wurde, worauf er einem die ganze Zeit Löcher in den Bauch fragt: Wo ist die Schere, das Mehl, das scharfe Messer, die Alufolie? Mein Tipp: Ruhe bewahren, eine Küchenmaschine einschalten und so tun, als wäre man auf beiden Ohren taub. Auch wenn er sich extrem schwerfällig anstellt, um eine eigentlich total simple Haushaltsaufgabe zu erledigen, muss man ihn ignorieren. Viele Frauen sind derart genervt, dass sie alles selbst in die Hand nehmen, weil das doppelt so schnell geht. Genau das bezweckt der Mann aber mit seinem Verhalten, und ich kann auch voraussagen, wie eine solche Situation endet: Er liegt zufrieden auf dem Sofa und zapft sich durch die Fernsehkanäle.

Apropos Sofa: Frauen denken über Beziehungen einfach mehr nach als Männer und erkennen so auch ein allfälliges Krisenpotenzial besser. So wurde mir eines Abends schlagartig bewusst, dass wir, als Paar glücklich und satt, irgendwie totale Langweiler geworden sind. Das Lümmelsofa wurde zum Zentrum unseres Daseins. Alles spielte sich auf diesem Sofa ab, das wir kaum mehr verliessen, und unser Styling liess auch extrem zu wünschen übrig. Mein Mann ist ein Riesenschatz. Er sagt immer: «Wenn du glücklich bist, bin ich es auch. Ist das nicht süß?» Vor allem, weil vieles zu meinen Gunsten entschieden wird. Jetzt haben wir ein steinhart gepolstertes Samtsofa mit gerader Rückenlehne, verbringen die Abende wieder öfter ausser Haus und nehmen die Mahlzeiten am Esstisch ein. Mit einem Mann zusammenleben heisst vor allem: pragmatisch denken und handeln, nicht aus jeder Situation ein Drama machen, ihm beipflichten und dann an den eigenen Plänen eisern festhalten. Das machen die Männer übrigens auch: Erst kürzlich sagte mein Mann in einem romantischen Moment: «Lass uns doch wieder ein gemütliches Sofa kaufen.»

Stefanie Luxat: Wie sag ich's meinem Mann? Über das Zusammenleben mit einer anderen Spezies. Eden Books. 256 S., Fr. 18.90
Protokoll: Franziska K. Müller

Linksempfinden

Von *Andreas Thiel* — Recht erhält, wer weiss, wo man es kriegt.

Thiel: Alex, stimmt das? Ihr Sozialdemokraten habt mit Steuergeldern Sozialwohnungen gebaut, damit reiche Sozialdemokraten darin wohnen können?

Tschäppät: Da wohnen nicht nur Reiche.

Thiel: Sondern auch deren Kinder.

Tschäppät: Lass meinen Sohn aus dem Spiel.

Thiel: Den hast du gerade ins Spiel gebracht.

Tschäppät: Er hat nichts Unrechtes getan.

Thiel: Rechtlich gesehen nicht, gefühlt schon: Nimmt einem armen Studenten verbilligten Wohnraum weg, wo er doch einen reichen Vater hat.

Tschäppät: Das Recht ist keine Gefühlsangelegenheit.

Thiel: Stimmt, du hast ja Rechtswissenschaften studiert. Du glaubst also, dass Recht eine Wissenschaft ist?

Tschäppät: Es ist jedenfalls keine Frage des Empfindens.

Thiel: Man kann also Rechtswissenschaften ohne Rechtsempfinden studieren?

Tschäppät: Empfindungen hat man. Rechtswissen hat man nicht einfach, man muss es sich erwerben.

Thiel: Wenn es erwerbbar ist, dann ist es eine Frage des Geldes.

Tschäppät: Jeder kann Rechtswissenschaften studieren. Dafür vergibt der Staat Stipendien.

Thiel: An Söhne reicher Sozialdemokraten.

Tschäppät: Wieso?

Thiel: Weil die Sozialdemokraten am besten wissen, wo das öffentliche Geld zu holen ist. Schon vor zehn Jahren wusste in Bern doch jeder, dass in den Sozialwohnungen Verwaltungsangestellte mit hohen Einkommen leben.

Tschäppät: Das sind Unterstellungen, die du erst einmal beweisen musst.

Thiel: Du bist lustig. Du behauptest, die Realität sei eine Unterstellung, und verlangst nach Beweisen. Schau, dort steht der Bahnhof. Du willst einen Beweis? Bitte, der Bahnhof steht immer noch dort.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Der fliegende Dézaley

Von Peter Rüedi



Wer schreibt, dem wird geschrieben. Im Fall dieser Kolumne manchmal nicht nur von Lesern, gelegentlich auch von Winzern. Pierre-Luc Leyvraz in Chexbres ist Ersteren kein Unbekannter, gehört er doch mit seinen kristallinen Chasselas aus St-Saphorin nicht nur zu den Fixsternen meines kleinen persönlichen Weinuniversums – er hat es mit seinem «Les Blassingses» sogar zur Auszeichnung «coup de coeur» im «Guide Hachette» gebracht (allerhand, bei der Öno-Xenophobie der Franzosen). Die Geschichte, wie er auf den Dézaley kam, den Wein aus der Lage neben seiner angestammten eigenen, ist zu schön, als dass ich sie für mich behalten könnte. Es ist die Geschichte einer Sehnsucht oder langen Obsession. Nicht weil ihm die Kirschen (die Reben) in Nachbars Garten grundsätzlich besser schmeckten als die eigenen, hielt Leyvraz seit Jahrzehnten nach einem Spickel Land im Dézaley Ausschau. Der Perfektionist, der ein besonderer Kenner und Könner eines auf Terroir und Mineralität konzentrierten Weinbaus ist, suchte in der benachbarten Zone die Differenz. Allein, da war nichts erhältlich, und so hingte er, schon fast am Ende seiner Hoffnungen, wenigstens ein Bild des Malers Jean-Jacques Simon in sein Wohnzimmer, einen Ausschnitt mit Rebterrassen aus der Appellation seiner Begierde darstellend. Der Zufall wollte es, dass ihm, Jahre später, die Schwester ebendieses Malers ein paar alte Rebzeilen aus dem Dézaley vermitteln konnte: «So kam es, dass ich die Etikette eines Weins vor dem Wein selbst hatte.» Der Dézaley gilt als Paradewein unter den Chasselas des Lavaux, entsprechend gewichtig wird er zum Teil noch immer vinifiziert. Nicht so bei Leyvraz. Den 2013er hält er, was den Alkohol betrifft, an der Kandare (ganze 12%), anders gesagt: Er vinifiziert ihn wie seinen legendären mineralischen St-Saphorin, also entgegen dem alten, etwas fetten oder öligen *courant normal*. Sein Gewicht kommt von der mineralischen Dichte, will sagen: Pierre-Luc Leyvraz' Dézaley fliegt. Und inspiriert. Schade, dass es ihn nur in homöopathischen Dosen gibt.

Pierre-Luc Leyvraz: Dézaley Grand Cru 2013.
12%. Fr. 23.–. www.leyvraz-vins.ch

Lob des Mittagessens

Plädoyer für eine unterschätzte Tätigkeit, die Zeit braucht und einen hervorragenden Koch wie Christian Jürgens. Von David Schnapp



Die drei idealtypischen Eigenschaften eines Mittagessens: Christian Jürgens in der «Überfahrt».

Zu den Dingen, die sich zum Schlechten verändern, gehört, dass man sich nicht genug Zeit für ein anständiges Mittagessen nimmt. Der grosse Horst Petermann, lange Jahre einer der besten Köche der Schweiz, hat mir einmal erzählt, «wie es früher war», als die Spesen- und Zeitbudgets noch sehr liberal ausgestaltet waren. Man sass bis spät in den Nachmittag bei Zigarren und Cognac und ging anschliessend mehr oder weniger direkt zum Abendessen über. Es klang nach einer schönen Zeit.

Meine schönsten Arbeitstage beinhalten deshalb ein grosszügiges Mittagessen: irgendwo hinfahren, kulinarisch auf hohem Niveau unterhalten werden, weiterfahren und darüber nachdenken, wie es war. Letzte Woche nahm ich mir die Zeit und fuhr an den Tegernsee in Südbayern zu Christian Jürgens' «Überfahrt». Aufmerksame Leser erinnern sich: Da war ich schon mal (*Weltwoche*, Nr. 1/14). Jürgens' Kochkunst, seit kurzem mit drei Michelin-Sternen ausgezeichnet, hat mich so beeindruckt, dass ein zweiter Besuch notwendig wurde.

Geschmack zuerst

Jürgens vereint idealtypisch drei Eigenschaften, die ein (Mittag-)Essen zu einem Ereignis machen: Geschmack, zeitgemässe Zubereitungstechnik und unterhaltsame Präsentation. Dabei steht der Geschmack immer an erster Stelle, nie würde der ebenso ernsthafte wie

humorvolle Küchenchef einen Gag einstreuen, der einem Gericht keinen Mehrwert bringt. Da ist der grüne Spargel, der im rosafarbenen Kugelgrill vor mir auf dem Tisch langsam ein schönes Raucharoma bekommt. Oder, grossartig, der «Hong Kong Crayfish Tea», wiederum vor meinen Augen zubereitet aus einer Langustinen-Essenz, die langsam im gläsernen Kaffeekocher hochsteigt und sich mit Kräutern, Karkassen und anderen Aromastoffen vermischt. Während ich der Entstehung eines rot leuchtenden Suds zuschaue, der später über ein feingliedriges Arrangement aus rohen Langustinen gegossen wird, esse ich einen der besten Foie-gras-Gänge seit langem: eine Kombination von zartschmelzender Terrine mit Rohschinken, knusprigen Entenhaut-Chips, Portweinzwiebeln und Apfel.

Nach rund drei Stunden endet ein Mittagessen auf höchstem Niveau mit einem als Gartenlandschaft arrangierten Erdbeerdessert sowie einem Limetteneis; es folgt eine ausgezeichnete Petits-Fours-Auswahl, bei der insbesondere eine mit Sommertrüffel belegte und von einem Kaffeegelee umhüllte Schokoladenkugel ein letztes Ausrufezeichen setzt.

Restaurant Überfahrt

Überfahrtstrasse 10, D-83 700 Rottach-Egern
Telefon +49 80 22/669 0
Montags und dienstags geschlossen.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf:
www.dasfilet.ch



Auto

Die Lichtorgel

Er will doch nur spielen: Die Luxuslimousine Audi A8 steckt voller technischer Überraschungen. *Von David Schnapp*

Wenn ich meine Garage verlasse und an der Ausfahrt warte, bis es grün wird, sehe ich im Schaufenster des Geschäfts auf der anderen Strassenseite die gespiegelte Front des Autos, in dem ich sitze. Da sass ich nun in der neuesten Ausgabe des A8, der grossen Luxuslimousine von Audi, der deutsche Spitzenpolitiker ebenso vertrauen wie manche Angestellte des FC Bayern München. Ich betätigte den Blinker und sah, wie sich die orangen LEDs aneinanderreihen. Der A8 blinkt nicht humorlos wie andere Autos, dank Matrix-LED-Technologie unterhält er die Umwelt mit einer kleinen Lichtshow.

Audi A8 3.0 TDI

Leistung: 258 PS, Hubraum: 2967 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 102 200.-; Testwagen: Fr. 143 790.-



Man muss sich wohl etwas einfallen lassen, um im hartumkämpften Spitzensegment aufzufallen. Lichtspiele sind eine Möglichkeit. Natürlich bringt das kaum praktischen Nutzen, vermutlich rettet es auch keine Leben, aber mir macht so etwas Freude. So habe ich ab da bei jeder Gelegenheit geblinkt, was ja durchaus zum Nutzen anderer Verkehrsteilnehmer ist.

Masse wird leicht

Der A8 ist ein Wunderwerk der Ingenieurskunst. «Vorsprung durch Technik» – der Werbe-Claim hat sogar Eingang in einen U2-Song gefunden: «Zooropa, Vorsprung durch Technik / Zooropa, be all that you can be», singt Bono mit feinem Sarkasmus. Bei Audi scheinen sie sich alle Mühe zu geben, dem eigenen Slogan gerecht zu werden.

Im A8 äussert sich das nicht nur in Lichtspielen, feinen Sitzen und einer Klimaanlage mit vier Zonen. Am erstaunlichsten ist vielleicht, wie es den Technikern gelungen ist, ein grosses Auto aus Aluminium, Stahl, Leder und Kunststoffen für den Fahrer so leicht wirken zu lassen, dass er es mit dem kleinen Finger durch die

Stadt manövrieren kann. 1830 Kilo wiegt der Wagen leer, er verbraucht bloss 7,5 Liter Diesel.

Müheless beschleunigt der Sechszylindermotor nach einem kleinen Turboloch, flink und präzise lässt sich das Schiff um die Ecke steuern. Die Lenkung wirkt dabei zwar synthetisch, abgekoppelt von der Strasse, sie macht es einem dafür einfach, auch komplexe Parkmanöver entspannt durchzuführen. Man müsste das indes gar nicht selber machen, der A8 hat dafür natürlich einen Parkassistenten. Eine Wohltat ist die Luftfederung, die einen über den Asphalt trägt, als hätte der Wagen Samt auf den Felgen.

Bei all den Wundern der Technik ist man dann erstaunt, wenn klar wird, dass der Audi nicht alles kann. Dem Navigationssystem etwa kann man eine Adresse per Spracheingabe diktieren. Ich benutze solche Möglichkeiten tatsächlich. Das Audi-System will aber, dass man ihm die Adresse mühsam buchstabiert. Andere Hersteller sind da weiter; dort kann man eine ganze Adresse aufsagen und wird verstanden. Oder das Start-Stopp-System, das beim A8 nicht funktioniert, wenn man den Anfahrassistenten eingeschaltet hat, der verhindert, dass der Wagen an einer Steigung rückwärtsrollt, wenn man von der Bremse geht.

Die kleinen Schwächen ändern nichts daran: Luxuslimousinen sind immer noch die Krone des Automobilbaus – gut zu besichtigen bei diesem neuen A8.



«10 000 Pinguine überreden»: Schauspieler und Unicef-Schweiz-Spokesperson Taubman, 43.

MvH trifft

Anatole Taubman

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit einem Schauspieler über das Suchen und Finden der Tiefe.

Was ist deine persönliche Priorität im Moment?» – «Persönlichkeitswachstum. Prinzipien über Persönlichkeiten stellen. Rudyard Kiplings Gedicht «If» ist mein Mantra, und wonach ich leben möchte.» – «Viel verlangt.» – «Das hat damit zu tun, dass mir in den letzten Jahren bewusst wurde, dass ich aufräumen musste, die Reise zu meinem wahren Ich angehen. Erwachsen werden. Das Kind in mir werde ich trotzdem nie verlieren. Ein Beispiel: Wenn ich [die Rolle in] «Versailles» vor fünf Jahren bekommen hätte [«hochkarätige, englischsprachige TV-Serie um König Louis XIV»; Pressemitteilung], wäre ich im Quadrat gesprungen und hätt's in die Welt hinausposaunt. Jetzt sind meine Agenten im Quadrat gesprungen, und ich habe gesagt: «Toll, freut mich.» Aber sofort war mein zweiter Gedanke: «Das wahre Glück ist es nicht.» Es ist nicht der Beruf, das wahre Glück ist das Private. Frieden mit sich finden und bewusst leben.»

Anatole Taubman (mit einem «n»), 43, ist ein Schweizer Schauspieler mit britischem Pass, der in Berlin lebt (Wikipedia). Er spielte etwa in amerikanischen Produktionen («James Bond 007 – A Quantum of Solace», «Captain America – The First Avenger») oder deutschen Filmen («Die Päpstin», «Operation Zucker»). Zurzeit ist er in «Der Kreis» zu sehen (ab heute im Kino), am Zürich Film Festival ist Premiere des deutschen Wikinger-Films «Northmen», in dem er eine Rolle hat (Kinostart: 23. Oktober). Und schliesslich finden im Augenblick Dreharbeiten von «Versailles» und «Transporter Legacy» mit ihm statt. Für dieses Gespräch trafen wir uns im Zürcher Hotel «Widder»; Taubman, der oft die Rolle eines Bösen spielt, tritt auch vor kleinem Publikum – einer Person in diesem Fall – mit Lust und Hingabe auf. Er zeigte, obwohl seit zwanzig Jahren im Business, eine offene und vertrauensselige Wesensart, die ich selten gesehen habe bei Schauspielern.

«Ich hab' einen Satz von einem Schriftsteller: «Schauspieler gedeihen durch das Auf und Ab ihrer Laufbahn und durch viele falsche Hoffnungen sowie gelegentliche Erfolge.» Einverstanden?» – «Partial, ja. Es trifft nicht nur auf Schauspieler zu, ich würd' unterscheiden zwischen Männern und Frauen. Frauen haben, vereinfacht gesagt, eine Bestimmung oder klarere Aufgabe: Kinder auf die Welt zu bringen. Nicht nur – sie dürfen, müssen und sollen in der heutigen emanzipierten Welt auch Chefinnen sein, aber trotzdem. Dieses Geschenk von Gott oder Mutter Natur hat der Mann nicht. Also, wo findet er Bestätigung? Und Bestätigung ist eines der sieben Grundbedürfnisse. Die muss er im Beruf suchen; er findet sie, indem er erfolgreich ist, wenn er wahrgenommen und komplimentiert wird. Bei Schauspielern, Künstlern kommt dazu, dass achtzig Prozent von denen, die man kennt, Defizite in der Kindheit hatten und schwierige formative Jahre, habe ich in mehreren Berichten und Statistiken gelesen [Taubman verbrachte einen Teil der Kindheit in Heimen]. Der Schauspielberuf deckt das Defizit im Nachhinein ab: Das Team ist eine Familie auf Zeit, in der ein Miteinander über allem steht, und wenn ich da meine Rolle so authentisch wie möglich spiele, bekomme ich sofort Bestätigung, also eine Art Liebe. Dann gehe ich mit starkem Ego nach Hause – wo ich auf die Welt komme, dort ist die Realität.» – «Ist das Ego der Freund oder Feind des Künstlers?» – «Eher der Freund. Ich find', jeder Mensch braucht ein gewisses Ego; Ego hat mit Selbstwertgefühl zu tun. Es gibt aber einen Unterschied zwischen Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein. Mich kann man vor 10 000 Pinguine stellen, und ich würd's vielleicht schaffen, sie zu überreden, dass wir Rom einnehmen zusammen, doof gesagt – das ist Selbstbewusstsein. Selbstwertgefühl hat mit Selbstliebe zu tun: Wenn die Tür zugeht und ich alleine bin, das sind die wahren Momente, sich alleine auszuhalten und zu akzeptieren. Selbstliebe ist essenziell für jeden.»

«Du hast in über achtzig Filmen mitgespielt, trotzdem machst du zum Beispiel Reklame für Seat – hast du das nötig?» – «Ich bin seit sechs Jahren Seat-Schweiz-Ambassador. Das spricht für beide Seiten. Seat ist in Schinznach-Bad zu Hause, das ist Schweiz auf dem Land – verlässlich, loyal und gut im Herzen. Das ist das Wichtigste. Ich will mit Leuten zusammenarbeiten, die ich gerne habe und die mich gerne haben.» – «Du warst mit einer Schauspielerin zusammen – ist es ein Kampf in der Beziehung um den Platz an der Sonne?» – «Bei uns [Claudia Michelsen und ihm] gab es keinen Kampf, weil wir beide schon etablierte Karrieren hatten, bevor wir zusammenkamen. Das hilft.»

Sein liebstes Restaurant: «Ich bin kein kulinarisch Anspruchsvoller. Für mich war Essen immer Mittel zum Zweck: Ich muss essen, sonst sterbe ich. Klar mag ich die «Kronenhalle», aber ich find's auch in der «Silberkugel» lecker.» «Silberkugel», Franklinstrasse 11, Zürich, Tel. 044 311 66 16

| | | | | | | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|---|---|----|----|----|----|----|----|
| 1 | 2 | 3 | 4 | | 5 | 6 | 7 | 8 | | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 |
| 14 | | | | 15 | | 16 | | | 17 | | 18 | | | |
| 19 | | | | | | | | | | | | | | |
| 20 | | | | | | 21 | | | | | 22 | | | |
| | | | | 23 | | 24 | | | | 25 | 26 | | | |
| 27 | | 28 | | | | | | | 29 | | | 30 | | 31 |
| 32 | | | | | 33 | 34 | | | 35 | | | 36 | 37 | |
| | | | | 38 | | | | | 39 | | | 40 | | |
| 41 | 42 | | 43 | | 44 | | | | | | 45 | | | |
| 46 | | | | 47 | | | | | 48 | | | | | |
| 49 | | | | | | | | | | | 50 | | | |
| | 51 | | | | | | | | 52 | | | | | |

| | | | | | | | | | | | | | | |
|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|
| | | | | | | | | | | | | | | |
|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|

Lösungswort — Sichtbar verkehrte Welt

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Folgt auf E und verweist auf Lektüre. 5 Gemeinsamkeit von Schiele und Friedell. 9 Sie führen uns übers Wasser. 14 Womit der Ski weniger sportlich und eher vergnüglich ist. 16 Ergibt sich aus Sonne und Wonne. 18 Damon, war mal turbomässig unterwegs. 19 Fliesst der Strom, hilft es bei der Überbrückung. 20 Biblisch, Halbinsel wie Berg. 21 Überblickbar, wenn denn so geartet. 22 Bei ihr gilt: Bei der Reife folgt das Handeln. 23 Sie hilft jenen, die weder gehen noch stehen können. 25 Verdreifacht dann so eine Art Hals- und Beinbruch-Spruch. 27 Dauerspucker spucken auch sie aus. 29 Der "Bruder des Vaters" – in der Bibel ein gottloser König. 32 Gemeinsam gemurmelt Schlussformel. 33 Die Helfer in Sachen Ordnung schaffen. 36 Filmisch gesehen das kleine deutsche Pendant der MGM. 38 Portweinrinker mögen diese Farbe. 39 Erzeugen, vorlegen, bringen – alles in einem. 41 Steckbrief: Portugiese, Seefahrer, Indien. 44 Kopfbedeckung: Rodin und Niro gut bekannt. 45 Dein ist es, wenn du richtig im Wort rumfummelst. 46 Erzwater der eine, beim andern fiel der Apfel nicht weit vom Stamm. 48 Das Orangenmädchen von diesem Jostein. 49 Bei ihr geht's weit hinauf, bis in die Unendlichkeit. 50 Begabung, tritt bei ihr erst im Rückblick klar zutage. 51 Hauptstadt Japans – anno 667. 52 Die Sonne ist so einer, sagen die Franzosen.

Senkrecht — 1 Beim Zupfen gibt er schöne Töne von sich. 2 Im Rahmen der Möglichkeiten gibt's da nichts zu verbessern. 3 Wo Camus die Pest wüten liess. 4 Auch des Teufels Hörner sind aus der schwefelhaltigen Substanz. 6 Er machte Ibsens Peer Gynt hörenswert. 7 Fetter Hügel bei Jerusalem. 8 Für Chemiker sieht der Erdkern verdichtet so aus. 10 Eine Muse: analog zu 1 waagrecht passend. 11 Beim Baum mit diesem Namen sind die Samen giftig. 12 Sharon, nicht Tate, aber gleicher Beruf, gleich alt. 13 In gewisser Masse ein anatomisches Mass. 15 Man weiss, dass hinter ihr viel vor sich geht. 17 Nicht nur bei Schweizern muss sie für Clichés herhalten. 24 Zum Leben auf Sauerstoff aus der Luft angewiesen. 26 Damit wird klar, dass etwas nicht vorhanden ist. 27 Tal, Fluss und Ort in der Sonnenstube. 28 Um Findeln zu finden, muss man dort durch. 30 Bei ihm verlaufen die Ebenen durch gemeinsamen Punkt. 31 So getaufte Wetterfee bei SRF. 34 Für Worthelden: emanzipiert, für Konservative: allein. 35 Klagende Tristesse mit erlebter Finesse. 37 Auf die Welt bezogen wäre er 2 senkrecht. 40 Gabriella: grosse Sängerin, tragischer Tod. 42 Das Flüsschen in der Toskana entspricht ganz und gar Celentanos Film. 43 Buchstäblich alles im Fluss, bei der Oberen, Mittleren wie Unteren. 47 Einen Frosch haben Franzosen manchmal dort.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 384

| | | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| S | C | H | W | E | I | S | S | | | A | M | E | N | Z | |
| A | | O | | S | T | A | L | I | B | A | N | | | U | |
| C | A | F | E | T | E | R | I | A | | I | N | D | I | O | |
| K | L | E | I | E | | A | S | S | I | S | T | E | N | Z | |
| | K | I | T | S | C | H | | T | | | E | | F | | |
| | M | | E | | | L | A | S | P | A | L | M | A | S | |
| R | E | K | L | A | M | E | | C | O | U | | | N | | |
| O | N | O | | M | | R | O | H | R | S | P | A | T | Z | |
| G | E | S | A | M | T | | | R | E | G | A | L | E | | |
| G | | M | U | E | E | S | L | I | | A | U | T | R | E | |
| E | G | O | T | R | I | P | | F | | B | L | E | I | | |
| N | | S | O | N | N | E | | | T | H | E | O | R | E | M |

Waagrecht — 1 SCHWEISS 6 AMENZ 10 TALBAN 12 CAFETERIA 15 INDIO 17 KLEIE 18 ASSISTENZ 19 KITSCH 20 LASPALMAS 23 REKLAME 26 COU (franz. f. Hals) 27 ONO 28 ROHRSPATZ 31 GESAMT 34 REGALE (regal bedeutet auch fürstlich) 35 MUEESLI 37 AUTRE (Raute) 38 EGOTRIP 39 BLEI 40 SONNE 41 THEOREM (theorema: griech. f. Angeschautes)

Senkrecht — 1 SACK 2 HOFEI 3 ESTES (Simon) 4 STRAHLER 5 SAIS 6 ABIS (Alpenbeobachtungs- und Informationssystem) 7 MANTEL 8 ENDE 9 ZUOZ (Puter: Idiom des Rätoromanischen) 11 LASTSCHRIFT 13 ALKMENE 14 EITEL 16 INFANTERIE 21 PORE 22 AUSGABE 23 ROGGEN 24 KOSMOS 25 AMMERN 29 PAULO (Coelho, Der Alchimist war Bestseller) 30 ALTER 32 AUTO 33 TEIN 36 (in) SPE

Lösungswort — **WELTRELIGION**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Kaliber 324 S QR. Mechanisches Uhrwerk mit automatischem Aufzug.
Ewiger Kalender mit Rückstellzeiger für das Datum.

*„Unsere 175-jährige Erfahrung in der Kunst der feinen
Uhrmacherei ist das Herzstück unserer familiengeführten
Manufaktur. Sie ermöglicht uns seit jeher, einige der
elegantesten und kompliziertesten Werke zu bauen.“*

Thierry Stern
Präsident, Patek Philippe

